

LUDWIG STEIN
AUS DEM LEBEN
EINES
OPTIMISTEN

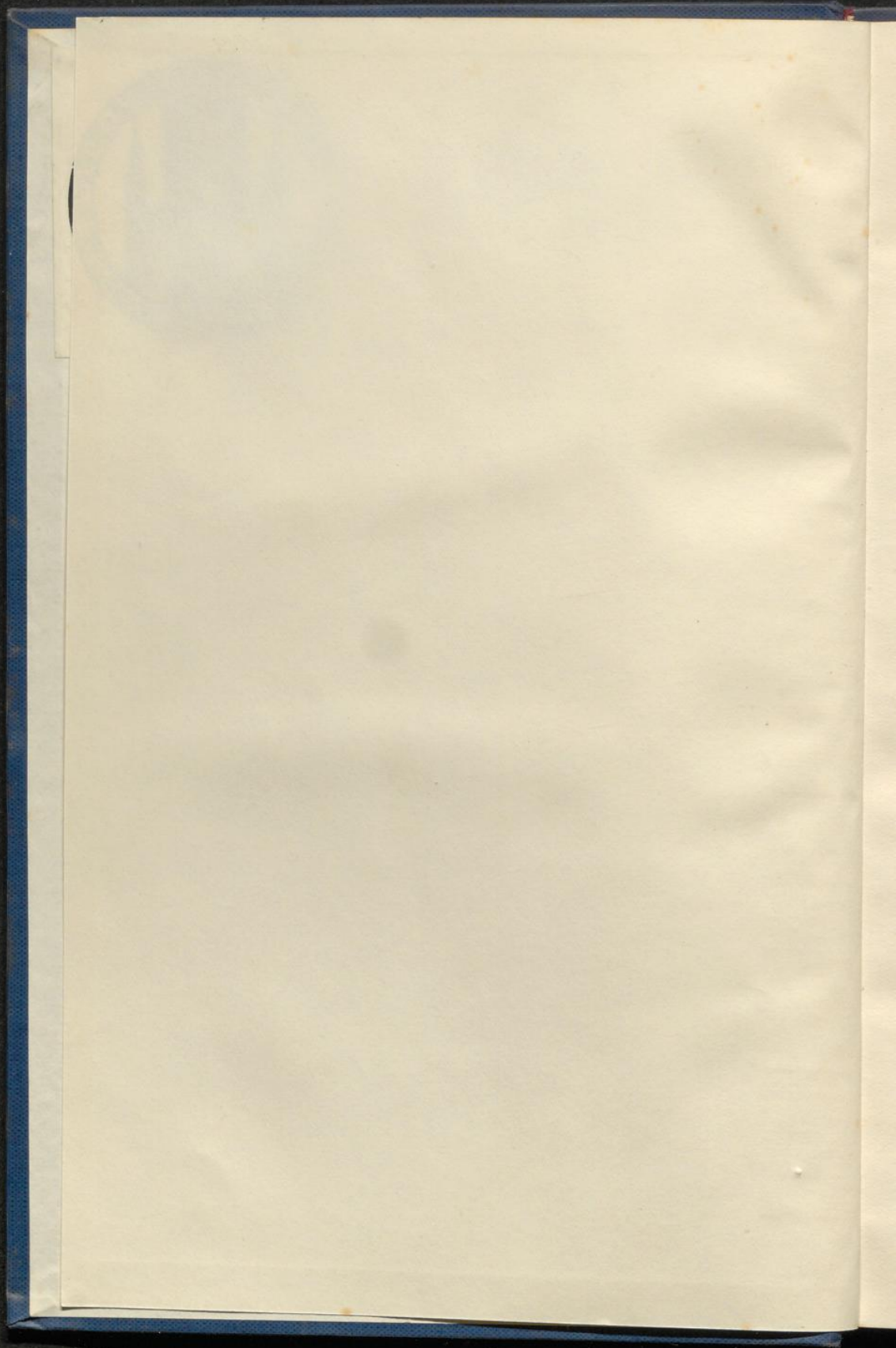


Wienbibliothek im Rathaus

288747 A

MA 9 - SD 25 - 072006 - 54

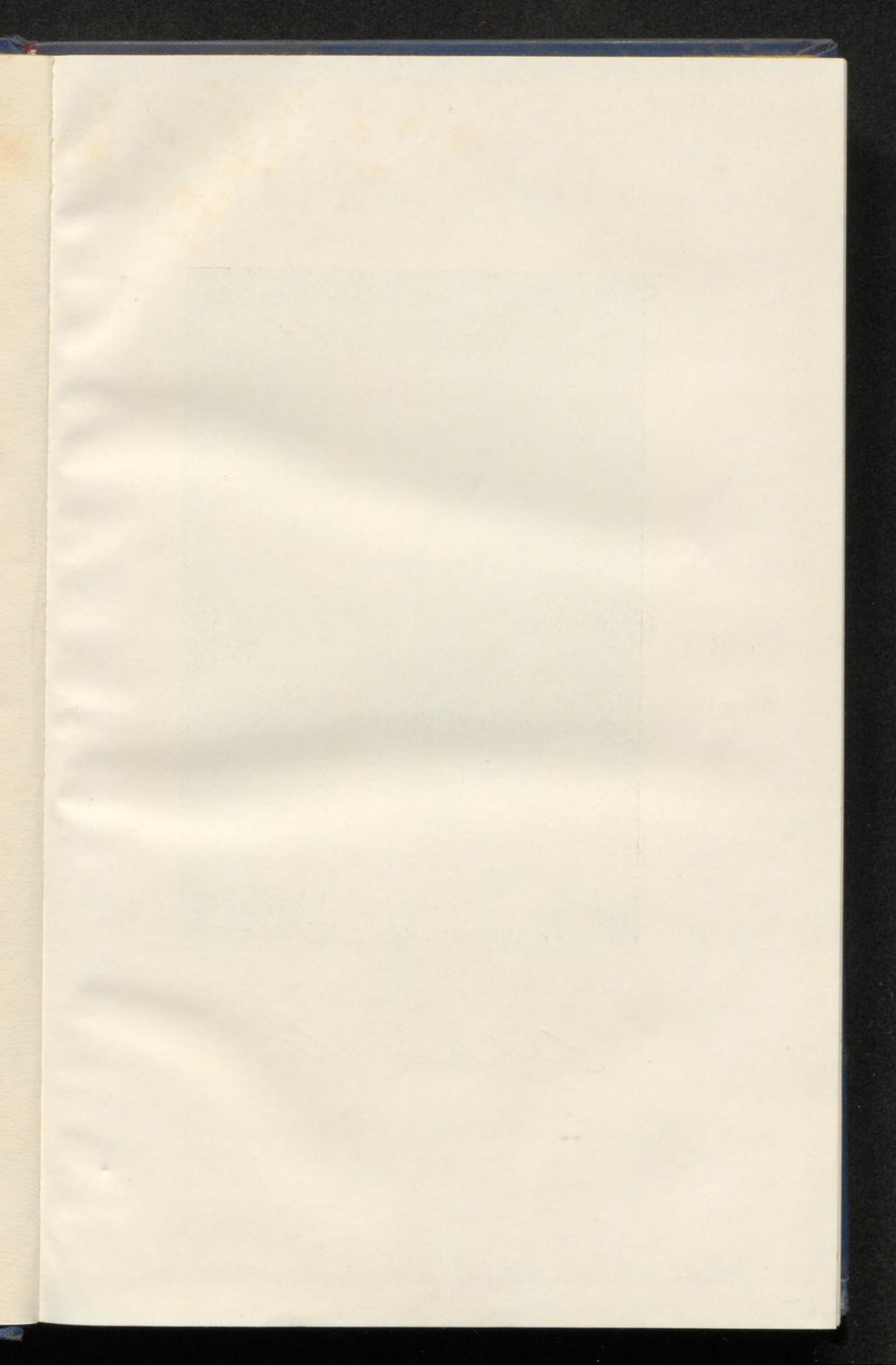
5.5

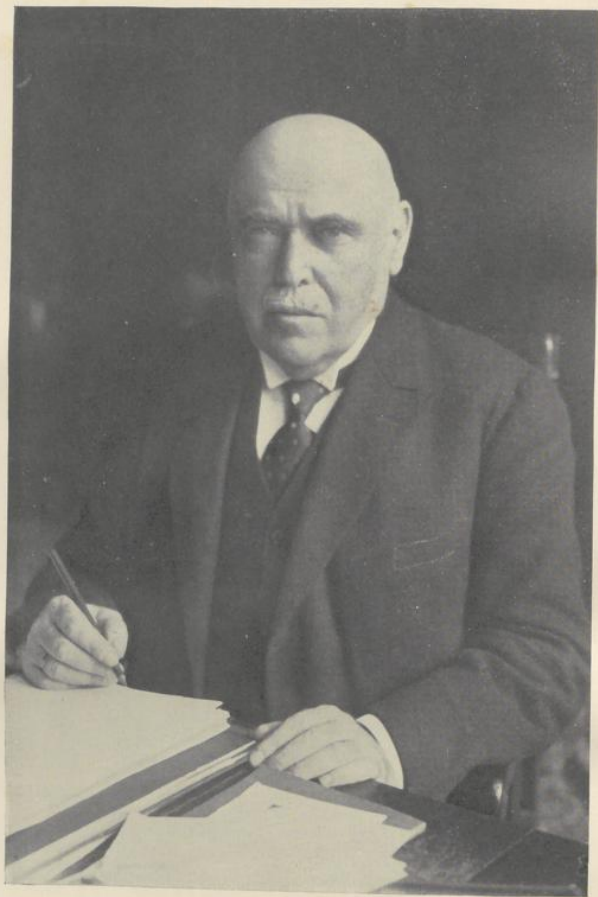


Erhalten in Dr. ...
Königsberg

STEIN: AUS DEM LEBEN EINES OPTIMISTEN

Bibliothek
Friedrich u. Dr. Irmfried Speiser





Andrew Stey

LUDWIG STEIN

AUS DEM LEBEN
EINES
OPTIMISTEN



1 9 3 0

BRÜCKENVERLAG IN BERLIN

A 288.747



Alle Rechte vorbehalten

Copyright by Brückenverlag G. m. b. H., Berlin W 10, Genthiner Str. 38

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

IN 467.067

Erstes Kapitel

Jugendjahre

Väterlicherseits entstamme ich einem alten Gelehrten-geschlecht, dessen Stammbaum anderthalb Jahrhunderte zurück-reicht und das den geistlichen Beruf ausübte. Mütterlicherseits komme ich von der Scholle her. Mein Großvater Habermann war ebenso wie dessen Vater Weingutsbesitzer in der Nähe von Tokaj, die als Großbauern ihre Weingüter selber bestellten und dadurch enger mit der Erde verbunden waren. Im Hause Habermann war es eine Gepflogenheit, daß die verheirateten Töchter bei der Geburt des zu erwartenden Erstgeborenen zur Groß-mutter Habermann, einer Frau von hochragender Gestalt und seltener Schönheit, für einige Wochen zogen, um dort ihre Niederkunft und die erste Pflege unter großmütterlicher Obhut zu erwarten. Mein Vater, ebenfalls Schriftgelehrter, wohnte bei meiner Geburt (12. November 1859) in Tokaj selbst, während ich auf der Besetzung meiner Großeltern in Erdöbénye das Licht der Welt erblickte. Bis auf den heutigen Tag ist mir dieses kleine Stückchen Erde als Heimatserinnerung teuer geblieben. Die Ferien verbrachte ich stets im Hause der Großeltern, des-sen Hablichkeit und gepflegte Umgebung mir den Inbegriff des Heimeligen darstellten. Eine Episode aus dem großelterlichen Hause ist mir im Gedächtnis haftengeblieben. Ich mochte fünf Jahre zählen, als das Wandermärchen vom Untergang der Welt auch das großelterliche Haus erreichte. Meine Großmut-ter hatte noch den Abendtisch gedeckt, das blendend weiße Linnen und die geschliffenen Gläser haben im Verband mit der reich besetzten Tafel meine Einbildungskraft lebhaft beschäftigt. Vor dem Hause meiner Großeltern sammelte sich das ganze Personal und die dörflichen Einwohner, um den auf eine be-stimmte Stunde festgesetzten Untergang der Welt in Bangen

und Harren zu erwarten. Mein Großvater, ein stämmiger, fest gefügter Großbauer, hatte eine Anwandlung von Aberglauben und begab sich unter die Menge, während meine Großmutter mit ironischer Skepsis ihm folgte, um ihn inmitten der Menge nicht allein zu lassen. Während der halben Stunde, welche die Angstprozedur vor dem Hause in Anspruch nahm, machte ich mich über den Abendtisch her und verzehrte das für drei Personen bestimmte Abendessen bis auf den letzten Rest. Als mein Großvater enttäuscht zurückkehrte, weil er den Rummel mit dem Weltuntergang nicht weiter mitmachen wollte und auch etwas beschämt darüber war, daß er dem Aberglauben der Bauern anheimfiel, während sein Enkel sich über die ganze Angelegenheit lustig machte, starrte er entsetzt auf die leere Tafel und wollte mir eine Tracht Prügel versetzen, weil ich die Mundvorräte vertilgt hatte. Meine Großmutter duldete aber den Ausbruch seines stark bäuerlichen Temperaments nicht und fiel ihm in den Arm, richtete aber gleich an mich die Frage, weswegen ich die ganze Abendtafel allein verzehrt hätte, worauf ich in munterer Geborgenheit, da die Großmutter mich in Schutz nahm, lächelnd antwortete: „Da die Welt doch untergeht, dachte ich, es sei schade um das schöne Abendessen, das besser bei mir aufgehoben wäre, statt im Schlund der Hölle unterzugehen.“ Beglückt sagte meine Großmutter, die bald darauf an der Cholera verschieden ist, zu meinem Großvater: dem Jungen kann nichts passieren, da er mit einem Silberhäubchen zur Welt gekommen ist.

Diese fromme Legende vom Silberhäubchen pflanzte sich durch meine Mutter zu einer Art von Familienüberlieferung fort. Als ich bei einem großen Brande in Tokaj aus dem Bette sprang und auf dem Hofe mit lauter Stimme das Gebet verrichtete, damit unser Haus vom Brande verschont bliebe, fand das Märchen von dem Silberhäubchen um so mehr Verstärkung und Vertiefung, als unser Haus in der Tat wie eine Insel vom Brande verschont blieb, was natürlich zur Bekräftigung dieser Sage nicht unerheblich beitrug.

Meine Eltern verzogen von Tokaj nach Pápa, wo mein Vater als Geistlicher wirkte. Die pädagogischen Grundsätze des Elternhauses waren sehr ernste. Spiel und Zeitvertreib waren streng verpönt, da man doch während dieser verlorenen Zeit besser Psalmen auswendig lernen könnte. Als ich aber mit

meinen acht Jahren dem natürlichen Spieltrieb fröhnte, während mein Vater schlief, gab es einen Höllenskandal, als er beim Erwachen merkte, daß ich mit meinen Spielkameraden mich im Fangball übte. Zur Strafe wurde ich auf drei Stunden in einen Holzverschlag eingesperrt, nahm aber im letzten Augenblick die lateinische Grammatik eines Sextaners mit in das „fidele Gefängnis“, damit ich mich während der aufgezwungenen Muße angenehm beschäftigen könne. Sehr erstaunt war man im Elternhause über mein stilles Verhalten im Holzkäfig. In Wirklichkeit benutzte ich diese drei Stunden, um die letzten Seiten lateinischer Prosa, die der Grammatik als Schulbeispiele angehängt waren, auswendig zu lernen, ohne natürlich ein Wort vom Text zu verstehen. Nach der Befreiung vom Gefängnis wurde ich barsch angefahren, was ich in den drei Stunden getan hätte, ohne mit einem Laut zu mucksen. Als ich dann erzählte, ich hätte diese drei Seiten Latein auswendig gelernt, wurde ein meinem Vater befreundeter Gymnasiallehrer herbeigeholt, um zu prüfen, ob ich wirklich diese drei Seiten aus dem Gedächtnis fehlerlos wiedergeben könne. Nach dem Examen, das restlos zu meinen Gunsten ausfiel, erklärte sich der Gymnasiallehrer bereit, mich *privatim*, und zwar ganz kostenlos, auf das Gymnasium vorzubereiten. Noch heute ist mir der Schluß, der die zehn Redeteile der lateinischen Grammatik durch je ein Wort darstellte, lebendig im Ohr: *vae tibi ridenti, quia mox post gaudium flebis*. So lernte ich den ersten Hexameter!

In der ersten Hälfte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts übersiedelten meine Eltern nach Holland, um die Tokajer Weine meiner Großeltern dort zu vertreiben und den Markt für diese Produkte in Holländisch-Indien zu öffnen. Da ich bereits *privatim* fürs Gymnasium ordentlich vorgebildet war, besuchte ich eine kurze Weile die fünfte Klasse des Gymnasiums von Sáros-Patak, weil es in der Nähe des großelterlichen Besitzes lag. Kaum hatten sich indessen meine Eltern in Amsterdam niedergelassen, reiste ich als 14jähriger Knabe mutterseelenallein von Patak nach Amsterdam. An der Grenzstation Emmerich war mir das Reisegeld ausgegangen, so daß ich nur noch eine Karte bis Haarlem bekam, um von dort zu Fuß bis Amsterdam zu wandern. Ein Reisegefährte, der meine tragische Geste bemerken mochte, kannte zufällig meine Eltern und löste mir das Billett bis Amsterdam, so daß ich um das

Vagabundendasein auf der Landstraße in einem fremden Lande, dessen Sprache ich nicht verstand, gekommen bin. Da ich zudem mein ganzes Reisegepäck mit mir trug, war ich über den Verzicht auf dieses sonst vielleicht lockende Abenteuer nicht sonderlich bekümmert. In Holland eignete ich mir rasch die Landessprache an, so daß ich mich auf die Aufnahme in ein holländisches Gymnasium in aller Ruhe vorbereiten konnte. Damals stand bereits mein Ziel fest vor meinen Augen. Unvergeßlich ist mir ein Sonntagsspaziergang mit meiner Mutter in Amsterdam, die mich plötzlich auf der Straße frug, was ich werden wolle, worauf ich ohne Wimperzucken und Zögern antwortete: Philosophieprofessor! Meine ungarischen Gymnasialzeugnisse waren so gut wie wertlos, da die holländischen Gymnasien auf ganz anderen pädagogischen Prinzipien aufgebaut waren. Da Holland inmitten dreier großen Kulturen lag und auf seine Sprache, die im 17. Jahrhundert europäische Geltung hatte, mit Recht stolz war, so mußten sich die holländischen Gymnasien auf die deutsche, englische und französische Sprache als obligatorische Fächer einstellen. Das Deutsche war mir ohnehin aus dem Elternhaus geläufig, das Französische hatte ich bereits in Patak und besonders durch Privatunterricht in Amsterdam ordentlich erlernt, so daß mir nur die englische Sprache fehlte, um in die oberste Klasse eines holländischen Gymnasiums einzutreten. Als ich mich nach entsprechender Vorbereitung, die besonders in den klassischen Sprachen eine recht intensive war, beim Rektor des Gymnasiums zu Zwolle zur Aufnahme in die oberste Klasse meldete, gefiel Dr. Mehler, der eine ausgezeichnete griechische Grammatik geschrieben hatte, meine Vorbereitung im Griechischen ausnehmend. Da er zudem in derselben Klasse seinen einzigen Sohn hatte, erwachte in ihm der lebhafteste Wunsch, daß ich Klassengenosse seines Sohnes würde, um ihm in der Förderung der klassischen Sprachen zur Seite zu stehen. Die Vorprüfung im Hause des Rektors Mehler fiel in allen Fächern befriedigend aus, bis die englische Sprache an die Reihe kam. Als ich ihm bekennen mußte, daß ich vom Englischen gar nichts verstünde, erklärte er mir kategorisch, daß von einer Aufnahme in die oberste Klasse keine Rede sein könne, da seine Schüler schon seit zwei Jahren das Englische als Mußfach betreiben. Ich ließ aber nicht locker und bat Dr. Mehler um eine englische Grammatik, indem ich erklärte,

daß ich in den zwölf Tagen, die bis zur Aufnahmeprüfung noch vor mir lagen, durch Selbststudium so viel Englisch erlernen könnte, wie ich zur Aufnahmeprüfung brauchen würde. An diesen zwölf Tagen habe ich nur mit vierstündiger Unterbrechung des Nachtschlafes nahezu zwanzig Stunden Englisch gelernt, so daß ich am Vorabend der Aufnahmeprüfung dem Rektor erklären konnte, es würde gehen. Die Kuratoren des Gymnasiums waren durchweg Honoratioren der Stadt Zwolle: der evangelische Geistliche, Arzt, Apotheker usw. Die Aufnahmeprüfung dauerte den ganzen Vormittag und fiel befriedigend aus, bis kurz vor zwölf, als die Magen der Kuratoren schon bedenklich zu knurren begannen. Dr. Mehler hatte es so eingerichtet, daß das Englische zuletzt an die Reihe kam. Ich bekam fünf Minuten Klausurarbeit im Englischen, die dazu benutzt wurden, das Urteil über die anderen Fächer zu fällen. Meine englische Klausurarbeit, deren Gegenstand meiner freien Wahl überlassen wurde, habe ich in englischer Sprache etwa in folgenden Worten niedergelegt: „Als ich vor etwa zwölf Tagen in Zwolle mich zur Aufnahme meldete, erfuhr ich von Dr. Mehler, daß das Englische Mußfach sei und bereits seit zwei Jahren von den jetzigen Primanern betrieben werde. Ich bat Dr. Mehler um eine englische Grammatik und lernte nahezu zwanzig Stunden täglich ausschließlich Englisch. Das Ergebnis meiner Bemühungen finden Sie als Niederschlag in diesem kleinen Aufsatz.“ Als ich dem Präsidenten der Aufnahmeprüfung, Pfarrer Brouwer, meinen Aufsatz überreichte, begrüßte mich auf dem Podium der Kuratoren eine Lachsalve. Mein etwas mutwilliger Scherz hatte auf der ganzen Linie gesiegt, so daß ich die Lacher auf meiner Seite hatte. Der Erfolg war ein an das Examen sich anschließendes Frühstück bei Pfarrer Brouwer, der ebenfalls einen Sohn in der Klasse hatte, der Zeit meines Lebens mein Freund geblieben ist. Seit diesem für mich historischen Frühstück habe ich die Kunst erlernt, Diplomatie am weißen Tische zu treiben, der mich in meinem späteren Lebenslauf unvergleichlich mehr gefördert hat als der grüne.

Nach bestandenen Abiturientenexamen, das mir besonders für den holländischen Examensaufsatz Lorbeeren eintrug, bezog ich die Universität Berlin (1876), um zu den Füßen des Meisters der griechischen Philosophie, Eduard Zeller, mich — neben dem theologischen Fachstudium — vorwiegend der Philosophie, ins-

besondere dem Studium der griechischen Philosophie zuzuwenden. Die Vorlesungen Eduard Zellers über griechische Philosophie habe ich dreimal gehört, um sie mir vollkommen zu eigen zu machen. Daneben trieb ich mit eifrigem Bemühen bei Professor Barth arabische Sprache und Literatur, weil ich schon damals fand, daß die arabische Philosophie für den Okzident ein unausgeschöpftes Gebiet sei. Mit siebzehn Jahren hielt ich einen Vortrag über die „Falaschas“ in Abessinien. Bei einem Ferienaufenthalt in Amsterdam besuchte der Herausgeber des „Letterbode“, M. Roest, meine Eltern. Er fand mich mit dem Manuskript meines Vortrages beschäftigt. Zum nicht geringen Stolze meines Vaters nahm er mir das Manuskript weg und druckte es an leitender Stelle des „Letterbode“ (1879) ab. Das war meine erste Publikation, die später als besonderes Buch erschien und mir nach vielen Jahren, anlässlich eines Besuches in Rom, eine Ehrung als Falascha-Forscher eintrug.

Am 21. Februar 1877, als die Zweihundertjahrfeier von Spinozas Geburt durch eine Einweihung seines Denkmals im Haag gefeiert wurde, hatte ich ein Erlebnis, das mir in meiner späteren Laufbahn starke Stützen geliehen hat. Als ich mich in den Ferien bei meinen Eltern in Amsterdam aufhielt, gewahrte ich einen Auflauf von Menschen, die sich um zwei Fremde scharten. Es stellte sich heraus, daß es zwei Deutsche waren, die eine Auskunft haben wollten, aber keiner aus der umringenden Schar verstand Deutsch, so daß sie sich nicht verständigen konnten. Als ich der Gruppe mich anschloß, in welcher sich eine Anzahl Bekannter befand, sagten sie, da sei ein Student aus Berlin, der deutsch spricht. Darauf trat der ältere der beiden Deutschen auf mich zu und stellte an mich die Frage: „Können Sie mir das Geburtshaus von Spinoza zeigen?“ worauf ich antwortete: „Über das Geburtshaus weiß nur Einer in der Welt Bescheid, und der weiß es falsch.“ Betreten fragte mich mein Gegenüber: „Wer ist denn dieser?“ worauf ich antwortete: „Das ist der berühmte Dichter Berthold Auerbach, der in seinem philosophischen Roman ‚Spinoza — ein Denkerleben‘ eine Straße und eine Nummer angibt, die nicht existieren. Ich habe das Buch gründlich studiert, bin den Angaben Auerbachs nachgegangen, habe aber keine Spur der angegebenen Straße aufdecken können.“ Darauf gab mir der Begleiter Auerbachs einen stillen Wink und deutete mit Augenzwinkern an: „Das ist

ja Berthold Auerbach!“ Der Umstand, daß ich ihn eines literarischen Vergehens zieh, wurde reichlich durch die Tatsache wettgemacht, daß ich sein Buch beinahe auswendig kannte. Er lud mich sogleich zur Fahrt nach dem Haag ein, wo er bei der Enthüllung des Denkmals eine Rede zu halten hatte. Da ich ihm zudem als Dolmetscher bequem war, so spann sich ein menschliches Verhältnis an, das bis zu Auerbachs Tode 1882 fort dauerte. Durch seine enge Freundschaft mit dem Führer der Nationalliberalen Partei im deutschen Reichstag, Eduard Lasker, der ein Vetter meiner Frau war, vertieften sich unsere Beziehungen. Beiden Freunden widmete ich Gedenkschriften, die gedruckt vorliegen.

In meinem Werkchen über Berthold Auerbach (1882) sagte ich im Schlußwort: „Waldumflüstert und laubbeschattet, umringt und umrauscht von einem lieblich sich schlängelnden Bach, liegt er in ein einsames und kühles Grab gebettet, er, der ein großes Menschenleben hindurch gekämpft und gerungen hat für Wahrheit, Freiheit, Licht und Aufklärung.“ Auch auf Eduard Lasker, der ein Jahr darauf in Amerika starb, habe ich einen literarischen Nekrolog veröffentlicht, der unter dem Titel: „Es werde Licht!“ erschien. Lasker hatte seine letzte Mahlzeit, bevor er nach Amerika zu seinem Bruder fuhr, bei uns eingenommen, und ich wurde von der Familie delegiert, nachdem er in Neuyork einem Herzschlag erlegen war, seine Leiche in Bremen in Empfang zu nehmen. Neben Theodor Barth, der von den politischen Sezessionisten nach Bremen entsandt war, hielt ich bei Entgegennahme der Bahre eine Ansprache, in welcher ich an die edlen Dioskuren Berthold Auerbach und Eduard Lasker erinnerte, die dem deutschen Namen im In- und Auslande Ehre gemacht hätten.

Zu den wertvollsten Bekanntschaften meiner Studienzeit in Berlin zähle ich die Verbindung mit Hermann Sudermann. Wir lernten uns bei der Begründung der „Freien wissenschaftlichen Vereinigung“, deren Alter Herr ich noch heute bin, kennen. Es war dies eine liberale Gegenorganisation gegen den „Verein Deutscher Studenten“. Als wir aus der Begründungssitzung der „F.W.V.“ die Linden entlang schlenderten und den Kommers der Gegenorganisation anhörten, der bis auf die Straße hinunterhallte, gelüstete es uns, als Zaungäste diesem Kommers beizuwohnen. Sudermann hatte Bedenken, weil er, der einer

alten evangelischen Familie entstammte, etwas vom jüdischen Typus an sich zu haben vermeinte und Verwicklungen befürchtete. In einer Anwandlung von Ausgelassenheit redete ich ihm diese Hemmungen aus, und wir schlichen fürbaß in den Saal. Vorerst verhielten wir uns ganz still. Als aber die Phraseologie des Präsidens gar zu hanebüchen wurde, kicherte Sudermann und stieß mich mit dem Ellbogen an. Das bemerkten unsere Nachbarn, und plötzlich hieß es: „Juden 'raus!“ Ich schwang mich auf meinen Stuhl und erklärte: „Kommilitonen, ich verbürge mich dafür mit Ehrenwort, daß mein Freund kein Jude ist.“ Ein donnerndes Bravo war die Antwort, und wir blieben lustig als Konkneipanten des „V.D.St.“ bis Mitternacht. Sudermann trollte sich ermüdet in seine Bude, während sich in mir der erste journalistische Kitzel regte. Ich weckte den Chefredakteur des Börsenkurier, dem ich die possierliche Geschichte erzählte, worauf er mit mir noch in die Redaktion eilte, damit ich meine Erlebnisse des Abends schildere. Das war mein journalistisches Debut!

Die Freundschaft mit Sudermann vertiefte sich mehr und mehr; sie blieb bis zu seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode unerschüttert. Auf seinen Wunsch hielt ich eine Vorlesung im kleinen Kreise über das „Kapital“ von Karl Marx. Dort wurde der Keim zu der Darstellung des „Hinterhauses“ seines Erstlingsdramas „Ehre“ gelegt, wie Sudermann mir wiederholt auseinandergesetzt hat. Als Sudermann lungenkrank wurde, sorgten einige Freunde für einen längeren Aufenthalt in Ospedaletti bei San Remo. Dort entstand jenes Drama, das sein dichterisches Schicksal entschied, „Die Ehre“. Er schickte das Manuskript unserem gemeinsamen Freunde Otto Neumann-Hofer mit der Bitte, es mit mir zu lesen und unser Urteil über die Dichtung ihm nach Ospedaletti zu übermitteln. Die ersten vier Akte haben eine helle Begeisterung in uns geweckt, während der fünfte Akt, der eine melodramatische Birch-Pfeifferrade in sich barg, dermaßen abfiel, daß ich zu dem Ergebnis kam: „Fiat amputatio.“ Dieser Auffassung schloß sich Neumann-Hofer an, so daß wir gemeinsam zur Streichung des letzten Aktes rieten. Sudermann ließ unserem Rate williges Gehör und strich den fünften Akt. Auch Oskar Blumenthal, der damals das Lessing-Theater leitete, sprach sich später für die Streichung aus. Feinhörige Kenner des dramatischen Aufbaues

haben damals schon herausgefunden, daß dem Drama die eigentliche Schlußpointe fehle. Die enthusiastische Aufnahme, die dieses Erstlingsdrama gefunden hat, übertönte indes alle Nebengeräusche, so daß nur Männer mit Gefühl für dramatische Fingerspitzen den etwas abrupten Schluß bemängelten. Die Laufbahn Sudermanns war von diesem Abend an entschieden. Unser Freund Otto Neumann-Hofer wurde auf Sudermanns Betreiben Pächter des Lessing-Theaters, dem ich als stiller Sozietär beitrug. Ich habe nahezu alle Premieren von Sudermanns Werken mitgemacht und vielfach in den Zusammenkünften im Hotel Kaiserhof die Festrede gehalten. Auch bei der Verehelichung von Hermann Sudermann, der am gleichen Tage wie Otto Neumann-Hofer in Helgoland seine standesamtliche Vermählung feierte und am Abend im Kaiserhof zehn der vertrauten Freunde zu einem Hochzeitsmahl um sich scharte, hielt ich die Festrede, während der Chefredakteur des „Kladderadatsch“ ein lustiges Poem vortrug, an dessen Schlußverse ich mich noch heute erinnere: „Drum, ihr Freunde, lustig gezecht, gesoffen, gebummelt, denn ihr habt uns um — einen Hochzeitsschmaus betrogen, bemogelt, beschummelt!“ Alle seine Veröffentlichungen hat mir Sudermann mit Widmungen und den entsprechenden Freundschaftsbriefen zugeschickt. Am 30. September, seinem Geburtstag, wallfahrteten jährlich Ludwig Fulda, Otto Neumann-Hofer und ich auf sein Schloß bei Trebbin, wo wir in Erinnerungen an Vergangenes schwelgten. So gnädig ihm die Sonne zeit seines Lebens gelächelt hat, so düster war sein Begräbnis, an der Seite seiner kurz zuvor dahingegangenen Lebensgefährtin. Die Sonne war verdunkelt. Ein orkanartiger Regenschauer machte die Feier für die endlose Schar seiner Anhänger zu einer betrüblichen Erinnerung.

Die Dichter und Schriftsteller großen Formates wie Theodor Fontane, Friedrich Spielhagen, Julius Wolff (Rattenfängerwolf), Karl Frenzel, Julius Stettenheim habe ich noch während meiner Studentenzeit näher kennenlernen dürfen, was ich als besondere Gnade meines Geschickes empfunden habe. Mit Sudermann zugleich wurde ich in diesen Kreis eingeführt, der sich, im Sommer zumal, auf der Vorderterrasse des Kaiserhofs allabendlich zwanglos zu einem Schoppen zusammenfand. Es war dies weder ein Klub noch ein Stammtisch, noch irgendeine Bindung, sondern eine stillschweigende Vereinbarung, daß

man sich nach dem Konzert oder Theater zu einer gemütlichen Aussprache beim Biere traf. Da ich ohnehin schon Berthold Auerbach nahestand, gereichte es mir zur besonderen Genugtuung, auch Spielhagen und Fontane nähertreten zu dürfen, so daß die drei Großen der damaligen Romanliteratur mir zugänglich waren und die ersten Anläufe meiner literarischen und philosophischen Tätigkeit mit wohlwollender Teilnahme begleiteten. Unvergeßlich ist mir ein Gespräch in diesem erlauchten Kreise über Eugen Zabel, den damaligen Redakteur der Nationalzeitung, dem man nicht mit Unrecht ein starkes Anpassungsbedürfnis, das die Grenze der literarischen Kleptomane streifte, nachsagte. Als wieder einmal Gerüchte kursierten, daß er bei einer Aneignung fremden Geistes Eigentums ertappt worden sei, hielt er sich von unserer Abendtafel eine geraume Weile fern. Als Fontane harmlos fragte, wo steckt eigentlich Eugen Zabel, gab es ein betretenes Lächeln der Eingeweihten, die Fontane von dem kleinen literarischen Skandal nichts mitteilen wollten. Nur der unerbittliche Satiriker Julius Stettenheim konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen, daß Zabel in London sei, worauf Spielhagen, offenbar eingeweiht, schelmisch fragte: „Was macht Zabel in London?“ Stettenheim antwortete mit schlagendem Witz: „Er schreibt in London den ‚Hamlet‘ ab.“ Darauf ein anderes Mitglied der Tafelrunde die Anekdote zum besten gab, man habe jüngst Zabel gefragt: „Ich habe so lange nichts von Ihnen gelesen, Herr Zabel, schreiben Sie noch?“ worauf Zabel geantwortet haben soll, „nicht regelmäßig, nur noch ab und zu“. Als sein Gesprächspartner schlagfertig weiter fragte: „was? zu auch?“ Darauf wurde unter allgemeinem Gelächter der Spitzname für Zabel aus der Taufe gehoben: „Abschriftsteller“. Oskar Blumenthal, dessen Unname „Blutiger Oskar“ lautete, weil er als erster Theaterkritiker des Berliner Tageblattes das gefürchtete Gespenst aller Autoren und Darsteller war, reagierte auf diese Aussprache über Zabel mit folgendem improvisierten Spottgedicht: „Ich habe ihn gesehen, und werde es nie vergessen; er hat an seinem Abschreibtisch in seinem Entlehnstuhl gesessen.“ Die Glocke schlug Mitternacht. Stettenheim schloß unter schallendem Gelächter die kleine Causerie, indem er die Uhr aus der Westentasche zog und sagte: „Meine Herren, ich schlage vor, das Gespräch über den abwesenden

Kollegen abzubrechen, um so mehr, als soeben die Geisterstunde geschlagen hat.“ Diese kleine Episode ist so kennzeichnend für die geistige Atmosphäre des literarisch führenden Berlin der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß sie ein reicheres Schlaglicht auf das Milieu wirft, als Gelehrte und fachkundige Verfasser von Literaturgeschichten es zu zeichnen vermöchten. Für meinen weiteren Werdegang war es nicht ohne Belang, daß ich, ungeachtet meiner damaligen Jugend, aus diesem Kreis Anregungen empfing, die sich später in meinen Schriften auswirken sollten.

Eine politische Abspaltung dieses Kreises bedeutete der berühmte Stammtisch im „Kaiserhof“, dessen Vorsitzender mein Namensvetter, August Stein, von der „Frankfurter Zeitung“ war. An diesem Stammtisch haben Jahrzehnte hindurch Politiker, wie der ehemalige Vizekanzler und Führer der Demokraten in Württemberg, Exzellenz von Payer, der Dichter und Politiker Albert Traeger und sein Schwiegersohn Justizrat Lewin-Traeger, der große Parlamentarier Conrad Hausmann, der Führer in der Stadtverordnetenversammlung Geheimrat Cassel, Victor Hahn, Generalkonsul Eugen Landau, Paul Weitz und sonstige prominente Mitglieder der beiden Kammern und der Hochfinanz teilgenommen. Der Schriftsteller und Philosoph Alexander Moszkowsky und der Cellovirtuose Heinrich Grünfeld gehörten ebenfalls als ständige Mitglieder diesem beinahe historisch gewordenen Stammtisch an. Als willkommener Gast gesellte sich zu unserem Kreise der Bruder des Dichters Paul Lindau, meines Vorgängers als Herausgeber von „Nord und Süd“, der Diplomat, Geheimer Legationsrat Rudolf Lindau, Kaiserlicher Generalkonsul in Barcelona, der als Novellendichter den Wettbewerb mit seinem großen Bruder ebenso aufnehmen konnte wie Karl Hauptmann neben seinem Bruder Gerhart und Heinrich Mann neben seinem Bruder Thomas. An diesem Stammtisch wurde Politik nicht bloß besprochen, sondern vielfach gemacht. August Stein, die Seele des Stammtisches, hatte ebenso wie von Huhn von der „Kölnischen Zeitung“ eine Art von Monopol bei dem Pressechef von Bismarck und den späteren Kanzlern, Exzellenz Hamann. Stein bekam täglich vertrauliche Nachrichten, die er mit ätzendem Sarkasmus und bitterer Ironie allabendlich uns in verdünnten Dosen vorsetzte, wobei er so geschickt lavierte, daß seine

vertraulichen Mitteilungen nur als Indiskretionen „als ob“ gewertet werden konnten. Der Schalk saß ihm im Nacken. Da die „Frankfurter Zeitung“ und die „Kölnische Zeitung“ die politisch maßgebendsten Organe des damaligen Deutschland waren, gegen welche weder die „Vossische Zeitung“ noch das „Tageblatt“ im internationalen Ansehen aufkommen konnten, so stellte August Stein, der eine ausnehmend stattliche Erscheinung und zudem ein geistiger Faktor von hohen Ausmaßen war, keine geringe Macht dar. Anregungen aus dem Kreise des Stammtisches wurden durch ihn weitergegeben, und umgekehrt wurden Mitglieder des Stammtisches dazu benutzt, bei August Stein gutes Wetter zu machen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist folgendes Erlebnis: Als ich von einem Diner im intimen Kreise vom Fürsten Bülow gegen 11 Uhr abends zum Stammtisch kam, bat mich Fürst Bülow, bei Stein zu sondieren, woher seine Verstimmung gegen Bülow rühre, die sich in seinen letzten Artikeln in der „Frankfurter Zeitung“ gegen den Reichskanzler unverhohlen offenbare. Stein höhnte über Bülow, den er als Charlatan und Schaumschläger mit den Worten bezeichnete: „Sie werden noch Ihr blaues Wunder mit ihm erleben!“ Als ich mich tastend vorwagte und zu ermitteln versuchte, worauf sich sein Ingrimme stütze, bekam ich folgende Aufklärung: „Als ich vor wenigen Wochen für mein Blatt bei den Kieler Festlichkeiten teilnahm, ging der Kanzler an der Seite des Kaisers dreimal grußlos an mir vorüber und übersah geflissentlich meine Anwesenheit.“ Als ich darauf antwortete, „vielleicht hat er Sie wirklich nicht gesehen“, meinte er in seiner Bonhomie: „Aber mein Lieber, Sie werden doch zugeben, daß ich keine Stecknadel bin.“ Am anderen Morgen riet ich dem Kanzler, August Stein zum Frühstück einzuladen. Obgleich Steins Werturteil über Bülow nach wie vor negativ geblieben ist, erfolgte doch nach diesem Frühstück eine Art von Waffenstillstand. Dem Stammtisch im „Kaiserhof“ verdanke ich eine Fülle wertvoller Anregungen, insbesondere nach der politischen Seite, wofür ich dem vor wenigen Jahren dahingegangenen Freunde August Stein dankbar verbunden bleibe.

Eine andere Auswirkung der hier geschilderten literarischen und politischen Gruppen fand ihren Niederschlag in der Begründung der „Literarischen Gesellschaft“, deren erste Mitglieder sich vorzugsweise aus den beiden hier geschilderten

Kreisen zusammensetzten. Otto Neumann-Hofer, Hermann Sudermann und Ludwig Fulda berieten mit mir in einem kleinen Stübchen eines Hotels am Potsdamer Platz die Errichtung eines eigenen Klubs nach englischem, amerikanischem und französischem Muster, in welchem sich Künstler, Gelehrte, Politiker und führende Wirtschaftler in einem eigenen Heim allabendlich treffen sollten, statt in Kaffeehäusern herumzuvagabundieren. Als bezeichnendes Beispiel für den Mangel eines ständigen Zusammenhanges der Geistigen wurde der auf diesen Abend fallende Geburtstag des damaligen griechischen Gesandten in Berlin, Rhangabé, der zugleich namhafter Dichter war, angeführt. Es gäbe keine literarische Instanz, der man die Befugnis zubilligen könnte, den Gesandten namens der Literatur zu begrüßen. Wir konstituierten uns noch am selben Abend als vorbereitendes Komitee und betrauten Otto Neumann-Hofer mit der Weiterführung des Planes. Da wir uns schon als Komitee fühlten, trauten wir uns die Befugnis zu, Rhangabés Geburtstag telegraphisch zu feiern. Es sollte ein Reim auf Rhangabé gefunden werden. Als alle jokosen Versuche, einen Reim auf Rhangabé zu finden, mißlingen, trat der Wortkünstler Ludwig Fulda mit einem glücklichen Reim hervor, der den jubelnden Beifall aller fand; das Telegramm wurde nach dem Vorschlag Fuldas mit dem einleitenden Reim abgeschickt:

„Nach des Lexikons Angabé
Werden Sie fünfzig, Rhangabé!“

Otto Neumann-Hofer setzte seine Bemühungen fort, und es gelang ihm in kurzer Zeit, die noch heute bestehende „Literarische Gesellschaft“ auf die Beine zu stellen. Friedrich Spielhagen und Julius Wolff wurden die ersten Präsidenten der „Literarischen Gesellschaft“, die in ununterbrochener Abfolge bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Etwa hundertfünfzig Mitglieder aus den Oberschichten der Kunst, Literatur, Wissenschaft, Presse und Wirtschaft finden sich allmonatlich zu einem zwanglosen Essen zusammen, deren launige Trinksprüche von Mund zu Mund zu kursieren pflegen. Das Ausleseprinzip der „Literarischen Gesellschaft“ gefiel mir so ausnehmend, daß ich es drei Jahrzehnte später in der von dem Parteiführer im Reichstag Bassermann und mir begründeten „Mittwochsgesellschaft“ (1914) übernommen habe. Man konnte

sich nämlich nicht als Mitglied melden oder bewerben, sondern nur vom Vorstand aufgefordert und eingeladen werden. Daraus ergab sich von selbst eine Art von Elite in der Zusammensetzung der Gesellschaft. Meine Freunde Sudermann, Fulda und vom Stammtisch im „Kaiserhof“ August Stein traten gleich in die „Literarische Gesellschaft“ ein, ebenso Otto Neumann-Hofer, dessen siebzigster Geburtstag in der „Literarischen Gesellschaft“ feierlich begangen wurde. Eine Episode aus den Zusammenkünften der „Literarischen Gesellschaft“ ist mir haften geblieben. Der Dichter Walter Bloem, der seinen Beruf als Rechtsanwalt in Barmen wegen der Muckerhaftigkeit der Bevölkerung aufgegeben hatte, ließ sich als freier Schriftsteller in Berlin nieder und brachte als Gast in die „Literarische Gesellschaft“ den kolonialpolitischen Star, Dr. Karl Peters, mit, dessen Werke, Taten und Untaten damals in aller Munde waren. Der damalige Abgeordnete im Reichstag, Dr. Otto Arendt, ebenfalls begründendes Mitglied der Gesellschaft, ging mit Peters durch dick und dünn und setzte sich mit Feuer und Flamme für ihn ein. Nach dem launigen Trinkspruch, der auf Peters ausgebracht wurde, beschlossen Sudermann, Bloem, Peters und ich, durch einen Nachtbummel dem Abend ein würdiges Finale zu verleihen. Peters erzählte aber bis zum Morgengrauen so lebhaft und anziehend, daß wir den Bummel vergaßen und nur seinen Worten lauschten. Bloem und Peters blieben Freunde und hielten bis zuletzt einander die Treue. Bloem wußte sich an seiner Vaterstadt Barmen für den ihm zugefügten Unglimpf mit Grazie und Eleganz zu rächen. Als das neue Stadttheater in Barmen eingeweiht werden sollte, fand es mein Freund, Theodor Hinsberg, Direktor des Barmer Bankvereins, den sein Vater begründet hatte, für schicklich, den inzwischen zum angesehenen deutschen Dichter emporgelangen Walter Bloem mit der Abfassung des Festgedichtes für den Eröffnungsabend zu betrauen. Hinsberg war Präsident der Theaterkommission und hatte also das Bestimmungsrecht über die Wahl des Autors für das Festgedicht. In einem Anfall von spitzbübischer Lausbubenhaftigkeit betraute er den ingrimigen Feind der Barmer Muckerei und Philisterei Walter Bloem mit der Abfassung des Carmens. Bloem ließ bis zum Tage der Eröffnung auf das Gedicht warten. Am Tage der Vorstellung telephonierte mein Freund Hinsberg nervös an

Bloem, man sei in peinlicher Verlegenheit, weil sein Festgedicht noch nicht eingetroffen sei. Bloem antwortete durch Fernruf, daß er es selbst an die Bahn bringe, dem Schaffner anvertraue, von dem es um 6 Uhr vom Bahnhof abgeholt werden könne. Bloem verfolgte mit dieser absichtlichen Verzögerung den neckischen Hintergedanken, daß das Poem von der ersten Schauspielerin abgelesen würde, ohne daß man Zeit fände, Zensur zu üben. Der Erfolg war durchschlagend. Harmlos und unbefangen las die Schauspielerin das Gedicht vor, in welchem Bloem der Bourgeoisie von Barmen die galligsten Sottisen an den Kopf warf. Der darauf folgende Theaterskandal hat nicht wenig zu Bloems Popularität in Barmen beigetragen. — Einen harmonischeren Verlauf nahm ein anderes Erlebnis mit Walter Bloem im Frühjahr 1914, als er gerade seine dreibändige Romanserie „Das eiserne Jahr“ abgeschlossen hatte und einen lärmschlagenden Erfolg buchen durfte, wie er kaum einem anderen Dichter dieses Jahres zuteil wurde. Baronin Bertha von Suttner (die Friedensbertha), die in Bern mein jährlicher Gast anläßlich der Tagung des „Internationalen Friedensbüros“ war, dem ich als permanentes Mitglied für Bern angehörte, meldete sich nach ihrer Rückkehr aus Amerika, wo sie Präsident Wilson für ihre Ideen gewonnen zu haben glaubte, bei uns zu Gast, um einige Tage in unserem Hause zu verweilen. Meine Tochter Helene, die mit dem Stadtrat von Schöneberg, Dr. Moritz Licht, verheiratet war, wohnte in meinem Hause und eilte als eifrige Bewundererin und innige Freundin der Baronin Suttner nach dem Lehrter Bahnhof, um den illustren Gast zu begrüßen und in unser Haus zu bringen. Als ich vor dem Hause am Lützowufer lustwandelnd auf und ab ging, um Frau Suttner mit meiner Tochter in Empfang zu nehmen, kam Walter Bloem an einem herrlichen Maiensonnntag schlendernd vorüber. Nach warmer Begrüßung fragte ich ihn abrupt: „Wohin des Weges? Sind Sie zu Mittag frei?“ Er nahm mit Genugtuung an, und wir gingen vor unserem Hause auf und ab, bis das Auto mit der Baronin Suttner kam, deren Ankunft ich ihm wohlweislich verschwieg. Auf der Straße stellte ich vor: „Das Eiserne Jahr“ — „Die Waffen nieder“. Eine lustigere Gegenüberstellung mit literarischer Gourmandise war kaum denkbar. Stundenlang haben Kriegsdichter und Friedensdichterin in meinem Hause in überschäu-

mender Laune ein dialektisches Florettfechten veranstaltet, das den Teilnehmern unvergeßlich bleibt. —

Für mich bedeutete dieser Zusammenhang von Literatur und Kunst während meiner nahezu 27jährigen Tätigkeit als Philosophie-Professor in Zürich und Bern ein geistiges Band von unverlierbarem Werte. Dem Stammtisch am „Kaiserhof“ blieb ich als auswärtiges Mitglied Jahrzehnte hindurch ebenso treu wie Paul Weitz, der Vertreter der „Frankfurter Zeitung“ in Konstantinopel, der wie ich seine Ferien dazu benutzte, den Zusammenhang mit den politischen Führern und menschlichen Freunden durch die vertrauliche Zwiesprache im „Kaiserhof“ aufrechtzuerhalten und zu vertiefen. Da mein Entschluß zudem feststand, den akademischen Lehrberuf nicht bis an mein Lebensende fortzuführen, sondern in einem mir passend erscheinenden Zeitpunkt doch wieder in Berlin zu landen, so hütete ich die Überlieferung vom Stammtisch und „Literarischer Gesellschaft“ sorgfältig, um eine seelische Heimat zu besitzen, wenn ich nach Jahrzehnten nach Berlin zurückkehren sollte.

Meine wissenschaftlichen Studien an der Universität bewegten sich in zwei Richtungen. Da ich nach Wunsch meiner Eltern Theologie studieren sollte, konzentrierte ich mich auf Philosophie, die seit meiner ersten Kindheit die Lebensmelodie war, die in mir klang, und orientalische Sprachen, insbesondere die arabische (das Hebräische kannte ich ohnehin), weil ich ein Feld vor mir sah, das unbeackert schien. Die Philosophie der orientalischen Völker, besonders der Araber, wurde von deutschen Philosophie-Historikern stiefmütterlich behandelt. Hier gab es für mich eine Lücke, die ich auszufüllen gedachte. Nach Beratung mit meinem Lehrer an der Berliner Universität für die arabische Sprache und Literatur, Professor Barth, und nach Rücksprache mit meinem Professor für Psychologie, Moritz Lazarus, dessen Nachfolger auf dem ordentlichen Lehrstuhl der Universität Bern ich später werden sollte, was ich mir damals nicht träumen ließ, entschied ich mich für das Thema der „Willensfreiheit und ihr Verhältnis zur göttlichen Präscienz und Providenz bei den jüdischen Philosophen des Mittelalters“. Während der Arbeit an meiner Dissertation verinnigte sich mein persönliches Verhältnis zu meinem Lehrer Eduard Zeller, dessen fünfbandige Geschichte der „Griechischen Philosophie“ für mich eine Offenbarung bedeutete. Zeller

hat auf meinen philosophischen Werdegang den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. In seinem Seminar über Aristoteles habe ich neben dem letzten amerikanischen Botschafter in Berlin, Jacob Gould Schurman, assistierend mitgearbeitet. Durch meine Promotion in Halle (1889) mit Philosophie als Hauptfach, Arabisch und Deutsche Literatur als Nebenfächern, schloß ich die Ergebnisse dieser Verbindung von orientalischer Philologie und Philosophie ab, um mich unter Führung Eduard Zellers restlos der griechischen Philosophie anheimzugeben.

Am 3. April 1883 verheiratete ich mich mit der Tochter Auguste des Großkaufmanns Adolf Ehrlich, dessen Gattin eine Tante des liberalen Parteiführers Eduard Lasker war. Die Schwester meiner Frau war mit dem Geheimen Legationsrat im Auswärtigen Amt Dr. Wilhelm Cahn verheiratet, dessen „Pariser Erinnerungen“ in lebhafter und anschaulicher Form seine Erlebnisse von 1870/71 in Paris, wo er Attaché an der bayrischen Gesandtschaft war, schildern: ein wichtiges geschichtliches Denkmal aus jener Zeit. Im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens unserer Geschwister stand der Vetter Eduard Lasker, der als Junggeselle nicht in seiner Wohnung in der Viktoriastraße, sondern bei meinem Schwager Cahn seine Empfänge abhielt. Dort lernte ich Graf Herbert Bismarck, die Parteiführer von Bennigsen, Miquel, von Forckenbeck, von Stauffenberg, Rickert, Barth, kurz die parlamentarisch führenden Männer der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kennen. Den Zentrumsführer Windthorst kannte ich durch meinen Vater, der jedes Jahr in Ems mit ihm zusammentraf und dauernd angenehme Beziehungen mit ihm unterhielt, die sich auf mich übertrugen. Mein Schwager Cahn teilte im Auswärtigen Amt das Zimmer mit dem Dichter Ernst von Wildenbruch, der dasselbe Ressort über Staatsangehörigkeit behandelte wie mein Schwager, dessen Buch über „Staatsangehörigkeit“ als klassisch angesprochen werden kann. An unserer Verlobung trug Ernst von Wildenbruch im Hause meines Schwagers das Manuskript seiner Novelle „Kindertränen“ vor, ohne Pathos und Deklamation, rein menschlich, so daß uns dieser Abend in unvergeßlicher Erinnerung blieb. Aus diesem Kreise stammen nun meine politischen und literarischen Beziehungen, die für meinen weiteren Lebenslauf bestimmend gewesen sind.

Eine Tätigkeit als Kanzelredner in Berlin ist Episode geblieben, zumal ich fest entschlossen war, mich der akademischen Laufbahn zu widmen und mich für das Lehrfach der Philosophie zu habilitieren. Auf Anraten meines Meisters Eduard Zeller widmete ich mich dem Studium der Stoiker, deren Psychologie noch so gut wie unerforscht war. Zwei Jahre hindurch arbeitete ich mit Aufbietung aller Kräfte und einer Arbeitszeit von durchschnittlich 16 Stunden täglich an der Habilitationsschrift „Psychologie der Stoa 1. Band“. Um mich abzulenken, versuchte ich es mit der Journalistik. Mein Vetter Eduard Lasker gab mir ein Einführungsschreiben an den damals angesehensten politischen Journalisten Berlins, den Chefredakteur der Nationalzeitung, Friedrich Dernburg, den Vater des gewesenen Reichsfinanzministers Bernhard Dernburg. Dernburg veröffentlichte eine Reihe meiner Arbeiten in der Nationalzeitung und empfahl mich dem Chefredakteur des „Berliner Tageblatt“, Dr. Arthur Levysohn. Ich trat als Volontär ein und fand in Levysohn, dessen Spezialität das Schürfen und Pirschen nach neuen Talenten bildete, einen väterlichen Freund und Förderer. Buchbesprechungen und Theaterkritiken sollten das Leitseil sein, an welchem ich mich zur Journalistik emporzurecken hätte. Als mir etwa ein Dutzend Bücher für die Weihnachtsnummer zur Besprechung übergeben wurden, sollte ich in seinem Hause nach Kenntnisnahme des Vorwortes der betreffenden Bücher, über welche ich zu schreiben hätte, mich sofort an die Arbeit begeben, um im Siebenmeilenstiefeltempo zwölf bis fünfzehn Zeilen sofort zu diktieren. Meine Arbeit ging Levysohn nicht schnell genug, da der Setzerlehrling auf das Manuskript wartete. Als ich in meiner Gelehrteneigenschaft darauf hinwies, daß ich doch mindestens das Vorwort lesen müßte, bevor ich schrieb, sagte Levysohn: „Das ist ein gelehrtes Vorurteil. Ich werde Ihnen gleich zeigen, wie das gemacht wird.“ Er nahm ein dickes Buch, roch daran und diktierte in fünf Minuten die Rezension, mich ermunternd, seinem guten Beispiele zu folgen. Leider war ich für das Blitzzugtempo ein Versuch am ungeeigneten Objekt. Immerhin wurde ich in den engsten Kreis der Levysohn-Entdeckungen aufgenommen, zu welchem damals schon Hermann Sudermann, Fritz Mauthner, Julius Stinde und das wirkliche Genie unter uns, Walter Gottheil (Verfasser der „Berliner Märchen“), ge-

hörte. Es wurde beschlossen, daß wir die „Montagsausgabe“ des „Berliner Tageblatt“, später als „Zeitgeist“ bekannt, redigieren sollten. Die Rubriken wurden verteilt: Walter Gottheil schrieb jede Woche die gereimte politische Chronik, die in ihrer Feinheit und Zartheit, in übermütiger Laune und bacchantischer Lust, in Witz und Satire schlechthin unübertreffbar war. Leider ist der feine Poet, der schwer lungensüchtig war, wie ein Meteor am literarischen Himmel plötzlich versunken. Die zweite Rubrik hatte Fritz Mauthner mit seiner berühmt gewordenen Serie „Nach berühmten Mustern“, in welchen er die großen Poeten der achtziger Jahre parodierend verulkte, was ihn aber nicht hinderte, nach Oskar Blumenthal der Theaterkritiker des Berliner Tageblatt“ zu werden. Stinde schrieb in jeder Nummer eine seiner lustigen „Buchholtz-Geschichten“, in denen er alle Spießer und Philister von Berlin N weidlich durchhechelte und mit unübertrefflichem Humor hohnneckte. Sudermann schrieb regelmäßig eine seiner „Zwielichtgeschichten“, die lange vor „Frau Sorge“ und „Katzensteg“ seinen literarischen Ruhm begründeten. Als uns eines Abends eine Serie über technische Erfindung, und zwar über das damals im Aufkommen begriffene Glühlicht angeboten wurde und eine zweite über den in Frankreich zur Blüte gelangten Naturalismus zum Abdruck kommen sollte, fragte Levysohn nach passendem Titel dieser neu einzufügenden beiden Serien. Darauf die prompte Antwort: Reihenfolge „im Zwielicht“, „im Glühlicht“, „im Spüllicht“. Allgemeiner Beifall belohnte das witzige Wortspiel. Mir selbst wurde die Serie über die „Berliner Theaterkritiker“ anvertraut, die später auch in zwei Auflagen als Buch erschienen sind (1884). Ich behandelte die Theaterkritiker Karl Frenzel, F. Mauthner, Paul Lindau, Th. Fontane, Fr. Adami, O. Blumenthal, K. Elcho, A. Rosenberg, O. Brahm, Th. Zolling. Sämtliche kritische Studien sind im „Deutschen Montagsblatt“, dem Vorgänger des „Zeitgeistes“, erschienen. Im Vorwort charakterisierte ich das Wesen des Theaterkritikers mit folgender Bemerkung: „Der Theaterkritiker ist zunächst für den dramatischen Dichter der Chirurg. Mit spitzer, kritischer Sonde prüft und untersucht er den dramatischen Körperbau des Dichterwerkes. Schadhafte Stellen, eingewurzelte Erbfehler, angefaulte, brandige Bestandteile wird er mit kühner Künstlerhand und scharfem kritischen Seziersmesser aus-

schneiden und beseitigen. Überflüssige, hindernde Glieder und krüppelhafte Verrenkungen des Dramas wird der geübte literarische Chirurg zum Vorteil des Ganzen mit unerbittlicher Strenge amputieren lassen.“

Die von mir geschilderten Theaterkritiker nahmen die kleinen Bosheiten mit guter Laune entgegen, bis auf Otto Brahm, der es mir verübelte, daß ich von dem ätzenden Gift seiner Theaterkritiken in der „Vossischen Zeitung“ schrieb, er habe in der einen Herzkammer statt Blutgefäße ein Tintenfaß, das zudem mit beißender Lauge gefüllt sei. Dagegen nahm Theodor Fontane meine ironisierenden Bemerkungen über seine Theaterkritiken nicht krumm, sondern mit Wohlwollen entgegen, obgleich ich ihm nachfolgende Bosheit versetzt hatte: „Ich verurteile zwar auf das schärfste jene Schriftsteller, welche dem berufsmäßigen Jäger gleich ihr Wild — Dichter oder Schauspieler in diesem Falle — unablässig hetzen und verfolgen, um so ihr schriftstellerisches Dasein zu fristen; aber auch das entgegengesetzte Verfahren trifft schwerlich das Rechte. Dem Wilde aufzulauern, seine Bewegungen zu beobachten und zu mustern, um es, wenn es gerade in die Schußweite gekommen ist, gutmütig davonlaufen zu lassen, das vermag nur ein — Sonntagsjäger. Er behandelt sein Wild — Dichter oder Schauspieler — manchmal mit so zarter Schonung und liebenswürdiger Rücksicht, als ob für das Königliche Schauspielhaus eine kontinuierliche Schonzeit festgesetzt wäre — —.“ Natürlich veröffentlichte ich diese Kapriolen meiner journalistischen Flegeljahre nicht unter meinem vollen Namen, der vielmehr für wissenschaftliche Veröffentlichungen vorbehalten blieb (ähnlich wie später mein Pseudonym „Diplomaticus“), sondern unter dem nom de plume „Eduard Vollmer“, und zwar Eduard, nach dem Vornamen meines Veters Eduard Lasker, Vollmer, nach dem berühmten Darsteller im Schauspielhaus, dessen Bewunderer ich damals war, und dessen mimisches Talent in aller Munde war. Ihm wurde u. a. folgendes Scherzwort angedichtet: Als er beim Theaterfriseur am Gendarmenmarkt, einem stotternden und humorlosen Durchschnittling, in den Laden trat, um sich barbieren zu lassen, grüßte er den Ladeninhaber stotternd mit den Worten: „Gguten Mmorgen, Herr Schulze“, worauf eine Ehrenbeleidigungsklage erfolgte. Am Gerichtstische fragte der

amtierende Präsident den allbekannten Schauspieler nach seinem Nationale, worauf er stotternd antwortete: „Ich heiße V—V—Vollmer.“ Belustigt fragte der Präsident: „Warum stottern Sie denn, Herr Vollmer?“ worauf er geistesgegenwärtig erwiderte: „Ich ssstottere immer.“ Als der Präsident belustigt fragte: „Warum stottern Sie auf der Bühne nicht“, antwortete er schlagfertig: „Auf der Bühne verstelle ich mich.“ Mit homerischem Gelächter erfolgte der Freispruch Vollmers. Diese Humoreske mochte der äußere Anlaß sein, daß ich gerade Vollmer als Pseudonym erwählte. Das Büchlein trug mir viele Freunde ein, die mir zum überwiegenden Teil Jahrzehnte hindurch die Treue gewahrt haben. Dazu rechne ich in erster Reihe Fritz Mauthner, über den ich u. a. folgendes ausführte: „Er ist, im Gegensatz zu Paul Lindau, kurz angebunden, kühl und zugeknöpft. Ohne gerade von vier-schrötiger, ungeschlachter Derbheit zu sein, liebt er es doch nicht, erzwungene Komplimente und gekünstelte Verbeugungen zu machen. Mit biederber überzeugender Treuherzigkeit sagt er dem Dramendichter deutlich und unumwunden seine Meinung. Er führt den kritischen Schnitt mit fester, entschlossener Hand aus, ohne dabei viel Aufhebens und Federlesens zu machen. Und doch werden vernünftig denkende Autoren der offenen, aber niemals persönlich-gereizten Art Mauthners vor der äußerlich geschliffenen und höflicheren, aber im Grunde doch verletzenderen Kritik Lindaus entschieden den Vorzug geben. Ein schlichter, ehrlicher Tadel auf gewöhnlichem Briefpapier kränkt uns eben nicht so sehr, wie ein ironisch gewundenes Lob auf Rosapapier — in parfümiertem Kuvert — —.“ Mit Mauthner verband mich neben der gemeinsamen Tätigkeit im „Deutschen Montagsblatt“ die stille Liebe zur Philosophie. In seiner bescheidenen Wohnung in der Frobenstraße haben wir stundenlange philosophische Zwiesprache gehalten. Der gefeierte Theaterkritiker des „Berliner Tageblatt“, dessen Aussprüche wie Orakel herumgeboten wurden, und dessen Parodie „Nach berühmten Mustern“ in allen Salons der Berliner Gesellschaft auslag, erklärte mir inmitten seines Aufstieges, daß dieser ganze Lärm der Großstadt ihm in der Seele innerlich zuwider sei. Des lauten Straßenerfolges seiner „berühmten Muster“ schäme er sich. Seine Sehnsucht gelte vielmehr einem beschaulichen Zurückziehen in eine einsame

Klaue nach dem Muster der Tonne des Diogenes, der am hellen lichten Tage mit einer Laterne nach Menschen gesucht habe. Er wolle mit einer solchen Diogeneslaterne in das Wesen der Sprache hineinleuchten, um sie in ihrer ganzen Verkehrtheit und Blöße aufzudecken. Sollte ihm das Geschick hold sein und eine ökonomische Unabhängigkeit ihm verbürgt werden, so würde er sich von dem widerwärtigen „Betrieb“ zurückziehen, um sich restlos seinen philosophischen Plänen widmen zu können. Ehrlich gestanden, hielt ich das für Pose und Koketterie, zumal Mauthner das Verfängliche der Reichshauptstadt, wie es Sudermann in „Sodoms Ende“ unnach-sichtig gegeißelt hat, mit genießerischen Nüstern aufzog und mit allen seinen Poren einfiel. Aber mein Argwohn sollte durch die Wirklichkeit Lügen gestraft werden. Als Mauthners Bruder, der es zum führenden Direktor der österreichischen Kreditanstalt gebracht hatte, ihm die Mittel zum Lebensunterhalt und zur Drucklegung des dreibändigen Werkes „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ (1901/02) zur Verfügung stellte, da sagte Mauthner, dessen Gattin kurz vorher gestorben war, dem mondänen Leben von Berlin kurzerhand Valet; er zog sich in einen kleinen Vorort von Freiburg im Breisgau zurück, wo er seine zweite Lebensgefährtin fand, die ihn dann bis zu seinem Tode in dem idyllischen Häuschen am Bodensee betreute. Seine „Totengespräche“ (1906), vollends sein „Philosophisches Lexikon“ zeigen ihn auf der Höhe seiner philosophischen Schaffenskraft. Seine Stärke und dialektische Begabung lagen auf dem Gebiete der Analyse. Wie Ariadne konnte er tagsüber ein System mit feinen Fingern weben, um es nachts wieder in seine Maschen aufzulösen. Seine kritische Leistung hatte in Veranlagung und Ausführung eine starke Ähnlichkeit mit der des Berliner Philosophen Georg Simmel, der damals als Privatdozent in Berlin auftrat und mir wissenschaftlich wie menschlich nähergekommen ist. Mauthner wie Simmel blieb jene „schöpferische Synthese“ versagt, die Bergson, der sich einen Schüler Simmels nennt, in so hohem Grade auszeichnet. Die Grundeinstellung beider Philosophen war negativ-kritisch, aber nicht gestaltend und aufbauend. Wie Mauthner in seinem „Philosophischen Lexikon“ mit Recht betont, sind die Skeptiker und Zyniker seine eigentlichen Geistesverwandten. Ebenso fühlte Mauthner seine innere Affinität mit d'Alembert

und Diderot, den Begründern jener philosophischen Enzyklopädie, die dem aufklärerischen achtzehnten Jahrhundert das eigentliche Gepräge verliehen hat. Rousseau, Voltaire und Helvetius waren diejenigen führenden Geister, welche der Enzyklopädie ihr weltweites Ansehen verliehen und durch die einzigartige Mischung von Historie, Belletristik, reiner Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft die literarische Dominante jenes Zeitalters geworden sind. Da nun Mauthner selbst durch Studiengang, Neigung und Veranlagung eine solche Mischung von Schöngesterei, Feuilletonistik, Theaterkritik, Romanschriftstellerei, Novellistik, Parodie und wissenschaftlicher Philosophie in sich darstellte, so lag es nahe genug, sich an diese großen Vorbilder anzulehnen. Die Ideenfülle und Gestaltungskraft Fritz Mauthners bleiben auch dann bewundernswert, wenn ihm, in philosophiegeschichtlicher Betrachtung gesehen, das Höchste und Letzte ebenso versagt blieb wie Simmel. Systembildende Kraft allein gewährt den Anspruch auf philosophische Unsterblichkeit. Kritiker, Verneiner, Nörgler und Auflöser haben zu gegebener Zeit ihr philosophiegeschichtliches Daseinsrecht. Wenn sich in überüppiger Entfaltung metaphysischer Luftgebilde allzu reichlicher Schutt angesammelt und allzu feinmaschiges Spinnwebgewebe angehäuft hat, dann ist es an der Zeit, daß man mit kritischem Besen dazwischenfährt, um Aschenreste herzhaft zu entfernen und den Modergeruch durch Ausräuchern zu verscheuchen. Das war die Arbeit und die geschichtliche Aufgabe der Sophisten und Epikuräer im Altertum, der Renaissance-Philosophen gegenüber der Scholastik, der Enzyklopädisten endlich gegenüber der überwuchernden Dogmatik der Kartesianer in Frankreich, insbesondere des Philosophen Malebranche. Bis zu diesem Punkte ging ich mit Mauthner und Simmel einig. Dann aber trennten sich unsere wissenschaftlichen Wege. Ich blieb als treuer Zeller-Schüler ein strenggläubiger Verfechter der Lehre meines Meisters, daß man neue Systeme nur dann aufbauen sollte, wenn man die alten mit philologischer Akribie durchforscht und mit den exakten Methoden der philosophie-geschichtlichen Untersuchung restlos durchleuchtet habe. Aus diesen Gründen lehnte ich es damals ab, ein Lehrbuch der Geschichte der Philosophie zu verfassen, das mir ein Verleger mit lockendem Verträge zugemutet hat, indem ich Zeller erklärte, ein solches

Buch kann man nur in der höchsten Reife schreiben, nicht aber auf der ersten Stufenleiter aufsteigender wissenschaftlicher Tätigkeit. Mit dem skeptischen Besen vollends wollte ich nichts zu tun haben, da dies kein Prunkstück eines guten Haushaltes ist, sondern verschämt in die Ecke gestellt wird, wenn er seinen Kehrriechdienst verrichtet hat. Mauthner ging nach Freiburg als freier Philosoph, ich als Privatdozent der Philosophie nach Zürich, um jene philosophiegeschichtlichen Fundamente auszubauen, die ich in der Schule Eduard Zellers gelegt hatte.

Zweites Kapitel

Lebensjahre in Zürich (1886—1890)

Mit Empfehlungen meiner Lehrer Eduard Zeller, Moritz Lazarus und dessen Schwager H. Steinthal ausgerüstet, zog ich im Frühjahr 1886 fürbaß nach Zürich. Meine Habilitationsschrift „Die Psychologie der Stoa“ (1. Band) fand den Beifall der beiden Ordinarien für Philosophie an der Universität Zürich, Richard Avenarius und Kym. Es traf sich für mich glücklich, daß die beiden Vertreter für Philosophie an der Universität mehr für systematische Vorlesungen als für Geschichte der Philosophie eingestellt waren, so daß ich als Zeller-Schüler eine Lücke ausfüllen konnte. Besonders lag der philosophischen Fakultät daran, daß ich für die Theologiestudierenden der Universität Vorlesungen über christliche Philosophie, und zwar sowohl über Patristik als auch über Scholastik übernehmen konnte, wozu mich meine theologischen Vorstudien prädestinierten. Nach einem vorangegangenen Kolloquium, das vergleichsweise harmlos verlief, wurde ich ohne besondere Schwierigkeiten als Privatdozent für das Gesamtgebiet der Philosophie zugelassen. Meine Antrittsvorlesung behandelte „die antiken und mittelalterlichen Vorläufer des Okkasionalismus“. Diese Antrittsvorlesung wurde entscheidend für mein akademisches Schicksal. Als ich nämlich dem damaligen Rektor der Universität Zürich, dem Juristen Heinrich Fick, meinen obligatorischen Antrittsbesuch machte, gewann ich in einem so hohen Grade seine Sympathie, daß er sich als erster Hörer meiner Vorlesungen anmeldete. Zudem besprach er mit dem damaligen allge-

waltigen Präsidenten des Eidgenössischen Polytechnikums, Kappler, den Eindruck, den er von mir bekommen hatte, und lud Kappler zu meiner Probevorlesung ein. Obgleich es sich um einen recht trockenen, nur für wissenschaftlich Interessierte genießbaren Gegenstand handelte, muß doch der rednerische Eindruck ein so starker gewesen sein, daß Kappler zu meiner großen Verwunderung und freudigen Überraschung gleich nach dem Vortrage an mich herantrat und antrug, mich auch am Eidgenössischen Technikum für Philosophie und Pädagogik zu habilitieren. Am Polytechnikum sei der Lehrstuhl frei, den früher Friedrich Theodor Vischer, der große Ästhetiker, innehatte. Professor Glogau, Gymnasiallehrer in Winterthur, sei der letzte Träger dieser Professur und habe eben eine Berufung nach Greifswald angenommen. Es gälte daher, auch am Polytechnikum eine Lücke auszufüllen. Die Sterne waren günstig. Ich fand eine außerordentlich passende Wohnung in der Bahnhofstraße, die damals noch in halbidyllischem Schlummer ruhte, und bereitete meine Vorlesungen über die Geschichte der christlichen Philosophie als sogenanntes Mußkolleg für Theologen vor, während ich für den weiteren Hörerkreis eine öffentliche Vorlesung über die Philosophie im „Zeitalter der Renaissance“ im Universitätsverzeichnis ankündigte. Gleich nach meiner Übersiedelung wurde ich von einem Studenten des Eidgenössischen Polytechnikums befragt, wann ich meine Vorlesungen am Polytechnikum begänne, worauf ich mit Staunen erwiderte, ich sei ja noch gar nicht habilitiert. „Doch, doch“, meinte der Student, „Sie stehen schon im Verzeichnis des Polytechnikums mit den Vorlesungen, die Sie für die Universität angekündigt haben.“ Präsident Kappler hatte also Wort gehalten und das kurze Gespräch nach meinem Vortrag als Tatsache behandelt und mich ohne eigentliche Bewerbung am Polytechnikum habilitiert. Aber auch Professor Fick hat Wort gehalten. Er war der Erste, der sich für meine Vorlesung am Polytechnikum über „die Philosophie der Renaissance“ einschrieb und als zweiten Hörer das größte Original Zürichs, Dr. François Wille, den Vater des nachmaligen Generals Wille, mitbrachte. Der alte Wille, der sein Schloß in Feldmeilen bei Zürich besaß, und dessen Gattin eine geborene Slomann aus Hamburg, von der bekannten Reederfamilie war, sammelte den erlesensten Kreis um sich. Richard Wagner hat in seiner Wesendonck-Periode

in Zürich die Gastfreundschaft des Ehepaares Wille in Feldmeilen eine geraume Weile genossen und dort zwei seiner größten Kompositionen zu Papier gebracht. Der Briefwechsel der Frau Elizabeth Wille mit Richard Wagner legt ein beredtes Zeugnis von der Lauterkeit dieser Beziehung und der Warmherzigkeit der Gastfreundschaft ab. Wille selbst hatte in Göttingen studiert und Duelle mit Otto Bismarck und Heinrich Heine ausgefochten, deren Wirkungen auf seinen beiden Wangen einen nicht geringen Stolz solcher Skalpierungen darstellte. Er hatte das Buch von John Stuart Mill über die „Freiheit“ übersetzt und ruhte von dieser Strapaze auf seinem Schlößchen in Feldmeilen aus. Mit Conrad Ferdinand Meyer, Arnold Böcklin und Gottfried Keller verbanden ihn enge freundschaftliche Beziehungen, so daß er mit seiner grandseigneuralen Geste zu den volkstümlichsten Erscheinungen Zürichs gehörte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter der Studentenschaft die unglaubliche Mär, daß Fick und Wille meiner ersten Vorlesung als eingeschriebene Hörer beiwohnten. Es erfolgte ein solcher Zustrom von Studenten, daß ich schon die zweite Vorlesung im zweitgrößten Auditorium des Polytechnikums abhalten mußte. Am Tage nach dieser Vorlesung starb der berühmte Historiker des Polytechnikums, Johannes Scherr, der ein Abgott der Studentenschaft war und das Auditorium Maximum des Polytechnikums bis auf den letzten Platz füllte. Als ich meine dritte Vorlesung halten sollte, waren die Korridore voll von Studenten, so daß ich in das Auditorium Maximum (6 d) gedrängt wurde, wo ich durch den Tod des populärsten Professors, Johannes Scherr, wiederum eine Lücke auszufüllen hatte. Es war eine alte Überlieferung am Technikum, daß ein sogenanntes Freikolleg (Philosophie, Geschichte oder Nationalökonomie) nahezu von allen Hörern besucht wurde. So trat ich, ohne es zu ahnen und ohne es zu wissen, stillschweigend die Erbschaft von Scherr an und las im Auditorium Maximum bis zu meinem Abgang aus Zürich nach Bern, so daß meine akademische Laufbahn mit einer Art von Höhenflug einsetzte. Präsident Kappler, dessen Spezialität die Aufspürung von rednerischen Talenten war, die er sich an allen deutschen Hochschulen holte, indem er unerwartet im Kolleg erschien, um den Redner bei entsprechendem Eindruck für sein Polytechnikum zu gewinnen, war nicht wenig stolz darauf, daß

er mich „entdeckt“ hatte. Als Berufungen nach Santiago de Chile und Anfragen aus Würzburg und Erlangen an mich herantraten, gab mir Kappler den Rat, keiner Berufung nach auswärts Folge zu leisten, da er die feste Absicht hege, mir am Eidgenössischen Polytechnikum den vakanten Lehrstuhl für Philosophie und Pädagogik zu einem geeigneten Zeitpunkt zu übertragen. Ein possierliches Erlebnis aus der akademischen Jungfernzei mag hier eingeschaltet werden: Ein Kollege von mir am Polytechnikum, ein gewesener Pfarrer, B., hatte sich vor mir bereits am Polytechnikum für Philosophie habilitiert. Infolge des Zulaufes der Studentenschaft zu meinen Vorlesungen fragte mich B., ob er einer meiner Vorlesungen über „die Philosophie der Renaissance“ als Gasthörer beiwohnen könne, was ich natürlich bejahte. Eine Woche später hielt ich es für angemessen, einen Gegenbesuch in sein Kolleg zu machen, was er als willkommenen Anlaß zu einem gegenseitigen Nähertreten freudig begrüßte. Als ich sein Auditorium aufsuchte, war ich und blieb ich minutenlang der einzige Hörer im Saal. Zu meinem namenlosen Erstaunen tauchte Präsident Kappler als zweiter Gasthörer auf, um sich meinen Rivalen anzuhören. Ich empfand es peinlich für den Kollegen, daß keine Studenten da waren, und lief in den Korridor, um einige meiner Studenten herbeizurufen, damit der Hörsaal wenigstens etwas gute Figur mache. Die Studentenschaft wußte, daß ein Besuch Kapplers für einen Dozenten Leben oder Sterben bedeutete, so daß sie aus Gutmütigkeit meiner Einladung folgten. Als der bebrillte, sehr kurzsichtige Dozent B., der auf meine Anwesenheit vorbereitet war, nicht aber auf Zuhörer, vollends nicht auf Kappler, seiner ansichtig wurde, verlor er die Haltung. Er las sein Manuskript über den englischen Philosophen Thomas Hobbes in so nervöser Verfassung und in so beschleunigtem Tempo vor, daß er nach dreißig Minuten Sprechens mit seinem Manuskript zum Entsetzen aller Zuhörer fertig war, worauf er in tödlicher Verlegenheit auf seine Uhr sah und fand, daß er noch fünfzehn Minuten zu dozieren habe. In einer Anwendung von rhetorischer Hysterie tat B. das Dümme, was einem Menschen in dieser heiklen Situation widerfahren kann. Statt sich durch Brechreiz oder Nasenbluten zu entschuldigen, drehte er das Manuskript um und begann dasselbe, was er längst gesagt hatte, nochmals

zu lesen, worauf aus der Studentenschaft eine Lachsalve ertönte, in deren Geräusch die akademische Karriere B.s endgültig begraben wurde.

Angefeuert vom Lehrerfolg an beiden Hochschulen Zürichs, entlud sich mein wissenschaftlicher Tatendrang in einer Begründung der fehlenden Zeitschrift für Geschichte der Philosophie, die alle Kräfte aus der Schule Zellers und Diltheys im In- und Auslande wie in einen wissenschaftlichen Brennpunkt einfangen und zu gemeinsamer Arbeit anspornen sollte. In meinem Kopfe gewann eine internationale philosophische Zeitschrift, die deutsch, englisch, französisch und italienisch erscheinen sollte, Körper. Ich suchte den vornehmen Berliner Verleger Georg Reimer auf, der als Schwager Mommens mit den wissenschaftlichen Dynasten verschwägert war, um ihm meinen Plan vorzutragen. Ich fand williges Gehör und bekam innerhalb von vierundzwanzig Stunden einen ungewöhnlich günstigen Vertragsentwurf, der bindend sein sollte, wenn mein Meister, Exzellenz Ed. Zeller, seinen Namen an die Spitze zu stellen gewillt sei. Ed. Zeller hielt den Gedanken für sehr glücklich und griff sofort zu, so daß wir innerhalb kürzester Frist die berufensten Vertreter für Geschichte der Philosophie unter Führung Zellers zusammenbekamen und als Mitarbeiter am „Archiv für Geschichte der Philosophie“ die angesehensten Forscher der Welt gewannen. Hermann Diels, Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann und Eduard Zeller, die sich mit mir an die Spitze der Zeitschrift stellten, bildeten ein philosophiegeschichtliches Quartett von kaum überbietbarer Vollendung. Natürlich folgten alle Fachmänner des zivilisierten Erdenrundes unserem Rufe, um uns ihre Mitarbeit zur Verfügung zu stellen. Einen wesentlichen Bestandteil unserer gemeinsamen Arbeit als Herausgeber verlegten wir in die Jahresberichte. Schon im ersten Band schrieben Eduard Zeller selbst den Jahresbericht über die deutsche Literatur der sokratischen, platonischen und aristotelischen Philosophie (1886—1887), Hermann Diels über die Literatur der Vorsokratiker, Benno Erdmann über die neuere Philosophie bis auf Kant, Wilhelm Dilthey über die Briefe von und an Hegel. Der spätere amerikanische Botschafter in Berlin, Jacob Gould Schurman, schrieb „The English Literature of recent Philosophy 1886“, der englische Philosophiehistoriker Ingram Bywater „The Literature of ancient Philosophy in Eng-

land in 1886“, der italienische Forscher Felice Tocco „Delle opere pubblicate in Italia negli ultimi due anni intorno alla storia della filosofia“, der Gräcist Paul Wendland „Jahresbericht über die in den Jahren 1886 und 1887 erschienene Literatur über das Verhältnis der Kirchenväter zur Philosophie“, der Indologe H. Oldenberg „Jahresbericht über die indische Philosophie“, endlich ich selbst „Jahresbericht über die nacharistotelische Philosophie der Griechen und die römische Philosophie 1886“. Man ersieht aus dieser Reihe der besten Männer auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie, daß es mir gelungen war, die Elite der Forscher um das Banner des „Archiv“ zu scharen. Hinzugefügt sei noch, daß unter den führenden Franzosen sich kein geeigneter Professor fand, sondern der Direktor der französischen Tabakregie, Paul Tannery, der den Jahresbericht „L’histoire de la Philosophie en France pendant l’année 1886“ beisteuerte. Als ich nämlich meinen Freund von der Sorbonne, Emile Boutroux, den Schwager von Henry Poincaré und Übersetzer der „Philosophie der Griechen“ von Eduard Zeller, um Rat frag, wer den französischen Jahresbericht übernehmen könne, empfahl er mir Tannery, den ich nach seiner Schrift „Pour la science hellène“ natürlich für einen Professor hielt. Nicht wenig erstaunt war ich, als ich nach Paris kam und Tannery aufsuchen wollte, aber nicht an der Sorbonne traf, sondern im Finanzministerium, wo er Vorsteher der Tabakregie war. Er betrieb die Wissenschaft im Nebenamte, aber mit solchem Erfolge, daß er als der angesehenste Forscher Frankreichs auf diesem Gebiete angesprochen werden konnte.

Mit Boutroux, dem Leibnizforscher, und dem zweiten Professor an der Sorbonne für Geschichte der Philosophie, Victor Brochard, der sein Werk über die Skeptiker noch vor seiner völligen Erblindung schrieb, hatte ich noch ein Erlebnis, das mir unverlierbar haften geblieben ist. Brochard hatte mich nach dem Erscheinen meiner „Psychologie der Stoa“, 1886, das er in seinem Seminar über die Stoiker als Textbuch verwendete, nach Paris eingeladen, um der Einweihung der französischen philosophischen Zeitschrift „Revue de Métaphysique et de Morale“ beizuwohnen. Das Einweihungsfest fand in der Wohnung des Herausgebers Xavier Léon statt, der damals schon als Fichteforscher bekannt war. Sämtliche Philosophen

der Sorbonne und der anderen hohen Lehranstalten von Paris, besonders auch der „École normale“ mit ihrem Bibliothekar Lucien Herr an der Spitze, waren zu diesem Abendessen erschienen. Nicht wenig erbaut war ich, daß die charmante Hausfrau, die aus Bordeaux zu stammen schien, mich nach meiner Aussprache des Französischen für einen engeren Landsmann aus Bordeaux hielt, das ich im ganzen Leben nur vom Schlafwagen her kannte. Immerhin schien mein Sprachschatz für eine Konversation auszureichen. Als wir eine halbe Stunde über Gebühr auf die angekündigte Mahlzeit warteten, erklärte plötzlich die Hausfrau, man könne noch nicht zu Tisch gehen, „parce que lui manque“. Da die ganz Großen zugegen waren, fragte ich etwas neckisch, qu'est-ce que ça veut dire „lui?“ Die Hausfrau antwortete mit dem Brustton der Überzeugung als eine Selbstverständlichkeit: „Lui, ça veut dire, Henry Bergson“, dessen „Données immédiates de la Conscience“ kurz vorher an der „École normale“ als Doktordissertation ungewöhnliches Aufsehen in der philosophischen Welt von Paris erregten, dessen Ruf aber noch nicht bis nach Zürich gedrungen war. Als ich scherzend der Hausfrau sagte: „I never heard this name“, hatte ich als Antwort den staunenden Ausruf: „C'est épatant.“ Ein blasser, schwächlicher, schüchtern Jüngling, in der Mitte der Zwanziger, trat in den Salon. Die ergrauten Meister der Wissenschaft erhoben sich zu seinen Ehren und feierten Henry Bergson als den neuen Stern am Himmel der französischen Philosophie. Bergson hat alle Erwartungen erfüllt, die seine Lehrer und Kollegen neidlos in ihn gesetzt hatten. Mit der „Revue“ von Xavier Léon, die heute noch erscheint, blieb ich zeitlebens in angenehmer Fühlung, zumal die „Revue“ Wert darauf legte, nur Abhandlungen systematischen Inhaltes zu bringen, während sie die französischen Manuskripte über Geschichte der Philosophie ebenso für mein „Archiv“ anboten, wie dies die „Revue philosophique“ von Ribot Jahrzehnte hindurch gehandhabt hat. Der Kontakt mit dem französischen Philosophen blieb ein um so engerer, als ich von Zürich aus alle Ferien dazu benützt habe, Paris aufzusuchen und mit meinen Kollegen in lebendigem Gedankenaustausch zu bleiben.

Sehr bald sollte sich mir Gelegenheit bieten, auch mit den italienischen Kollegen in enge Berührung zu kommen. Mit meiner Erlernung der italienischen Sprache hatte es eine ebenso

eigenartige Bewandtnis wie mit der von mir geschilderten Erlernung des Englischen auf dem Gymnasium in Zwolle. Hier wie dort hat der harte Zwang des Augenblicks zum Beten geführt. Als mich nämlich mein Lehrer Zeller frug, ob ich des Italienischen mächtig sei, so daß wir auch die italienischen Philosophen zur Mitarbeit in ihrer eigenen Sprache auffordern könnten, antwortete ich mit jugendlichem Ungestüm vorbehaltlos mit: ja. Dabei schlich sich die *reservatio mentalis* ein, daß ich aus der Kenntnis des Französischen und Lateinischen heraus italienische Aufsätze ohne Erlernung der Sprache habe lesen können, sodann aber die Erwägung, daß die etwas trägen Italiener doch nicht schreiben würden. Ein neckischer Zufall fügte es aber, daß ich als erstes Manuskript für das „Archiv“ eine Abhandlung von F. Puglia und kurz darauf ein zweites Manuskript von Alessandro Chiappelli erhielt. Meine Koffer waren bereits gepackt, um die Weihnachtsferien bei meinen Eltern in Berlin zu verbringen, als die beiden italienischen Aufsätze bei mir eingingen. Nach Kenntnisnahme der ersten Zeilen der italienischen Manuskripte gelangte ich zur Überzeugung, daß ich ohne Erlernung der italienischen Sprache zwar zur Not eine gedruckte Abhandlung überfliegen könne, nicht aber als gewissenhafter Redakteur ein italienisches Manuskript zu lesen vermöchte, das zudem noch verschnörkelt geschrieben war, da die Philosophen sich damals noch nicht der Schreibmaschine bedienen. Kurz entschlossen ließ ich die Koffer auspacken und telegraphierte meinen Eltern, daß ich beruflich verhindert sei. Eine italienische Grammatik wurde aus dem Laden geholt, und ich setzte mich sofort an die Arbeit, um sechzehn Stunden täglich ohne Lehrer nach der Grammatik Italienisch zu lernen. Das Ergebnis war so wie zwei Jahrzehnte später mit dem Spanischen, das ich als schweizerischer Delegierter zu einem Kongreß in Madrid unterwegs wie im Fluge so weit erlernte, daß ich es in Barcelona bereits so beherrschte, daß mir das Lesen der Tageszeitungen keinerlei Mühe verursachte. Auch später in Madrid hatte ich nur wenig Schwierigkeiten in der Konversation, zumal ich die Transposition der Selbstlaute vom Italienischen ins Spanische bald heraushatte und einfach Italienisch mit erforderlicher Lautumstellung sprach, was sich als ersprißlich erwies und noch heute von mir in der Konversation mit Spaniern geübt wird. Nach dreiwöchentlicher Arbeit war ich

mit der Kenntnis der italienischen Sprache so weit gediehen, daß ich die italienischen Manuskripte mühelos entziffern und im Notfalle auch übersetzen konnte. Als mir aber Alessandro Chiappelli, damals ordentlicher Professor der Philosophie in Neapel, den im ersten Bande des „Archiv für Philosophie“ abgedruckten Aufsatz „Zu Pythagoras und Anaximenes“ in deutscher Sprache zusandte, mußte ich ihm in jugendlichem Übermut den Aufsatz mit den Worten zurückschicken: er möchte mir lieber den Aufsatz in italienischer Sprache zusenden, denn ich übersetzte besser aus dem Italienischen ins Deutsche als aus dem Deutschen ins Deutsche. Bei einem italienischen Manuskript wüßte er und wüßte ich, was er sich darunter dächte, aber bei seinem deutsch geschriebenen Aufsatz sei ich nicht ganz sicher, ob er alles begriffe, dagegen unbedingt sicher, daß weder ich noch meine Leser etwas davon verständen. Nach dieser jokosen Anrempelung, der ein lustiges Schreibduell folgte, waren wir Freunde geworden, ohne uns je gesehen zu haben. Als ich kurz darauf meine erste Italienreise machte und in Florenz Studien über die byzantinischen Philosophen in den dortigen Bibliotheken oblag, deren Ergebnisse ich im „Archiv“ veröffentlichte, brachten die Florentiner Zeitungen Notizen über meine Forschungen. Der Mitarbeiter des „Archiv“, Professor Felice Tocco, versammelte nämlich jeden Abend die Celebritäten der Florentiner Hochschule zu einem Abendschoppen im „Café Gigli e Letti“, wo bei Schachspiel und gutem „Nostrano“ die wichtigsten Fragen der Philosophie, der Philologie, der Historie und der politischen Weltanschauung im Plaudertone behandelt wurden. Das wurde genau so mein Stammtisch in Florenz, wo ich dem großen Darsteller der Renaissance-Denker und späteren Unterrichtsminister, Pasquale Villari, dessen „Savonarola“ auch ins Deutsche übertragen war, näher treten durfte, wie ich in Berlin, Wien, Budapest und Paris meine ständigen literarischen Stammtische hatte. Durch unsere Gespräche über die Philosophie der Renaissance, die ich gerade in einer öffentlichen Vorlesung in Zürich behandelt hatte, wurde auch in den Zeitungen bekannt, daß ich mich diesem völlig vernachlässigten, geradezu brachliegenden Teil der Geschichte der Philosophie spezialistisch zuwende. Mehrere Jahre hindurch sammelte ich an sämtlichen Bibliotheken Italiens, einschließlich der vatikanischen, die griechischen Manuskripte

der byzantinischen Philosophen, die nach dem Fall von Konstantinopel (1454) nach Italien ausgewandert waren und dort eine philosophische Bewegung anfachten, die ihren Mittelpunkt in der platonischen Akademie des Gemisthos Plethon und Marsilius Ficinus in Florenz fand. Meine Abhandlung über „Theodor Gaza als Philosoph“ im zweiten Band des „Archiv der Geschichte für Philosophie“, die Jahrzehnte später während meiner Amerikareise 1923—24 eine gewisse Rolle spielen sollte, stellt den Niederschlag dieser Studien dar. Als die florentinischen Blätter von meiner Anwesenheit in Florenz und meinem Forschungsinteresse Kunde gaben, erhielt ich von Alessandro Chiappelli, der in Pistoja bei Florenz ein väterliches Weingut mit altem patrizischem Familienschloß sein Eigen nannte, ein Telegramm des Inhaltes, daß ich auf dem Rückwege nach Zürich in Pistoja Aufenthalt machen und sein Gast sein solle. Auf der Rückreise meldete ich telegraphisch die Stunde der Ankunft in Pistoja an und stieg mit meinem Gepäck aus, um auf dem kleinen Bahnhof Umschau nach meinem Gastgeber zu halten. Zu meiner Verwunderung war auf dem Bahnhof nur ein schlankes, bartloses Bürschchen anwesend, dessen ich kaum gewahr wurde, so daß ich an den Bahnhofsvorsteher mit der Frage herantrat, ob er die Wohnung des Professors A. Chiappelli kenne. Der Bahnhofsvorsteher replizierte lachend: „Dort steht er ja.“ Also der blasse Jüngling, der damals schon eine Säule der philosophiegeschichtlichen Forschung Italiens war, war der Ordinarius in Neapel. Chiappelli wagte nicht an mich heranzutreten, weil er in dem modisch gekleideten, ebenso jugendlichen Professor unmöglich den Begründer des „Archiv“ vermuten konnte, den er sich eher mit Jägerhemd und mit struppigem Vollbart, womöglich einem angegrauten, vorzustellen vermochte. Als ich mich ihm vorstellte, war er ebenso starr, daß ich der Begründer des „Archiv“ sein sollte, wie ich nicht glauben konnte, daß er der berühmte Ordinarius von Neapel sei, der Eduard Zeller wissenschaftlich nahestand. Wir lachten beide aus vollem Halse und luden mein Gepäck in die bereitstehende Familienkalesche mit galloniertem Diener, die uns in sein Schloß bringen sollte. Sein gesprochenes Deutsch war um kein Haar besser als sein geschriebenes, da er es selbst erlernt hatte wie ich das Italienische, nur mit dem Unterschied, daß ich in Florenz bereits mir

den Akzent angeeignet hatte. Wir verließen schon in der Kalesche die deutsche Sprache, da meine Lachkrämpfe bei seiner Aussprache des Deutschen geradezu konvulsivische Zuckungen bei mir auslösten, während meine Aussprache des Italienischen jedenfalls verständlich war. Wir beschlossen, beim Italienischen zu bleiben, worauf er mir sofort den süditalienischen Bruderkuß verlieh und das trauliche Du anbot, das wir bis auf den heutigen Tag in engster freundschaftlicher Zusammenarbeit aufrechterhielten. Auch der Weltkrieg hat uns nicht auseinandergebracht. Chiappellis Karte an mich, zwei Tage vor dem Eintritt Italiens in den Krieg, in welcher er, der damals Senator war und gegen den Eintritt Italiens gestimmt hat — neben dem Prinzen Camporeale, dem Bruder der Fürstin Bülow —, war geradezu herzergreifend. Ich zeigte sie sogleich dem Reichskanzler Bethmann Hollweg und fügte hinzu, daß durch diese Abschiedsworte in meinen Augen das Schicksal Italiens gegen uns entschieden sei. Nach dem Kriege hielt Chiappelli Wort. Er schickte mir zur Konferenz nach Genua, wo ich die Ullstein-Blätter vertrat und als neutraler Schweizer zum ersten Male die Spitzen der gesamten Weltpresse mit meinem Freunde Graf Harry Kessler zu einem feierlichen Mittagessen einlud, an dem der italienische Außenminister Schanzer und der Gouverneur von Genua teilnahmen, ein zu verlesendes Telegramm, in welchem er in beweglichen Worten zu einem Begraben der Streitaxt und einem Abbau der Kriegspsychose aufforderte, was einen enthusiastischen Beifall auslöste.

Der erste Abend im Hause Chiappellis in Pistoja hat unauslöschliche Erinnerungen in mir zurückgelassen. Mein Gepäck wurde von den Dienern sogleich in das Prunkzimmer des Schlosses getragen, das ich garnicht sofort betrat, zumal die Hausfrau, seine Schwägerin, die schon an der Freitreppe mich in Beschlag nahm und zur Prüfung des vom Hause Chiappelli gezüchteten Weines einlud. Da ich selber mütterlicherseits von Weinbauern stamme, wurde meine Sach- und Fachkenntnis auf die schwerste Probe gestellt. Von sechs Uhr nachmittags bis Mitternacht wurde bei sich ständig steigender Stimmung die Krone aller Jahrgänge durchgeprobelt, bis mich Chiappelli in den Prunksaal zum Schlafengehen begleitete. Während Sokrates nach einer durchzechten Nacht frohgemut und nüchtern seinen Rundgang durch Athen antrat, um mit Gevatter

Schneider und Handschuhmacher philosophische Zwiesprach zu halten, waren Chiappelli und mir dieses sokratische Beispiel um Mitternacht abhanden gekommen. Ohne mich umzusehen, glitt ich in das große, nach italienischer Gepflogenheit mit Mullgardinen gegen Moskitos geschützte Familienbett, und nach wenigen Minuten stand ich mit Morpheus auf Du. Beim Morgenrauen erwachte ich indes mit Halluzinationen. Ich sah eine weißgekleidete Jungfrau mit auffordernder Geste durch die Gardinen hindurch an meinem Bette stehen. Ich rieb mir die Augen, um das Gespenst zu verscheuchen, aber es nützte nichts: die weiß gekleidete Jungfrau rückte nicht von der Stelle. In unbehaglicher Stimmung stürzte ich mich aus dem Bette, machte Licht, gehe mit der Kerze an das Schreckgespenst heran, und siehe da: es stimmte! Im Hochzeitsschmuck, in weißer Seidenrobe mit Schleppe, stand in Wachs gegossen die Mutter Chiappellis und hinter ihr der Vater, ebenfalls als Wachsfigur, in vollem Hochzeitsstaat. Die Nachwirkungen des Pistojeser „Nostrano“ waren wie weggeblasen. Eine Gummibadewanne, die ich damals stets auf Reisen mitnahm, mit kalter Dusche tat das ihrige, um meinen Lachkrampf zu dämpfen. Als ich Jahrzehnte später Donna Laura Minghetti und ihrer Tochter, Fürstin Bülow, dieses Erlebnis in Pistoja schilderte, trug die Freundschaft mit Chiappelli, der Donna Laura wissenschaftlich und menschlich nahestand, nicht wenig dazu bei, die spätere Beziehung zu Donna Laura zu befestigen.

Nach der gesellschaftlichen Seite gestalteten sich unsere Beziehungen zur Kollegenschaft und zu den führenden Familien Zürichs, dank der engen Verbindungen mit dem Rektor, Professor Fick und dessen Familie, sowie der Freundschaft mit dem Hause Wille, außerordentlich angenehm. An jedem Mittwoch fand ein geselliges Zusammensein von Kollegen und einigen Veteranen der Revolutionäre von 1848 statt, die sich früher mit den Dichtern Freiligrath und Georg Herwegh zum gemütlichen Schoppen zusammenfanden. Dieser Kreis hat noch die Tragödie von Ferdinand Lassalle mit der Helene von Rakovicza von der Nähe erlebt, da die Fürstin Hatzfeld, die Beschützerin und Förderin Lassalles, diesem Kreise durch einen ihr befreundeten deutschen Oberst Rüstow nahestand. Fick und Wille waren ständige Besucher dieser Mittwochabende, ebenso der Philologe Blümner, der Physiologe Gaule, der pathologische

Anatom Krebs, der berühmte Chemiker Lunge und der badische Revolutionär Ottensoser, der seit dem Jahre 1848 sich als freier Anwalt in Zürich niedergelassen hatte und die alte Garde der politischen Flüchtlinge in sich verkörperte. Ottensoser fröhnte dem Becher, während der Physiologe Gaule, dessen Vorlesungen über Physiologie ich ständig hörte, um meine eigenen späteren Vorlesungen über physiologische Psychologie wissenschaftlich zu fundamentieren, ein strenger Abstinenzler, sogar Teatotler war. Als Ottensoser einmal dem Physiologen Gaule, der sich seine gewohnte Tasse Tee bestellte, anulckend fragte: „Trinken Sie Tee aus Prinzip?“ antwortete Gaule schlagfertig: „Aus Tassen.“ Die Unterhaltung an diesem Stammtisch hatte durchweg ein hohes wissenschaftliches, politisches, künstlerisches und philosophisches Niveau. Man atmete förmlich die Atmosphäre der 48er Jahre politisch, und den Legendenkreis Richard Wagners und Mathilde Wesendoncks künstlerisch. Die meisten der Teilnehmer kannten Wagner und die Wesendonck aus unmittelbarem Verkehr, so daß ich einen tiefen Einblick in diese schöpferische Wagner-Periode, die sich in Zürich abspielte, tun konnte. Zu unserem Kreise gehörte auch der Biograph Gottfried Kellers, der Professor der Literaturgeschichte Baechtold, der mir einen unendlichen Dienst erwiesen hat, für den ich ihm noch heute dankbar bin. Er kannte die Stammkneipe von Gottfried Keller und Arnold Böcklin. Wenige waren eingeweiht und zur stillen Ecke zugelassen, wo diese beiden Koryphäen zechten. Ich saß mit Baechtold an einem kleinen Nebentischchen und konnte die Unterhaltung der beiden von der Nähe belauschen. Nach dem ersten Schoppen eines banausisch anmutenden Krätzers von Züricher Landwein billigster Sorte verlief die Unterhaltung wort- und tonlos. Stumm und still saßen die Dioskuren einander gegenüber und gossen sich jeweilig ein Glas von jenem Drei-Männer-Wein ein, zu dem bekanntlich einer gehört, der in den Rachen hineingießt, der zweite, der den armen Trinker gefesselt an den Armen hält, damit er still bleibt, und der dritte, dem der Wein gewaltsam in den Rachen gegossen wird. Merkwürdigerweise schien das unmögliche Gesöff beiden Künstlern zu munden, denn sie schlürften mit Behagen ohne mit der Wimper zu zucken. Nach einer halben Stunde, als die Flasche leer wurde, fiel das erste

Wort des großen Dichters: „I denk, mer wei no es Schöppli trinke“, worauf Arnold Böcklin kopfnickend bejahte: „Ja, mer wei.“ Dieser Prozeß wiederholte sich jede halbe Stunde bis nach Mitternacht, wo die beiden Heroen der bildenden Kunst und der schöngeistigen Literatur unsicher schwankend nach Hause torkelten. Nicht ein Wort von Bedeutung wurde zwischen ihnen gewechselt. Am anderen Morgen berichtete mir Fama von dem Ungemach, das Gottfried Keller auf dem Nachhausewege getroffen hatte. Als er in Hottingen, seiner damaligen Wohngegend, mit Mühe landete, vermochte er sein Haus nicht wiederzuerkennen. In der Verzweiflung rief er einen Passanten herbei, dem er die Frage vorlallte: „Wüsstet Ihr öppe, wo Gottfried Keller wohnt?“ Da Keller als Staatschreiber von Zürich eine stadtbekanntere Figur war, antwortete der Angeredete lachend: „Das sid Ihr ja selber“, worauf Keller noch den Humor aufbrachte, ihn mit den Worten anzuschmauzen: „Luuschaib. I wott nit wüsse, wer i bi, sondern wo i wohne.“ Mögen die Lästerzungen in Zürich, die Gottfried Keller als „Seldwyler“ weidlich durchgehechelt hatte, diese Begebenheit mit aufgetragenen Zutaten ausgeschmückt haben, so beruht doch der Kern des Histörchens auf Wahrheit. Mir war Keller als Dichter eine Offenbarung. Sein „Grüner Heinrich“ schien mir künstlerisch wie gedanklich die weitaus höchste Schöpfung des zeitgenössischen Romans. Die „Züricher Novellen“ waren mein Labsal. Seine „Sinngedichte“ waren mir eine Fundgrube von abgeklärter Weisheit. Besonders sein letzter Roman „Martin Salander“, dessen Erscheinen ich in Zürich erlebt habe, war für unsere „Mittwochsgesellschaft“ eine Quelle köstlichen Humors, zumal wir einen Teil der Helden dieses Romans aus der Nähe kannten, und einen unfreiwilligen Helden dieses Romans, den Privatdozenten Gottfried Kinkel, den Sohn des großen Professors Kinkel und Freundes von Carl Schurz, öfter als Gast an unserer Tafelrunde sahen. Privatdozent Kinkel, ein dürres Männchen von vierdimensionaler Magenstruktur, dessen Appetit im umgekehrten Verhältnis zu seiner eckigen Schlankheit stand, spielte nämlich die Hanswurstrolle im ersten Kapitel des „Martin Salander“. Der Held des Romans kommt nach jahrzehntelanger Abwesenheit und Trennung von seiner Frau sehnsüchtig nach Zürich, wo seine Gattin ein kleines Landwirtschaus am Zürich-

berg ihr Eigen nannte, wovon sie sich schlecht und recht ernährte. Eine Stunde vor seiner Ankunft kommt ein hungriger Privatdozent in die Wirtschaft und frißt alles ratzekahl, so daß Salander kaum noch einen Happen Brot mit Käse vorfand. Professor Fick erzählte am Stammtisch, daß diese Schilderung Kellers auf Wahrheit beruhe. Er habe nämlich Keller das Histörchen erzählt, dessen Zeuge er gewesen sei. Er sei mit Kinkel in das von Keller beschriebene Wirtshaus gegangen, das dieser Chimborasso der Freßsucht bis auf das letzte Krümelchen verfuttern hatte. Zu dieser lustigen Begebenheit konnte ich einen den Humor der Situation reichlich illustrierenden Beitrag stiften. Kinkels Gedächtnis war nämlich ebenso krankhaft entwickelt und exuberant wie sein Magen. Er wußte von allen Universitätsprofessoren Namen, Daten, Zahlen, Büchertitel, kurz — ein zweibeiniges statistisches Jahrbuch der Akademien. Morgens während meiner Arbeit klopft er plötzlich bei mir an, um mich daran zu erinnern, daß ich heute vor einem Jahr in Zürich eingezogen sei. Er hatte so viel Stroh und Werg im Kopfe, daß für die Entfaltung seiner eigenen Persönlichkeit kein Raum vorhanden war. Als wir an einem Mittwoch bei Tisch saßen, pochte er an die Tür und bat um Einlaß. Meine Familie wurde blaß, da sie den berühmten Appetit Kinkels kannte. Abweisen mochte ich ihn nicht, zumal er mir sagte, er habe mich nur eine Minute zu sprechen. Ich bat ihn in mein Arbeitszimmer, wo er mir hastig mitteilte, er habe sich heute mittag in seinem Stammlokal „Zur Meise“ seit Jahren zum erstenmal sattgegessen. Ich flüsterte meiner Frau: „Er kommt von Tisch, ist also ungefährlich.“ Darauf betrat er das Eßzimmer, als gerade eine Hammelkeule für die Familie aufgetragen wurde. Da er nach eigener Aussage gastronomisch immun zu sein schien, wurde ihm zuerst die Hammelkeule dargereicht. Kinkel sagte harmlos, er habe zwar schon gegessen, aber lutschen wolle er doch noch etwas. In seiner professoralen Vergeßlichkeit hantierte er so lange an der Hammelkeule, bis das letzte Fleisch am Knochen verschwunden war, während Frau und Kinder mit Entsetzen zusahen, daß ihnen nichts mehr übrigbliebe, und ich mich vor Lachen bog. Als ich am Abend an unserer Tafelrunde diese Geschichte zum besten gab, ertönte ein homerisches Gelächter. Professor Blümner hatte nämlich kurz bevor ich eintrat den Spaß er-

zählt, den er sich heut mit Kinkel gemacht habe. Er sei nämlich in die „Meise“ gegangen und habe der Kellnerin, die Kinkel bediente, zwei Portionen Mittagessen extra bezahlt, um festzustellen, ob er dies merken werde. In der „Meise“ hatte er es nicht bemerkt, aber mir hat er dann mitgeteilt, er habe sich seit Jahren zum ersten Male wirklich sattgegessen. Damals hatte man noch Sinn für leise Humore und idyllisches Erleben.

Die akademischen Vorlesungen nahmen an Umfang und Intensität von Semester zu Semester zu. Abgesehen von den Fachkollegien über christliche Philosophie an der Universität und über Geschichte der Pädagogik am Polytechnikum las ich nahezu über sämtliche Gebiete der Geschichte der Philosophie von den Griechen angefangen bis zur Gegenwart, zumal meine Ordinarien an der Universität, Avenarius und Kym, nach der Seite der systematischen Philosophie interessiert waren und daher gern sahen, daß ich das Fach für Geschichte der Philosophie ganz übernahm. Öffentliche Vorlesungen am Polytechnikum hielt ich im Auditorium Maximum wöchentlich einmal über „Geschichte des Materialismus“, über „Geschichte der französischen Aufklärungsphilosophie“ (Enzyklopädisten), ferner über englische, italienische und französische Philosophie der Gegenwart. Auf Wunsch meiner Hörer begann ich eine Serie von Vorlesungen über „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“. Da es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts außer von Schaeffles „Bau und Leben des sozialen Körpers“, das als Vorläufer einer Soziologie angesprochen werden konnte, eine deutsche Soziologie um so weniger gab, als meine Freunde und Mitherausgeber des „Archiv für Philosophie“, Eduard Zeller und Wilhelm Dilthey — dem mein Buch „Der Sinn des Daseins“ gewidmet ist —, sich grundsätzlich ablehnend gegenüber der Soziologie als Wissenschaft verhielten, mußte ich mir den Weg zu einer deutschen Soziologie selbst bahnen und ihn ausbauen. Damit setzt eine neue Periode meines Schaffens ein. Bis dahin galt meine Forschung lediglich und ausschließlich der Philosophiegeschichte. Glückliche Funde von Leibnizischen Manuskripten an der Universität Halle, die ich in drei Serien im ersten Bande meines „Archivs für Geschichte der Philosophie“ veröffentlichte, nachdem man ein in ein altes Hallenser Doktordiplom eingeschnürtes Bündel von Leibnizbriefen aufgefunden hatte, führten mich nach Hannover,

wo der Nachlaß von Leibniz aufbewahrt wurde. Dort gelang es mir, neunzehn unveröffentlichte Briefe von Leibniz über Spinoza zu entdecken, über welche ich zuerst in der Berliner Akademie der Wissenschaften, sodann in dem Aufsatz „Neue Aufschlüsse über den literarischen Nachlaß und die Herausgabe der Opera posthuma Spinozas“ im ersten Bande meines „Archivs“ Mitteilung gemacht habe. Nach und nach sammelte ich die Materialien zu meinem Buche „Leibniz und Spinoza 1890“. Meine Forschungsergebnisse auf diesem Gebiete sind in ihrem eisernen Bestande als Grundlagen der Leibniz-Forschung in die großen Darstellungen über Geschichte der Philosophie übergegangen.

Für meine Vorlesungen über „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ brauchte ich als Rüstzeug nationalökonomische und staatspolitische Vorbereitungen, wie für meine Vorlesungen über Psychologie Vorstudien über Physiologie. Während ich durch die Vorlesungen des Physiologen Gaule mir leidliche Kenntnisse in der Physiologie angeeignet hatte, füllte ich meine Lücken in der volkswirtschaftlichen Literatur durch tägliche Aussprachen mit dem dortigen Nationalökonomem Julius Wolf aus, der sich kurz vor mir habilitiert hatte und der seine Vorlesungen an der Universität später genau so in seinem „System der Sozialpolitik“ verwertet hat, wie ich die meinigen „in der sozialen Frage im Lichte der Philosophie“ ausgebaut habe. Wolf war rechts orientiert und bekämpfte jenen Staatssozialismus von Schmoller und Wagner, den ich meinen Vorlesungen als Leitmotiv zugrunde gelegt hatte. Die Gegensätze der politischen Einstellung hinderten uns nicht nur nicht am Austausch unserer Kenntnisse und Erfahrungen, sondern förderten im Gegenteil und spornten unsere Kräfte durch Abwetzen und Ausschleifen unserer Gegensätze. Wolf kam vom Bankfach her und konnte Orientierung in der klassischen Philosophie um so eher vertragen, als er seinem Buch eine philosophische Einleitung voranschicken wollte, während mir mit einer Befruchtung von volkswirtschaftlicher Seite gedient war. Unsere Beziehungen haben die Jahrzehnte überdauert, so daß Julius Wolf noch zur Feier meines siebenzigsten Geburtstages (12. 11. 1929) in der „Mittwochsgesellschaft“, der er als Mitglied angehört, neben Exzellenz Raschdau und Marie von Bunsen einer der Festredner war.

Eine amüsante Episode aus unserer gemeinsamen Züricher Zeit mag bei diesem Anlaß eingeschaltet werden. Wir waren zu einem Abendessen beim österreichischen Generalkonsul Pribram. Mit diplomatischer Beflissenheit erschien ich bei meinem Nachbar Pribram zur angesetzten Stunde, während der etwas lässige Wolf sich gehen ließ und verspätet eintraf. Als die Hausfrau ihn etwas vorwurfsvoll anblickte und nach dem Grund der Verspätung forschte, sagte Wolf etwas blasiert: „Ich bin verärgert, weil ich heute keine Berufung bekommen habe“, worauf die Hausfrau mich anlachte und neckisch fragte, warum ich so heiter dreinschaue. Da antwortete ich ihr in meinem angeborenen Optimismus: „Ich fühle mich unberufen sehr wohl.“

Das gesellschaftliche Leben in Zürich war für uns von apartem Reiz. Neben den bereits geschilderten Zusammenkünften mit der Kollegenschaft an jedem Mittwochabend war ein regelmäßiger L'hombre-Abend von großer Anziehungskraft. Einen Abend der Woche versammelten sich Professoren und Großindustrielle zum L'hombrespiel. Da die Professoren geldlich mit den Patriziern und Industriemagnaten nicht gleichen Schritt halten konnten, war es strenge Vorschrift, daß zum Abendessen nur ein Gang serviert werden durfte, dazu ein mittlerer Landwein, aber beileibe kein Sekt. Von Professoren nahmen teil mein Freund Fick, der pathologische Anatom Krebs und ich, außerdem der deutsche Generalkonsul Beuteführ, der frühere deutsche Generalkonsul Schöller, aus der bekannten Industriefamilie Schöller aus Düren, der Eisenfabrikant Koch aus der Selnau und Dr. François Wille. Es wurde zwar um Geld gespielt, aber die Gewinne wurden aufgespart, um im Sommer am Sonntag gemeinsame Ausflüge mit den Damen zu machen. Eine besondere Anziehung bot im Sommer das Willesche Schlöbchen in Feldmeilen, wo wir am Sonntag mit unseren Damen zum L'hombre kamen, mit feudalem Mittagessen, an welchem echter französischer Champagner serviert wurde. Wille hatte die Marotte, in einem silbernen Büchsen immer acht Franken sechzig mitzubringen, während die anderen nach Belieben feststellten, um welche Summe sie spielen wollten. Als Willes achtzigster Geburtstag gefeiert ward, wurde ich mit der Abfassung des Festspiels

betrault und verfaßte zudem für jeden eingeladenen Gast einen Spottvers, der beim Festmahl verlesen wurde. Das Verslein auf Wille lautete: In seinem Büchsen Wille bracht sich, die berühmten acht Frank achtzig, von heut ab bringe unser Freund sich, in seinem Büchsen neun Frank neunzig. Als die Schwiegertochter Willes, die Gattin des Obersten Ulrich Wille, der im Weltkriege Schweizerischer General war — eine geborene Gräfin Bismarck, entfernte Verwandte des großen Staatsmannes —, mir schelmisch über den Tisch zurief, wo denn das Gedicht auf mich selber bliebe, da ich alle Festteilnehmer in ihren Schwächen satirisch gegeißelt hatte, da verlas ich das Spottgedicht auf mich selbst unter schonungsloser Kritik meiner Eigenheiten. Der Refrain am Schluß lautete: „Noch mehr Schwächen zu verraten, wäre ich gern erbötig, doch das besorgen andere schon, vielleicht noch mehr als nötig.“ Diese Selbstgeißelung entfesselte entsprechende Heiterkeit. Man ersieht aus diesem Rhythmus der achtziger Jahre in Zürich, wie sich Haltung und Einstellung im gesellschaftlichen Leben ganz anders auf Geistigkeit konzentrierten, als dies in der Nachkriegszeit der Fall ist. Humor, Witz, Satire sind der Nachkriegsgeneration nahezu abhanden gekommen. Sport und Spiel, Golf und Turf, Bridge und Tennis, Boxen und Fliegen füllen den Nachkriegstypus dermaßen aus, daß für Geist kaum noch Zeit und Geschmack vorhanden ist. Die Konversation an Festessen oder privaten Schmäusen bewegt sich durchweg auf einem so tiefen Niveau von Geistigkeit, daß für die Causerie, die einst als Würze und Blume erlesener gesellschaftlicher Talente galt, heute kein Kurs vorhanden ist. Wenn überhaupt noch Anwärter auf derartige Überlebsel graziöser Zwiesprache vorhanden sind, dann findet man sie im günstigsten Falle unter der Rubrik: „Unnotierte Werte.“

Mit meiner Tätigkeit als Chefredakteur und Herausgeber des „Archiv der Geschichte für Philosophie“ hängt bis zu einem gewissen Grade mein Verhalten zu Friedrich Nietzsche zusammen. Eines Tages erhielt ich in Zürich von Nietzsche selbst, den ich damals nicht einmal den Namen nach kannte, drei seiner Werke mit der Bitte zugeschickt, sie in meinem „Archiv“ entweder selbst zu besprechen oder besprechen zu lassen. Diese drei Werke waren „Fröhliche Wissenschaft“, „Jenseits von Gut und Böse“ und „Götzendämmerung“. Nach

meiner Gepflogenheit schnüffelte ich erst in den mir zugesendeten Rezensionsexemplaren, bevor ich sie den betreffenden Referenten fürs „Archiv“ weitergab. Der Titel „Götzendämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophiert“, mutete mich so sonderbar an, daß ich gleich zu dieser vergleichsweise kleinen Schrift griff, um mich an den Autor anzupirschen, bevor ich das Exemplar weitergab. Nach dem ersten Durchblättern dieser Schrift war ich wie vor den Kopf gestoßen und fragte mich: „bin ich verrückt, oder ist es der Verfasser?“ Der unerhörte Stil, verbunden mit einer Tiefe und Fülle von aufpeitschenden philosophischen Gedanken, packte mich dermaßen, daß ich Speise und Trank vergaß, die drei Bücher in eine Droschke packte und mich mit ihnen auf den Zürichberg fahren ließ, um dort unter freiem Himmel das aufgewühlte Blut und die irritierten Nerven zu besänftigen. Die „Fröhliche Wissenschaft“ kam meiner eigenen optimistischen Veranlagung und Einstellung zum Leben dermaßen entgegen, daß die inneren Wogen sich zu glätten begannen. Auch „Jenseits von Gut und Böse“ wirkte beruhigender auf mich als die „Götzendämmerung“, die mir eine Revolte in der Philosophie anzukündigen schien. Als ich am Abend heimkehrte, wurde mir klar, daß ich diese Bücher keinem anderen Rezensenten übergeben werde, sondern persönlich durch eigene Stellungnahme zu behandeln hätte, aber nicht im „Archiv für Geschichte der Philosophie“, wo für die Besprechung derartiger Werke keine Rubrik vorhanden war, sondern in der literarischen Beilage des Berner „Bund“, deren Leiter der Dichter Joseph Viktor Widmann für derartige Seltenheiten ein feines Organ besaß. Bevor ich aber daranging, mich mit Nietzsche irgendwie auseinanderzusetzen, mußte ich erst die fixe Idee in mir abreagieren, die sich auf dem Waldspaziergang in mir festgesetzt hatte, daß ich nämlich die von Nietzsche geprägten Schlagworte „von der Umwertung aller Werte“, von der „Sklavenmoral“, von der Verherrlichung „der blonden Bestie im Urwalde“ schon leitmotivisch habe durchklingen hören. Nach einer unruhigen Nacht offenbarte sich bei mir, wie in solchen Fällen häufig, das Unterbewußtsein im Traumleben, das mir vielfach den Weg für das Oberbewußtsein gewiesen hat. Nachts um drei Uhr sprang ich aus meinem Bett, begab mich in die anstoßende Bibliothek und holte mir mit nacht-

wandlerischer Sicherheit meine schöne Platon-Ausgabe aus dem Schranke, um sofort den platonischen Dialog „Gorgias“ in wilder Hast durchzublättern, bis ich die Stelle gefunden hatte, die mir im Unterbewußtsein vorschwebte. In der dort entwickelten Sophistenlehre fand ich das ganze geistige Rüstzeug Nietzsches wieder, wobei freilich sehr viele Reminiszenzen an den Zyniker Antisthenes mitunterliefen. Am anderen Morgen schrieb ich dem Historiker der Universität Basel, Professor Pflugk-Hartung, der mir kurz zuvor ein Manuskript über die Kantische Naturphilosophie anlässlich eines verabredeten Stell-dicheins in Stein am Rhein angeboten hatte, daß ich von ihm gern Näheres über seinen Kollegen Nietzsche erfahren möchte, insbesondere darüber, was Nietzsche mit den Zynikern und dem platonischen Gorgias zu tun hätte. Umgehend schickte mir der Basler Kollege einen acht Seiten langen Brief, in welchem er sich über Art und Auftreten des jungen Kollegen reichlich mokant ausließ, aber hinzufügte, daß Nietzsche über die Zyniker eine Dissertation geschrieben und den Gorgias in der obersten Klasse des Basler Gymnasiums, die er in der Griechischen Philosophie unterrichtete, wiederholt durchgenommen habe.

Nach Feststellung dieser Tatsache war mein philosophiegeschichtliches Gewissen beruhigt. Nur solange mir seine Ideen als unerhört neuartig erschienen, konnte ich in ihnen eine Gefahr erblicken. Als aber meine philosophiegeschichtliche Rubrizierungspflicht feststellen mußte, daß es sich um eine Wiederbelebung zynischer und sophistischer Weisheiten handelt, die längst erörtert und widerlegt worden sind, da stand mein Entschluß fest, diesen Neuzynismus und dieser Neosophistik philosophisch entgegenzutreten. Es geschah dies zunächst im knappen Rahmen der literarischen Beilage des Berner „Bund“, sodann im vollen Harnisch in der Rodenbergschen „Deutschen Rundschau“. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich es während meiner Dozententätigkeit in Zürich geflissentlich vermieden, Zeitungen oder populären Monatsschriften Arbeiten anzubieten, um mich lediglich und ausschließlich auf streng wissenschaftliche Arbeit zu beschränken. Eine Auseinandersetzung mit Nietzsche aber konnte nicht im Rahmen meines „Archiv für Geschichte der Philosophie“ erfolgen, sondern mußte an die breite Öffentlichkeit appellieren. So sympathisch mich sein Anrennen gegen Schopenhauer berührte, dem er

früher ein Buch gewidmet hatte, so drückend und gefährlich empfand ich den Nietzscheschen Neuzynismus für die heranwachsende Jugend. Es entsprach daher meiner vollen Überzeugung, die ich noch heute teile, als ich in meinem ersten Aufsatz in der „Deutschen Rundschau“ folgende Worte niederschrieb: „Man hat sich im ‚Zeitalter der Naturwissenschaft‘ an der von dieser beigebrachten erdrückenden Fülle von Tatsachen nach und nach dermaßen gesättigt, daß den lechzenden Gaumen wieder einmal nach Ursachen dürstet. Schade nur, daß von dieser philosophischen Brise vorerst bloß die Segel des in seinem Kurs einem uferlosen Meere zutreibenden Nietzscheschen Gedankenschiffes berührt wurden. Wie viel Erfrischendes könnte eine gesunde, dem krankhaften Pessimismus abgekehrte philosophische Durchbildung für unsere etwas lahm gewordene Generation haben, und wieviel Unheil wird statt dessen der auf den Kopf gestellte Schopenhauerianismus Nietzsches voraussichtlich wieder anrichten!“

Die kurzsichtige Mittelmäßigkeit wird sich allerdings durch Nietzsche zunächst von jenem Albdruk des Pessimismus, der erdrückend schwer auf der gesamten geistigen Produktion der letzten Jahre lastete, befreit fühlen. Sie wird die anscheinend würzige Höhenluft eines sich überschlagenden Optimismus in gierigen Zügen einsaugen, ohne zu merken, daß auch diese Luft nicht rein, vielmehr mit ebenso schädlichen, nur anders gearteten Miasmen geschwängert ist. Nietzsches anarchisch-*aristokratische* Weltanschauung enthält nicht die Lösung, welcher unsere geistig revolutionierte Zeit hoffnungsfreudig entgegenharrt; sie umsegelt zwar nicht ungeschickt die Charybdis des Pessimismus, aber an der Szylla des gesunden Menschenverstandes, des allen Vernünftigen einwohnenden *bons sens*, wird sie unfehlbar zerschellen.“

Als Rodenberg mein Manuskript erhielt, schrieb er mir einen enthusiastischen Brief und bat um die Fortsetzung meiner Nietzsche-Studien, die sich nachher zu einem besonderen Buche unter dem Titel „Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren“ (Berlin, Verlag Georg Reimer, 1893) auswuchsen. Die Veröffentlichungen in der „Deutschen Rundschau“ trugen mir so viele Kundgebungen der rückhaltlosen Zustimmung zuständiger Kreise ein, daß ich mich entschloß, meinen Kampf gegen Nietzsche, den ich als literarischen „Dynamitard“ an-

gesprochen, rückhaltlos weiterzuführen. Die schriftstellerische Größe und dichterische Höhe Nietzsches habe ich dabei so wenig angetastet, vielmehr stets betont und unterstrichen, daß die Schwester Nietzsches, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, in ihrer kritischen Gesamtausgabe der Werke ihres Bruders im Vorwort ausdrücklich hervorhebt, daß ich unter den Gegnern Nietzsches stets der Persönlichkeit ihres Bruders gegenüber loyal und ritterlich geblieben sei. In meinen späteren Werken nahm ich immer wieder Veranlassung, meine philosophische Stellungnahme gegen Nietzsche und seinen verheerenden Erfolg auf die Jugend aufrechtzuerhalten und markvoll zu behaupten. So sehr Nietzsche den Ruhm der deutschen Literatur in alle Richtungen der Windrose hinausgetragen hat, so wenig darf übersehen werden, welches Unheil er durch Verwirrung der Jugend angestiftet hat. Auch politisch war Nietzsche mit seiner Machtphilosophie ein deutsches Verhängnis. Im feindlichen Auslande, besonders in England, schlürfte man zwar aus literarischer Gourmandise die aufpeitschenden Paradoxien des genialen Dichterdenkers wie Austern ohne Bart in sich hinein. Aber in politischen Kreisen wirkte er wie das rote Tuch. Man nahm ihn als begnadetsten Exponenten teutonischer Kraftmeierei. Neben Treitschke und General Bernhadi galt er als Dritter im Bunde, der in seiner Verherrlichung der physischen Kraft und des brutalen Machtungers den typischen Pangermanen darstelle. Wer mit Nietzsches Schriften enger vertraut ist, weiß genau, daß das Gegenteil dieser Legende der Wahrheit nahekommt. Nietzsche hat sich mit seinem Schwager Förster gerade wegen des Pangermanismus gründlich überworfen, weil er sich so wenig als Urgermanen empfand, daß er in den Gedanken einer Abstammung seiner Vorfahren aus Polen (Niecki) beinahe verliebt war. Aber sein aristokratischer Anarchismus und seine übersteigerte Anbetung von Macht und Kraft wirkten sich politisch in empfindlich schädigender Weise aus — ungewollt und gegen seine eigene Überzeugung, die vielfach mit dem Ideal eines Pan-europa liebäugelte. Galt doch seine Philosophie für alle diejenigen, welche der deutschen Art und Sitte innerlich abhold waren, als die philosophische Begründung und Rechtfertigung alles dessen, was ihnen am deutschen Menschen innerlich zuwider war. So bildeten die Schriften Nietzsches ein förmliches

Arsenal für diejenigen Feinde deutschen Wesens, die im Deutschen Reiche, seiner Armee und Flotte, seiner Industrie und technischen Begabung, seiner Disziplin und seinem Organisationstalent, seinen Hochschulen und Polytechniken das Hemmnis einer Entwicklung zur Freiheit sahen. Das berühmte Wort des Engländers „Germaniam esse delendam“ war gegen die Trias: Treitschke, Bernhardi und Nietzsche gerichtet.

Kein Wunder, daß ich mich als überzeugter Pazifist, der in seinen Vorlesungen über „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ zum ersten Male den Pazifismus als politische Erscheinung wissenschaftlich ernst nahm und entsprechend behandelte, dieser ultranationalistischen Bewegung entgegenstemmte. In Wort und Schrift trat ich für jene pazifistische Bewegung ein, die durch das lärmschlagende Buch „Die Waffen nieder“ angefacht wurde und deren Niederschlag sich im „Bureau international de la Paix“ kristallisierte, dem ich später Jahre hindurch als permanentes Bernisches Mitglied angehört habe. Auch heute entspricht es meiner vollen Überzeugung, daß die pazifistischen Kongresse Schrittmacher und Wegebereiter zu jenen von den Staaten selbst inaugurierten Formen des Pazifismus waren, welche in den beiden Schiedsgerichtskonferenzen im Haag, dem Schiedsgerichtshof im Haag, dem Völkerbund in Genf, dem Locarno-Abkommen, dem Kellogg-Pakt, endlich Pan-Europa die Bahnen geebnet haben. Mein Kampf gegen Nietzsche war gleichzeitig ein philosophischer Vorstoß gegen jenen engstirnigen Nationalismus und jenes militaristische Kraftmeiertum, das letzten Endes zum Niedergang und Zusammenbruch der Wilhelminischen Ära geführt haben. Ganz in meinem Sinne schrieb damals der Pester Lloyd vom 2. Februar 1894 in einer Besprechung meines Nietzsche-Buches: „Die Philosophie Nietzsches ist mit der Bismarckschen Blut- und Eisenepoche, mit dem Evangelium der Kraft, welche allein das zerrissene, ohnmächtige Deutschland zu einem weltgebietenden Faktor umzuwandeln vermochte, viel zu nahe verwandt, als daß dies der Leser nicht sofort herausfühlen sollte.“ Die Kölnische Zeitung vom 18. Februar 1894 schloß eine Besprechung meines Buches mit den Worten: „Die Besorgnis, daß der ‚Neo-Zynismus‘ Nietzsches, wie er dessen philosophisches System nennt, die Modephilosophie der nächsten Zukunft werden könne, ist die Veranlassung dieser Streit-

schrift gewesen, in der Stein den Entstehungsgang Nietzsches verfolgt und bei aller Würdigung der großen Eigenschaften des jetzt in geistiger Umnachtung Lebenden sich aufs schärfste gegen eine Richtung ausspricht, deren Vertreter er nicht mit Unrecht als einen ‚literarischen Anarchisten‘ kennzeichnet.“

An dieser Linie habe ich stets festgehalten. In der Sonntagsnummer vom 26. Juni 1904 schrieb ich in der „Neuen Freien Presse“ unter dem Titel „Nietzsche und kein Ende“: „Daß Friedrich Nietzsche eine granitene Insel, ja daß er schriftstellerisch ein europäisches Ereignis ist, wie einst Voltaire, wird heute selbst von seinen ausgesprochenen Widersachern, zu denen ich mich ohne Umschweife nach wie vor zähle, nicht ernstlich in Frage gestellt. Reiht man ihn unter die großen Dichterphilosophen des Menschengeschlechtes ein, die niemals ganze Dichter geworden sind, weil die philosophische Ader in ihnen zu stark entwickelt war, aber auch niemals ganze Philosophen, weil der Dichter in ihnen allzu mächtig blieb, so würde ich jenen Widerspruch, den ich einst an dieser Stelle gegen die Aufnahme Nietzsches unter die ‚Klassiker der Philosophie‘ erhoben habe, unbedenklich fallen lassen.“ — — „Als Dichterphilosophen müssen auch die Gegenfüßler Nietzsches sein eigenartiges Genie gelten lassen — ein Genie freilich allerpersönlichsten Gepräges. Repräsentiert das Genie Goethes den Evolutionismus, so das Nietzsches den Katastrophismus im Geistigen. Nirgends gehaltenes Ebenmaß — immer und überall eruptive Gewaltigkeiten. Aber die Lava-Ausbrüche dieses „Dichterphilosophen“ und gottbegnadeten sprachschöpferischen Genies haben etwas wild Erhabenes, erschauernd Schönes an sich, wie etwa ein Titanenkampf, ein Orkan auf offenem Meere, ein Lawinensturz, eine gewaltige Feuersbrunst. Und ähnlich wie die Kantische Ästhetik, das mathematisch Erhabene, wie es uns im wunderbar harmonischen Zusammenstimmen des Planetensystems entgegentritt, sich von jenem dynamisch Erhabenen der Einbildungskraft unterscheidet, das uns in seiner grausigen Gewalt und furchteinflößenden Übermacht erdrückt, sehen wir in Goethes ausgeglichenem Genie das mathematisch Erhabene, in dem Nietzsches aber das dynamisch Erhabene.“ Man ersieht aus alledem, daß ich dem Menschen Nietzsche, der inneren Gegnerschaft ungeachtet, in jeder Richtung gerecht geworden bin.

Die wissenschaftlichen und akademischen Erfolge in Zürich wirkten sich in einer Reihe von Berufungen aus, denen ich indes keine Bedeutung beimaß, weil der Präsident des Eidgenössischen Polytechnikums, Kappler, mir die Professur für Philosophie und Pädagogik in sichere Aussicht gestellt hatte. Als Kappler indes plötzlich starb, kamen auswärtige Berufungen wieder in Frage, aber sein Nachfolger in der Präsidentschaft, Oberst Bleuler, versicherte mich beim Antritt seiner Präsidentschaft, daß er Kapplers Zusicherungen an mich gekannt habe und sie als Erbschaft seines Vorgängers einlösen werde. Zwei Jahre nach meiner Habilitation, im Jahre 1888, erhielt ich meine Bestallung als ordentlicher Professor der Philosophie am Polytechnikum, las aber nach wie vor die Kollegien über Geschichte der Philosophie an der Universität. Bald nach meiner Ernennung begann die philosophische Fakultät der Universität Bern mit mir wegen Übernahme des Ordinariats in Bern Fühlung zu nehmen. Mein Kollege, der bekannte Historiker Alfred Stern, hatte den Lehrstuhl von Bern mit dem am Eidgenössischen Polytechnikum, als Nachfolger Johannes Scherrs, vertauscht. Stern schilderte mir die Verhältnisse an der Universität Bern in nicht sehr lockenden oder gar rosigen Farben. Die beiden philosophischen Fakultäten (philologisch-philosophische und naturwissenschaftliche Abteilung) hatten zusammen noch keine hundert Hörer, wobei die sogenannten Lehramtskandidaten (Mittelschullehrer) schon mitgezählt waren. Da ich von Zürich in bezug auf Hörerzahl verwöhnt war, widerriet mir Stern diesen Schritt. Indes überwog die Erwägung, daß die Philosophie am Polytechnikum doch immer nur ein Luxusfach bleibe und mir niemals eine eigentliche Schülerschaft mit streng wissenschaftlicher Richtung eintragen könne. An der Universität waren wir zu dritt, während ich als Nachfolger meines ehemaligen Lehrers an der Berliner Universität, Moritz Lazarus, ferner des kurz zuvor verstorbenen beachtlichen Philosophiehistorikers Hebler, endlich des Philosophen Trechsler in Aussicht genommen wurde, so daß ich in Bern die alleinige Vertretung für Philosophie als einziger Inhaber des Ordinariats bekleiden sollte. Das reizte mich um so mehr, als ich schulebildende Kraft in mir verspürte.

Von Bern aus wurde ich verständigt, daß der Leiter des Unterrichtswesens im Kanton Bern, Dr. Gobat, demnächst nach

Zürich kommen wolle, um eine Vorlesung anzuhören und wegen Übernahme der Professur mit mir in Verbindung zu treten. In einer der nächsten Vorlesungen im Auditorum Maximum des Polytechnikums bemerkte ich unter den Studenten eine gedrungene, ausdrucksvolle Gestalt, die ich vom Katheder aus sogleich auf Dr. Gobat einschätzte. Unmittelbar nach Schluß der Vorlesung stellte sich Dr. Gobat mir auf dem Korridor vor und bot mir den Lehrstuhl der Philosophie in Bern an. Auf seine Anfrage, ob ich auch das Fach der Psychologie übernehmen wolle, wofür ich mich ja durch physiologische Studien in Zürich vorbereitet hatte, antwortete ich ihm, daß ich zwar zwei Bände „Psychologie der Stoa“ geschrieben hätte, aber diese Bücher stellten nur das Ergebnis von Forschungen zur Geschichte der Psychologie dar. Was indes erlebte Psychologie betreffe, so wolle ich ihm stante pede ein Beispiel meiner persönlichen psychologischen Beobachtungsfähigkeit geben. Ich sei in der Lage, seine Gedankengänge zu erraten, die ihn innerlich in dem Augenblick bewegten, da ich das Katheder betrat. Aus einem gewissen Leuchten seiner Augen hätte ich eine freudige Überraschung darüber beobachtet, daß ich die Stammesgeschichte dreier Jahrtausende nicht auf der Nase herumtrüge. Er bejahte, herzlich lachend, und reichte mir die Hand mit der Bemerkung: „Der Lehrstuhl der Philosophie in Bern steht zu Ihrer Verfügung.“ Allerdings müßte ich bereits meine Vorlesungen in Bern im Wintersemester aufnehmen, da der Lehrstuhl gänzlich verwaist sei. Ich konnte indes meine Zelte in Zürich nicht sofort abrechenen, da ich im Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester an beiden Hochschulen in Zürich bereits meine Kollegien angekündigt hatte und daher erst allmählich in Zürich abbauen mußte. Nach Rücksprache mit dem Präsidenten Bleuler vom Polytechnikum bedauerte er meinen Abgang um so mehr, als ich der Philosophie am Polytechnikum eine Heimstätte errichtet hätte, aber er verschloß sich meinen Gründen für die Annahme der Professur in Bern nicht, und so wurde vereinbart, daß ich den Winter abwechselnd in Bern und in Zürich lesen sollte, um im Frühjahr 1890 ganz nach Bern überzusiedeln. Bürger der Eidgenossenschaft war ich ohnehin, da ich gleich nach meiner Ernennung zum Ordinarius in Zürich das schweizerische Indigenat erworben hatte. Kurz vor Antritt der Vorlesungen in Bern erkrankte ich zum ersten Male in

meinem Leben (Gelenkrheumatismus, wie die Ärzte damals annahmen, oder schwerer Gichtanfall, wie man heute den Fall retrospektiv beurteilt). Jedenfalls lag ich wochenlang ans Bett gebunden und konnte in den ersten Wochen meine Vorlesungen in Bern nur auf zwei Krücken gestützt unter namenlosen Schmerzen abhalten. Von Montag bis Mittwoch hielt ich in Bern meine Vorlesungen ab, von Mittwoch nachmittag bis Sonnabend an den beiden Hochschulen in Zürich. Gefahren der Rückfälle scheute ich nicht, zumal ich von der Vorstellung beherrscht wurde, daß es kein harmonischeres Ende eines Lebenslaufes gäbe als das Sterben in den Sielen. Das Hin- und Herreisen und die anstrengende Tätigkeit an den drei Hochschulen und redaktionelle Inanspruchnahme durch das „Archiv“ haben mir nicht nur nicht geschadet, sondern im Gegenteil die seelische Gleichgewichtslage, verbunden mit einem Rekonvaleszentengefühl, nur gehoben. Aus den Lehren eines Renaissancephilosophen, dessen Buch „de utilitate ex adversis capienda“ mich fesselte, hatte ich mir längst die optimistische Lebensregel zu recht geschnitzt, aus den unvermeidlichen Unbilden des Lebens durch Hervorhebung des Kontrastgefühles die lebensbejahenden Momente um so kräftiger zu unterstreichen. Gerade weil ich zum ersten Male erfuhr, wie körperliches Leid angreift, zog ich mit vorschreitender körperlicher Genesung aus dem Krankenlager die Lehre, daß das Leben wert ist, gelebt zu werden. Wie ein roter Faden zog sich durch alle Labyrinth meines Daseins die Lehre hindurch, die mein Meister und Führer Leibniz in seinem evolutionistischen Optimismus mir eingeträufelt hatte, daß man durch Hemmnisse und Widerwärtigkeiten hindurchgehen müsse, um die freudespendenden Lebenswerte um so intensiver genießen zu können. Mit verjüngter Kraft und beschwingten Flügeln trat ich mein neues Lehramt in Bern an, wo ich ganze sieben Hörer fand, von denen fünf aus Zürich mitgekommen waren, so daß zu Anfang meiner Lehrtätigkeit in Bern nur zwei Studierende der Universität vorhanden waren, die sich für Philosophie interessierten. Mein Eifer war, der Krankheit ungeachtet, vor sieben Hörern kein geringerer als vor den Hunderten in Zürich. Noch im Laufe des ersten Semesters wuchs schon in Bern die Hörerzahl dermaßen an, daß mein Auditorium nicht groß genug war, die steigende Frequenz aufzunehmen. Als ich bei meiner endgültigen Übersiedlung nach Bern,

akademischer Gepflogenheit gemäß, „weggegessen“ wurde, verfaßte die Gattin meines Kollegen Alfred Stern ein Festgedicht, dessen Gedankengang in folgende Humoreske mündete: „Kollege Stein ist sonst wegen seiner geschickten Dispositionen vorteilhaft bekannt. Im Schlußsemester seiner Tätigkeit in Zürich hat er aber sein sonstiges Geschick und Dispositionstalent bitter vermissen lassen. Schon seine Krankheit, die zu seiner Persönlichkeit nur wie ein Druckfehler paßte, bewies unzureichende Organisationsgabe. Statt nämlich mit den Krückstöcken zwischen Bern und Zürich wöchentlich hin und her zu pendeln, hätte man ihm zugetraut, es sich bequemer zu machen, und seine Vorlesungen in der Bahnhofhalle in Olten abzuhalten, damit die Studenten von Zürich und Bern zu seinen Vorlesungen nach Olten hätten pilgern können.“

Drittes Kapitel

Lehrjahre in Bern

An der Universität Bern harrten meiner neue wissenschaftliche Aufgaben. Während ich in Zürich vorzugsweise Vorlesungen philosophiegeschichtlichen Inhaltes hielt und Pädagogik für die Lehramtshörer am Polytechnikum als eine Art von Mußkolleg vortrug, mußte ich in Bern, wo ich als einziger Vertreter für Psychologie und Philosophie an der philosophischen Fakultät der Universität zu wirken hatte, auch die systematischen Fächer übernehmen, insbesondere Logik und Erkenntnistheorie, Psychologie, Ethik und Soziologie. Hier galt das römische Wahrwort: *discendo didici*. In der Logik hatte ich mir die Vorlesungen meines Lehrers Zeller zum Vorbild genommen, in der Psychologie fußte ich im wesentlichen auf dem Boden des Mitherausgebers meines „Archiv“, Wilhelm Diltheys, während ich in der Soziologie auf Grund meiner Vorlesungen über „die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ meine eigenen Wege ging, die der abweisenden Einstellung Diltheys gegenüber für die Soziologie andere Bahnen einschlug, welche zu Comte und Spencer führten. Bald nach Antritt meines Lehramtes in Bern beging die Universität Halle, an welcher ich promoviert hatte, die Zweihundertjahrfeier ihres Bestehens. Der Senat der Uni-

versität Bern delegierte mich als Vertreter der Hochschule nach Halle. Kurz vor der Abreise schickte mir Wilhelm Windelband aus Straßburg, der in Zürich mein Vorgänger war und dem ich meinen Schüler Heinrich Rickert warm empfohlen hatte, seine Rektoratsrede, in welcher er zum ersten Male das Verhältnis von Geschichte und Naturwissenschaft behandelte und den Gegensatz von nomothetischer und idiographischer Methode kräftig herausarbeitete, worauf Heinrich Rickert später sein philosophisches Lehrgebäude aufbaute. Windelband war Mitarbeiter des „Archiv“ und stand mit mir in freundschaftlichem Briefaustausch. Da er als damaliger Rektor der Universität Straßburg ebenfalls nach Halle delegiert war, verabredeten wir ein Stelldichein in Oos, um die Reise nach Halle gemeinsam zurückzulegen. Er war in Halle Gast des Philosophen Benno Erdmann, des Mitherausgebers des „Archiv“, während ich die Gastfreundschaft meines alten Freundes Hans Vaihinger genoß, der vor seiner Hallenser Zeit häufiger Gast meiner Eltern in deren Hause am Kronprinzenufer war, so daß alte menschliche Beziehungen uns verbanden. Damals ruhte noch das Manuskript seiner Philosophie „als ob“ genau so unveröffentlicht in seinem Schubfach, wie meine Vorlesungshefte über „die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ in meinem Pulte den Dornröschenschlaf idyllisch absolvierten, ohne daß er oder ich damals an eine Veröffentlichung gedacht hätten. Die gemeinsame Fahrt mit Windelband nach Halle war mir philosophisch ersprießlich und fruchtbar. Die menschliche Fühlungnahme gedieh zu einer Sympathie, die uns zu einem gemeinsamen Kuraufenthalte in Baden-Baden veranlaßte, wo ich öfter mit meinem Lehrer Zeller meine Ferien zu verleben pflegte, so daß die große Promenade in Baden-Baden für mich peripatetische Erinnerungen philosophischer Natur von unvergeßlichem Werte in sich bargen. Bei diesem Anlaß fällt mir ein amüsanter Zwischenspieler mit Zellers in Baden-Baden ein. Wir wohnten im gleichen Hotel und speisten zusammen. Als ich Frau Zeller um die Herumreichung der Schüssel mit den Worten ansprach: „Exzellenz, wollen Sie die Sauce weitergeben“, scherzte sie zu mir herüber und bat, den Exzellenztitel sorgsam zu verschweigen, da sie sonst doppelte Preise im Hotel zahlen müßten. — In Halle empfingen mich Vaihingers mit besonderer Herzlichkeit. Der Kantforscher Vaihinger

ger trug sich bereits mit der Idee seiner „Kantstudien“, die er später dem „Archiv“ einverleiben wollte — ein Plan, der am Widerstand Zellers und Diltheys scheiterte. Vaihingers Gattin war eine reizvolle Persönlichkeit aus begütertem Fabrikantenhause in Halle. Fama erfand für die Vaihingersche Ehe eine boshafte Vorgeschichte, die mir nicht vorenthalten wurde: Der wenig begüterte und nicht aussichtsvolle Privatdozent habe sich dem wohlhabenden Patrizier mit der Anfrage genähert, ob er nicht „Kantbriefe“ besäße, was natürlich verneint wurde. Aber der Tochter gefiel er, so daß er sich damit abgefunden hat, statt „Kantbriefe“ „Pfandbriefe“ einzuheimsen. Mein Vater hatte an Vaihinger telegraphiert, er möchte mich veranlassen, gleich nach meiner Ansprache an der Universität nach Berlin zu kommen, da an diesem Abend ein berühmter Gast in seinem Hause weile. Ich veranlaßte den Rektor der Universität Halle, die Ansprache am Vormittag nicht nach der alphabetischen Reihenfolge der Redner, wo ich mit dem Anfangsbuchstaben St. ziemlich zuletzt herangekommen wäre, sondern nach der alphabetischen Reihenfolge der Universitäten anzuordnen, so daß Bern sehr bald an die Reihe kam. Dem Rektor leuchtete mein Vorschlag ein, und so konnte ich bei dem patriarchalischen Verhältnis, das zwischen mir und meinen Eltern herrschte, dem Wunsche des Vaters willfahren und traf zur festgesetzten Stunde in Berlin ein, um seinen Gast, einen weltberühmten Theologen, der mich aus meiner Jugendzeit kannte, zu begrüßen. Als ich ihm vorgestellt wurde, frug er meinen Vater, ob ich bei der theologischen Stange geblieben sei, was mein Vater verneinte, der hinzufügte: „Mein Sohn ist ordentlicher Professor der Philosophie in Bern“, worauf der ehrwürdige Greis mitleidig den Kopf schüttelte und zu meinem Vater meinte: „Schade, jammerschade, es hätte aus ihm ein Mensch werden können“, was nur bewies, daß ihm die Philosophie-Professur eine „quantité négligeable“ war. Als ich später Vaihinger dieses Histörchen erzählte, lachte er Tränen über diese „Naivität“, zumal in seinen Augen ein Ordinariat der Philosophie in der Rangstufe menschlicher Werte den Scheitelpunkt darstellte.

Als ich nach Bern heimkehrte, fand ich eine betrübliche Nachricht vor. Der Vertreter der deutschen Literatur an der Universität, Professor Hirzel, hatte das Zeitliche gesegnet, und ich

wurde von der Fakultät mit der Trauerrede am Friedhof be-
traut. Während meiner Ansprache fiel es mir auf, daß alle
Kollegen, die hinter mir standen, wie hypnotisiert auf die
Innenseite meines Zylinders starrten: sie nahmen offenbar
an, daß das Manuskript meiner Rede im Zylinder verborgen
sei, da dies akademische Gepflogenheit war. Der neben mir
stehende Unterrichtsdirektor, Regierungsrat Dr. Gobat, be-
spähte mit hämischer Schadenfreude die Blicke meiner Kol-
legen, die nicht auf ihre Kosten kamen, da ich selbstverständlich
kein Manuskript hatte, sondern aus dem Stegreif sprach, wie
ich es auch in meinen öffentlichen Vorlesungen zu halten
pfliegte. Diese Publice-Vorlesungen fanden in der Aula der
neuerbauten Universität statt, wo ich, wie einst in Zürich,
Hunderte von Hörern um mich geschart hatte. Aber keiner
meiner Hörer hat einen Zettel oder Manuskript gesehen, da ich
nie abgelesen habe, sondern in den sogenannten öffentlichen
Vorlesungen kein anderes Wort auswendig gelernt habe als die
Ansprache: „Meine Damen und Herren!“ Nur in den Privat-
vorlesungen, die für Examenszwecke bestimmt waren, diktierte
ich, damit die Studenten für die Vorbereitung zur Prüfung ein
Manuskript in Händen haben sollten. Meinen Kollegen war
die freie Rede etwas Unerhörtes, so daß sie meinen improvi-
sierten Nachruf am Grabe Hirzels mit scheuen Gebärden ver-
folgten. Der allgewaltige Erziehungsdirektor Dr. Gobat amü-
sierte sich höchlich über die stauenden Gesichter der Kollegen-
schaft. Als wir den Weg vom Friedhof gemeinsam zurücklegten,
meinte Dr. Gobat, daß er nur bedauere, meine Grabrede auf
ihn nicht anhören zu können, falls er vor mir stürbe. Da er sich
angewöhnt hatte, in Berufsfragen meinen und meiner
Freunde (des Historikers Woker, des Nationalökonomens Oncken,
des Orientalisten Marti und des Schweizer-Historikers Tobler)
Ratschläge anzuhören, so bat er um eine Meinungsäußerung
über die Nachfolge Hirzels, die aber nur einer „großen Kanone“
anvertraut werden könnte. Ich riet ihm, den berühmten Literar-
historiker Georg Brandes in Kopenhagen, der es in seiner däni-
schen Heimat nicht über den Privatdozenten hinausgebracht
hat, zu berufen. Gobat ermächtigte mich, Georg Brandes in
seinem Namen den Lehrstuhl für deutsche Literatur an der
philosophischen Fakultät der Universität Bern anzubieten, fügte
aber hinzu, daß ich der Fakultät vor dem Eintreffen einer

Zustimmung keine Kenntnis geben sollte, damit wir mit einem *fait accompli* vor die Fakultät treten könnten, über deren Mehrheit meine Freunde und ich ohnehin verfügten, so daß ein von uns gestellter Antrag auf sichere Annahme rechnen konnte. Als ich aber Monate hindurch ohne Antwort von Brandes blieb, und als ferner bekannt wurde, daß Brandes mit dem Tode ringend im Krankenhause liege, mußte die Professur öffentlich ausgeschrieben werden, da wir zum Wintersemester einen Vertreter für dieses Lehrfach haben mußten. Dr. Gobat reiste, von mir mit einem wissenschaftlichen Itinerarium versehen, an verschiedene deutsche Hochschulen, um sich den jüngeren Nachwuchs anzuhören, bevor wir eine Kandidatur ernstlich ins Auge faßten. Die Reise Dr. Gobats, der sehr anspruchsvoll war, besonders in rethorischer Beziehung, verlief ergebnislos. Der einzige Kandidat, der ihm gefiel, der Literarhistoriker Dr. Lietzmann in Bonn, ließ uns im Stich, da ihm Preußen auf Grund der Berner Anfrage das Ordinariat zusicherte, das er auch erhielt. Die großen Ferien nahten heran, und wir mußten zum Winter einen Literarhistoriker haben. Keiner der Kandidaten, die sich meldeten, fand unseren Beifall. Da riet der Germanist der Universität, Professor Samuel Singer, den Wiener Privatdozenten Oskar F. Walzel zu einer privaten Vorlesung in meinem Hause vor den Mitgliedern der Fakultät und des Direktors Dr. Gobat einzuladen, damit wir uns von seiner rednerischen Begabung überzeugen, bevor wir zur Wahl schritten. Walzel war an diesem ersten Abend so befangen, daß das Ergebnis ein negatives war. Auf Wunsch Singers wurde das Experiment am Abend darauf wiederholt. Walzel war in großer Form, und tags darauf wurde er zum Nachfolger Hirzels bestellt. Ein Capriccio der akademischen Zwischenfälle hat es gefügt, daß Walzel heute Nachfolger jenes Professors Lietzmann in Bonn ist, der sein Vorgänger in Bern hätte werden können, wenn die Sterne nicht anders beschlossen hätten!

Ein Parallelfall von akademischem Capriccio mag hier anläßlich der Beförderung Singers zum Extraordinarius der Germanistik angeführt werden. Singer, der am 12. Juli 1930 unter hohen Ehrungen seinen siebzigsten Geburtstag feiern durfte, überragte seinen Ordinarius für Germanistik, Vetter, einen Schwiegersohn des Dichters Joseph Viktor Widmann, wissenschaftlich um Haupteslänge. Vetter hatte sich immer als Alldeutschen aufge-

spielt und war wegen seiner unvorsichtigen Rede in Nürnberg, in welcher er die deutsche Schweiz als geistige Provinz des Reiches bezeichnete, in eine schiefe Lage geraten und wäre beinahe seines Amtes verlustig gegangen, wenn wir nicht in letzter Stunde bei Dr. Gobat zu seinen Gunsten vorstellig geworden wären. Infolge dieser herben Erfahrung war Vetter etwas kleinlauter und mürrer geworden. Immerhin konnte er sich nicht dazu entschließen, den Antrag auf Beförderung Singers, die wir alle befürworteten, offiziell zu stellen. Ohne den Antrag des Ordinarius war nach akademischer Gepflogenheit nichts zu machen. Wir verabredeten daher eine Einladung Veters zu unserem Stammtisch, dem er nie angehört hatte, um ihn nach der letzten Flasche zur Einbringung des Antrages zu veranlassen, was er auch versprach. Am anderen Morgen traf ich den bekannten Zoologen der Universität, Professor Studer, einen Patrizier und Mann von hohen Graden, der mich über den Ausgang des gestrigen Abends befragte, weil er sich ebenfalls für Singer einsetzte. Studer erzählte mir, daß Vetter ihn heute morgen aufgesucht habe, um ihn zu bitten, daß er dafür eintrete, falls Vetter vor Singer sterben sollte, er nicht Singer zu seinem Nachfolger empfehlen würde, und zwar mit der Motivierung, daß nur ein Germane Germanistik vortragen und amtlich vertreten könne, worauf ich Studer die Bemerkung machte: „Lieber Studer, wenn die Theorie Veters richtig ist, daß nur ein Germane Germanistik vortragen könne, dann müßten Sie, lieber Studer, Ihre Professur niederlegen, denn bei folgerichtiger Anwendung dieser Theorie könnte nur ein waschechtes Rhinoceros über Zoologie vortragen.“

Die Lehrtätigkeit in Bern nahm meine Arbeitskraft voll in Anspruch. Die Hörerzahl wuchs von Semester zu Semester. Die alte Hochschule erwies sich als unzureichend gegenüber dem Zustrom von Studenten, besonders aus dem Osten, die im zaristischen Rußland von Gymnasien und Universitäten ausgeschlossen wurden und in der Schweiz eine Zuflucht suchten. Erziehungsdirektor Dr. Gobat setzte den Bau eines neuen Hochschulgebäudes auf der schöngelegenen Schanze durch. Der Architekt der Hochschule bekam von dem Erziehungsdirektor den Auftrag, im Einverständnis mit mir einen Hörsaal mit anstoßendem Seminarzimmer einzuzeichnen, damit für die Hörer meiner Vorlesungen Raum geschaffen würde.

Die öffentlichen Vorlesungen hielt ich in der Aula, die privaten in meinem Hörsaal, der etwa zweihundert Zuhörer faßte. Die Zahl der Studierenden an der philosophischen Fakultät, die bei meinem Antritt in Bern unter hundert betrug, war um das Zehnfache — mehr als tausend Studierende — angewachsen. Mitglieder des diplomatischen Korps, darunter der deutsche Gesandte, Baron Alfred von Bülow, ein Bruder des Reichskanzlers, gehörten zu den ständigen Besuchern meiner Vorlesungen, besonders der öffentlichen. Infolge der Anerkennung, die mein Nietzsche-Buch in literarischen Kreisen gefunden hatte, traten angesehenere Zeitschriften mit dem Ansuchen um Beiträge an mich heran. Als die berühmten Stilkünstler Hanslick und Speidel, die in der „Neuen Freien Presse“ musikkritisch und literarisch den Ton angaben, meine ersten Veröffentlichungen in der „Deutschen Rundschau“ lasen, schrieb Hanslick im Auftrage der „Neuen Freien Presse“ an den Redakteur des „Berner Bund“, den Dichter Joseph Viktor Widmann, er möchte ihm nähere Einzelheiten über meine Lehrtätigkeit und literarische Produktion mitteilen. Widmann verständigte mich von dieser Anfrage, und kurz darauf erhielt ich aus Wien das Ersuchen, für die „Neue Freie Presse“, besonders für deren literarische Sonntagsbeilage, regelmäßig Aufsätze philosophischen und soziologischen Inhaltes zu schreiben. Ich begann mit einer Serie von Abhandlungen über den englischen Philosophen Herbert Spencer, dessen Lehre mich stark gepackt hat, wengleich ich als Schüler Diltheys mit einem Vorurteil gegenüber dem Positivismus von Comte und Spencer behaftet war. Dennoch brachte mich die metaphysikfeindliche Einstellung Diltheys, die sich auf mich übertrug, in die Nähe Herbert Spencers, über dessen Philosophie ich ein Semester lang öffentliche Vorlesungen hielt. Eines Tages wurde ich mit folgendem Brief von Herbert Spencer überrascht:

Leith Vale, Ockley, Surrey, July 27, 1902.

My dear Sir,

Through Mr. Adler I recently received a copy of your feuilleton in the Neue Freie Presse concerning me.

Though I have already acknowledged the receipt through him, I feel that I ought to express to you my warm thanks for your appreciative exposition and criticism. Sympathy is always

pleasurable, and it is doubly pleasurable when it comes from afar during the last days of life. None in my own country has in so brief a space adequately set forth the general meaning of my writings.

As I am now over 82 and have passed the last week in bed, you will see: that in addition to reasons given overleaf, my reasons for brevity are strong and you must therefore please accept the above acknowledgement in place of a fuller one.

My secretary who reads German, though I do not, has told me, that you refer to my non-acquaintance with German literature — an non-acquaintance which extends almost as completely to the literature of France. I have requested my publishers to send for your acceptance a copy of my last volume, recently issued. If you will turn to an essay entitled „Grammar“ you will fully understand the reasons for this ignorance.

I am faithfully yours

Herbert Spencer.

Die Vorgeschichte dieses Briefes ist folgende: Mein Freund Elkan Adler in London, dessen Gast ich anlässlich verschiedener Aufenthalte zu Kongressen und wissenschaftlichen Studien in London war, las meine Abhandlungen über Herbert Spencer in der „Neuen Freien Presse“ und übersetzte sie ins Englische, um sie Herbert Spencer zu unterbreiten. Die in seinem Briefe an mich niedergelegte Anerkennung, daß ich in das Wesen seiner Weltanschauung tiefer eingedrungen sei als irgendeiner seiner Landsleute, spornte mich zu kräftigerer Herausarbeitung seiner Weltanschauung um so mehr an, als seine Resonanz in den philosophischen Kreisen Deutschlands eine vergleichsweise geringe war. In zahlreichen Aufsätzen, besonders in Hardens „Zukunft“, trat ich für die Lehre Spencers mit Nachdruck ein. Die zweite Auflage meiner „Soziale Frage im Lichte der Philosophie“ durfte ich ihm noch widmen. In seinem „Ceremonial Institutions“ hatte Spencer den fatalen Ursprung aller Titel und Orden schonungslos aufgedeckt und deshalb alle Ehrenbezeugungen von Universitäten, Akademien und Potentaten stolz verschmäht. Als Dilthey mich gelegentlich um Rat fragte, ob man Spencer als Mitglied für die Preußische Akademie der Wissenschaften vorschlagen oder den höchsten preußischen Wissenschaftsorden „Pour le Mérite“ anbieten sollte, winkte ich ab, da mir bekannt war, daß Spencer sich solchen Ehrun-

gen gegenüber abweisend verhält. Als man ihn gleichwohl diesen Orden antrug, kam es zu einer kühlen Ablehnung, wie ich es vorausgesagt hatte. Deshalb bot ich ihm mit etwas zaghaftem Gefühl die Widmung der zweiten Auflage meines Buches an und war auf eine sanfte Absage gefaßt. Um so glücklicher machte mich nachfolgender Brief Spencers vom 21. Juli 1903:

Dear Sir,

The objection I have to titles derives from learned bodies and governments, does not extend to such distinctions as those implied by your request. I have therefore pleasure in accepting your proposed dedication.

Believe me

faithfully yours

Herbert Spencer.

Bereits in der ersten Auflage meiner „Soziale Frage im Lichte der Philosophie“ (1897) war ich bei der endgültigen Prägung meiner Weltanschauung, die ich auf den Namen „sozialer Optimismus“ getauft hatte, auf das System Herbert Spencers mit starker Betonung seiner überragenden Bedeutung für Philosophie und Soziologie der Gegenwart eingegangen. Das Erscheinen dieses Buches entbehrt nicht eines aparten Reizes in der Schilderung der Entstehungsgeschichte seiner Veröffentlichung. Das Horazische Wort: „Nonum prematur in annum“ ist bei diesem Buche wörtlich in Erfüllung gegangen. Das Manuskript lag neun Jahre in meinem Schubfach, und nur durch einen geistreichen Zufall kam mir die Idee, das Werk einem Verleger anzubieten. Ein mir befreundeter Großindustrieller und Kunstmäzen aus Berlin besuchte mich in Bern und bat um Lesung einiger Kapitel aus meinem Manuskript. Auf seinen Rat, die Vorlesungen als Buch drucken zu lassen, schickte ich das voluminöse Manuskript von mehr als achthundert Druckseiten an den angesehenen Verleger Ferdinand Enke in Stuttgart, dem Wohnort meines Meisters Zeller, mit der Bitte um Nachprüfung und Rücksprache mit Zeller. Mit wendender Post traf ein von Enke unterzeichneter, für mich sehr vorteilhafter Vertrag ein, so daß mit der Drucklegung ungesäumt begonnen werden konnte. Der Erfolg übertraf meine kühnsten Erwartungen. Der berühmte Nationalökonom Karl Jentsch in Neißة begrüßte in der Wiener Wochenschrift „Zeit“

vom Oktober 1897 in einer Reihe von Aufsätzen mein Buch mit einer dithyrambischen Verherrlichung. Ein neuer Stern sei am Himmel der schweizerischen Gelehrtenwelt aufgetaucht. Am Schlusse seiner eingehenden Analyse meines Buches sagt Jentsch: „Möge Steins Buch, das durch die Großartigkeit seines Planes und den Reichtum seines Inhaltes einen hervorragenden Platz unter den neueren Erscheinungen beansprucht, sowohl auf diese Weise als auch mehr noch durch die zahlreichen positiven Belehrungen und Anregungen, die es enthält, in recht weiten Kreisen wirken!“ S. Sänger, der Herausgeber der „Neuen deutschen Rundschau“ und nachmalige deutsche Gesandte in Prag, schrieb in der „Nation“: „Seiner ganzen Anlage nach ist das Werk eine Arbeit sui generis, nach meinem Dafürhalten weitaus die beste Leistung des sehr fruchtbaren Verfassers, darüber hinaus aber, absolut genommen, die vollständigste und reichste Zusammenfassung unserer gesamten staats- und gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnis.“

Als eine französische Übersetzung des Buches in der „Bibliothequede la Philosophie contemporaine“ von Felix Alcan erschien, in welcher auch die Werke Spencers in französischer Bearbeitung herausgekommen sind, war das Buch auch der romanischen Welt zugänglich. Die russische Übersetzung vollends, die eine amüsante Vorgeschichte hat, führte mir den slawischen Leserkreis zu, so daß es nicht wundernehmen darf, wenn die aus Rußland vertriebenen Studierenden scharenweise der Universität Bern zustromten, so daß unter anderen Lenin, Trotzki, Radek, Joffe, Rakowski, kurz die Häupter der Sowjetregierung zu meinen Zuhörern zählten.

Die Vorgeschichte der russischen Übersetzung der „Sozialen Frage“ sei hier als Beitrag zur Zeitgeschichte um die Wende des Jahrhunderts zusammenhängend eingeschaltet: Als die Berliner pazifistischen Kreise zur Erinnerung an Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“, die 1895 eine Hundertjahrbegehung nahelegte, eine Feier veranstalteten, wurde ich aufgefordert, den Festvortrag zu halten, der unter dem Titel „Das Ideal des ewigen Friedens und die soziale Frage“ erschien. Diese Schrift sollte anläßlich des berühmten Zarenmanifestes, das zu den beiden Haager Konferenzen für Abrüstung und Weltfrieden den Auftakt gegeben hat, eine gewisse Rolle spielen. Als nämlich das Zarenmanifest erschien und die ganze

politische Welt elektrisierte, befand ich mich zum Wochenendbesuch bei meiner Familie im schweizerischen Kurort Ragaz, wo sich auch der damalige russische Botschafter in Rom, Nelidow, später Botschafter in Paris und Präsident der zweiten Haager Konferenz, im selben Hotel aufhielt. Als er von meinen Angehörigen hörte, daß ich zu Besuch einträfe, bat er den Hotelbesitzer, ihn so zu placieren, daß wir am Abend bei der Table d'hôte nebeneinander säßen. Nelidow kannte mein Schaffen und hatte den lebhaften Wunsch, sich über das Zarenmanifest zu unterhalten, zumal ich permanentes Mitglied des „Bureau international de la paix“ in Bern war. Mitten in unserer lebhaften Unterhaltung wird mir bei Tisch ein Telegramm überreicht. Aus Höflichkeit gegen den Diplomaten wollte ich die Depesche erst nach Tisch öffnen. Er bat mich aber, das Telegramm sogleich zu lesen, da es vielleicht schleunige Erledigung heische. Nach flüchtiger Einsichtnahme in den Inhalt der Depesche sagte ich Nelidow lächelnd: „Das Telegramm ist für Sie, Exzellenz.“ Ungläubig starrte er auf den vor ihm liegenden Text und sagte: „Ihr Name steht doch an der Spitze.“ — „Trotzdem, bitte nur zu lesen.“ Der Inhalt lautete nämlich: „Bitte ungesäumt einen Aufsatz für die nächste Nummer der ‚Zukunft‘, betitelt ‚Kant und der Zar‘. — Harden.“ Nelidow war aufs höchste impressioniert und fragte mich, ob ich den Artikel schreiben wolle, dann würde er die Abhandlung dem Zaren übermitteln. Als er am anderen Morgen mich auf der Promenade fragte, wann ich den Artikel schreiben wolle, antwortete ich ihm: „Der Aufsatz schwimmt schon, ich habe ihn in der Nacht geschrieben und selber auf den Frühzug befördert.“ Nelidow bat um einige Exemplare der betreffenden Nummer der „Zukunft“ sowie meines Büchleins über Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“. Von Bern aus schickte ich dem Botschafter nach Rom die gewünschten Exemplare und erhielt die Nachricht, daß Nelidow anläßlich seines demnächstigen Aufenthaltes in Petersburg dem Zaren beide Schriften überreichen werde. Kurz darauf meldete sich der russische Botschafter in Bern, Baron Jonine, bei mir zum Tee an und überreichte mir im Auftrage des Zaren nachfolgenden Brief, der zum ersten Male an dieser Stelle veröffentlicht wird:

Légation Impériale
de Russie
Près de la Confédération Suisse.

Berne, le 25 Mars 1899.

5 Avril

Monsieur le Professeur,

J'ai eu l'honneur de transmettre, en son temps, au Ministère Impérial des Affaires Etrangères, afin qu'il fut présenté à Sa Majesté l'Empereur, Votre intéressant ouvrage „Das Ideal des ewigen Friedens“, traitant les questions se rattachant à l'initiative magnanime de mon Auguste Maître, en vue d'alléger les charges créées par les armements actuels et de consolider la paix générale. Très sensible à ces manifestations, ainsi qu'aux sentiments que Vous avez témoigné pour cette œuvre si hautement humanitaire, Sa Majesté Impériale m'a chargé de Vous transmettre Ses remerciements très sincères.

Veillez agréer, Monsieur le Professeur, l'assurance de ma très haute considération.

A. Jonine.

Von diesem Briefe machte ich niemand in Bern gegenüber Gebrauch, mit Ausnahme meines Schülers und nachmaligen Kollegen, des Professors der Nationalökonomie an der Universität Bern, Dr. Naum Reichesberg, der russischer Abstammung und Sozialist war. Monate später suchte mich Reichesberg mit der Bitte auf, ihm den Brief zu zeigen, da es sich um eine für die pazifistische Bewegung wichtige Angelegenheit handle. Die russische liberale Richtung hatte nämlich ihr Zentralorgan in der Monatsschrift „Wjestnik Europei“ (Europäischer Bote), deren Herausgeber der bekannte Soziologe und Historiker Professor Maxim Kowalewski war, der mit mir dem Pariser „Institut international de Sociologie“ angehörte, dessen Präsidenten wir später nacheinander werden sollten. Seine Monatsschrift habe nämlich die ersten drei Kapitel der „Sozialen Frage im Lichte der Philosophie“ in russischer Übersetzung anstandslos veröffentlicht. Beim vierten Kapitel, das die „sozial-philosophische Grundlegung“ meines Buches enthält, habe Kowalewski eine Verwarnung bekommen und der Minister des Inneren, Plehwe, habe Kowalewski wegen der Ver-

öffentlichung dieses Kapitels ohne vorherige Zensur mit der Unterdrückung der Monatsschrift gedroht. Reichesberg bat mich, beim Botschafter Nelidow in Rom zu intervenieren und dieses Verbot, das ein Schlag für den russischen Liberalismus wäre, zu hintertreiben. Ich setzte Nelidow in einem ausführlichen Schreiben den Sachverhalt auseinander und machte auf den Widerspruch aufmerksam, der zwischen dem Schreiben des Zaren und der Haltung des russischen Innenministers bestünde, denn in beiden Büchern herrsche genau dieselbe Gesinnung und Meinungsäußerung. Mit umgehender Post erhielt ich die Antwort Nelidows, daß er Gelegenheit nehmen werde, den ganzen Zwischenfall dem Zaren persönlich vorzutragen. Der Zar wurde sehr unwirsch und entbot Plehwe zu sich und befahl ihm, unter Berufung auf den Brief an mich, sein Verbot zurückzuziehen. Plehwe machte Nelidow die heftigsten Vorwürfe über seine angebliche Denunziation, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Rückzug anzutreten. Sein wahrhaft salomonisches Urteil lautete: Ein Widerruf könne nicht stattfinden, aber angesichts des Umstandes, daß der Verfasser der „Sozialen Frage“ vom Zaren ein Anerkennungsschreiben bekommen habe, will er die Übersetzung und Drucklegung des Werkes gestatten und die Zensur über das Werk aufheben, wenn auch das Verbot des Kapitels in der Zeitschrift aufrecht bliebe. Wie mir später Nelidow erzählte, war der Hintergedanke Plehwes der, daß ein so umfangreiches Buch von achthundert Seiten unverfänglicher und unbedenklicher sei als die Veröffentlichung eines Kapitels in einer sehr verbreiteten, revolutionär angehauchten Monatsschrift. Doch hatte Plehwe die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Kaum war bekanntgegeben, daß das Buch frei sei, bildete sich an der Universität Moskau unter Vorsitz des liberalisierenden Professors Fürsten Trubetzkoi ein Komitee, das einen Fonds sammelte, um die russische Übersetzung des Buches, die einem namhaften Soziologen übertragen wurde, den russischen Käufern zu zwei Rubeln zugänglich zu machen, während der deutsche und der französische Text etwa das Fünffache kosteten. Die Auflage betrug zwanzigtausend Exemplare und wurde mehr als Propagandaschrift verschenkt als verkauft. Jedenfalls erfuhr der russische Leser, dem man jede Zeile über Karl Marx oder Friedrich Engels vorenthalten hatte, aus meinem kritisch an-

gelegten Buche, was die Wortführer des Sozialismus eigentlich anstrebten, denn als Historiker der Philosophie hielt ich es für meine wissenschaftliche Pflicht, zunächst das System des jeweilig zu behandelnden Denkers unparteiisch auseinanderzufalten, bevor ich mit meinen kritischen Glossen selbst ein Werturteil über das betreffende System abgab. Das Buch wurde aus naheliegenden Gründen von der russischen Intelligenz, besonders der studierenden Jugend, verschlungen, die nun zahlreich nach Bern zog, um den Verfasser des Buches zu hören. Plehwe hatte sich gründlich verrechnet. Das Gegenteil seiner Hintergedanken, die auf Augenblickserfolg gestellt waren, war eingetreten. Die russische Jugend, die man knebeln und mundtot machen wollte, flüchtete ins Ausland, besonders nach der Schweiz, wo sie die beglückende Luft freier republikanischer Staatseinrichtungen in vollen Zügen einsog.

Als die erste Haager Konferenz auf Grund des Zarenmanifestes einberufen wurde, war der Schweizerische Bundesrat Müller, ein Schwager meines Freundes Woker, gewillt, mich als Mitglied des „Bureau international de la Paix“ der Schweizerischen Delegation im Haag anzugliedern. Gleichzeitig erhob das Rote Kreuz der Schweiz, dessen Vorsitzender der spätere Schweizerische Bundespräsident Ador in Genf war, ebenfalls den Anspruch, nach dem Haag entsendet zu werden. Ich fand das Rote Kreuz wichtiger und ging in privater Eigenschaft nach dem Haag, wo die Baronin Bertha von Suttner und der Herausgeber der „Friedenswarte“, Fried, die später gemeinsam den „Nobelfriedenspreis“ bekommen haben, ihre Zelte aufschlugen, so daß wir mit den offiziellen Delegierten ständige Fühlung unterhielten. Inzwischen hatte General von Boguslawsky in der „Deutschen Rundschau“ einen wild-militaristischen Aufsatz unter dem Titel „Die Philosophie des Krieges“ veröffentlicht. Der Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, Julius Rodenberg, in dessen Hause ich Marie von Bunsen kennenlernte, forderte mich als regelmäßigen Mitarbeiter seiner Monatsschrift auf, dem General von Boguslawsky mit wissenschaftlichen Waffen offen entgegenzutreten. Da Nelidow, inzwischen zum Botschafter in Paris befördert, zum Präsidenten der zweiten Haager Konferenz ernannt wurde, bat er mich, ihm ein Memorandum für sämtliche Mitglieder der zweiten Haager Konferenz zur Verfügung zu stellen, damit das wissenschaftliche

Rüstzeug für den Pazifismus sich in den Händen sämtlicher Delegierter befände. Ich benutzte den wesentlichen Inhalt meiner Kampfschrift gegen General von Boguslawsky als Text jenes Memorandums, das am Tage der Eröffnung der zweiten Haager Konferenz im Auftrage des Präsidenten allen Delegierten zugänglich gemacht wurde. Erst nach dieser Konferenz, zu welcher ich auf Wunsch des Fürsten Bülow mit Weisungen an den deutschen Botschafter Marschall für Vermittlungsverhandlungen mit den französischen Delegierten Léon Bourgeois und d'Estounelles de Constant gereist war, veröffentlichte ich den Text meiner Kampfschrift unter dem Titel: „Die Philosophie des Friedens.“ Das gute Einvernehmen mit Nelidow hielt bis zu dessen Tode an und übertrug sich auf seinen Sohn, der später an der russischen Botschaft in Rom tätig war. Auch der hier veröffentlichte Zarenbrief hatte später, als ich eine russische Sondernummer von „Nord und Süd“ im Jahre 1912 veröffentlichte und mich Monate hindurch in Petersburg aufhielt, eine Nachwirkung, die gleich in diesem Zusammenhang erzählt werden kann.

Nach Fertigstellung der russischen Sondernummer von „Nord und Süd“, an welcher der Ministerpräsident Kokowzew, der frühere Ministerpräsident Witte, mein Freund Maxim Kowalewski und eine Reihe anderer russischer Prominenter mitgearbeitet haben, reiste ich in der Silvesternacht 1912 nach Berlin zurück. Der deutsche Botschafter, Graf Pourtalès, mit dem ich in enger Fühlung blieb, bat mich beim Mittagessen vor meiner Abreise, seinen Kurier nach Berlin für das Auswärtige Amt mitzunehmen. Da ich noch am selben Nachmittag zum Abschiedstee bei Kokowzew war, sollte mir die Post eine Stunde vor Abgang des Zuges ins Hotel gebracht werden, damit ich sie noch richtig in meinem Gepäck unterbringen könnte. Der Zug ging gegen 7 Uhr abends. Als ich kurz nach 6 Uhr mit meinem Sekretär, Dr. Polly, zur Bahn fuhr, war der Kurier im Hotel noch nicht erschienen. Da ich auf Pünktlichkeit halte und wegen der Präzision und Einhaltung meiner Vereinbarungen bekannt bin, fuhr ich zur Bahn, ohne den Kurier abzuwarten. Auf dem Bahnhof begegnete mir Kapitän Schneider, der Sohn des Kommandanten des Kaiserlichen Schlosses Zarskoje Selo, mit dem ich im Kreise der Großfürsten angenehme gesell-

schaftliche Abende verbracht und ihm gelegentlich von dem Zarenbrief Mitteilung gemacht hatte. Schneider bat mich, ihn bis Zarskoje Selo in meinem Schlafwagen mitzunehmen, da der Zug nur solche enthalte. Ich willigte unbedenklich ein und begab mich mit meinem Sekretär auf den Perron. Wir sahen im Fürstenzimmer eine große Corona mit kostbarem Blumenschmuck um den bisherigen Innenminister Makarow versammelt, bei dem ich kurz vorher gefrühstückt hatte und der am Tage zuvor plötzlich seine Demission bekam. Ich schickte Dr. Polly an den Minister heran, um ihm sagen zu lassen, daß ich im gleichen Zug führe und ihn morgen früh an der Grenzstation Eydtkuhnen begrüßen würde. Während ich auf und ab ging und die Rückkehr meines Sekretärs erwartete, fixierte mich eine Galgenphysiognomie mit ausgesprochener Strolchhaltung ebenso scharf wie nachhaltig. Mir wurde die Situation peinlich, und als Dr. Polly zurückkehrte und mir bestätigte, daß Makarow mich morgen früh erwarte, machte ich ihn auf den Polizeispitzel aufmerksam. In diesem Augenblick trat der Betreffende auf mich zu und fragte den Sekretär, ob ich Professor Stein sei. Als er dies bejahte, zog der Spitzbub ein großes Kuvert aus der Tasche und sagte, er sei der Diener der Deutschen Botschaft und bringe den Kurier, da er mich im Hotel nicht mehr angetroffen habe. Ich verschloß das Kuvert in meinem Handkoffer, wo ich dafür Platz reserviert hatte, und kehrte auf den Perron zurück, um mich von Dr. Polly zu verabschieden. Inzwischen war Kapitän Schneider, wie verabredet, in seiner Marine-Offiziersuniform in mein Coupé eingestiegen. Kurz vor Abgang des Zuges bat mich Dr. Polly, noch einmal herauszukommen, da der Diener in schlotternder Angst den Marineoffizier in das Coupé steigen sah und befürchtete, er werde den deutschen Kurier entwenden. Ich eilte noch eine Minute vor Abgang des Zuges heraus, um den Diener zu beruhigen, damit er dem Botschafter berichte, daß Kapitän Schneider mein Abteil bis Zarskoje Selo teile, so daß jede Gefahr ausgeschlossen sei. Im letzten Augenblick drängte ich noch meinem Coupé zu und fand Schneider in eifrigem Geplauder mit meinem Coupé-nachbarn, einem russischen General. Als ich von Schneider erfuhr, daß der Zug keinen Speisewagen habe, war ich wenig freudig überrascht, da ich keine Mundvorräte mitnahm.

Schneider beruhigte mich, daß in Zarskoje Selo ein komplettes Abendessen in das Coupé hineingereicht würde, was er besorgen wolle. Unterwegs fragte er nach dem Inhalt des hier abgedruckten Briefes des Baron Jonine, den ich zur Vorsicht als eine Art von Amulett in Rußland ständig in meinem Portefeuille bei mir trug. Als ich aus der Brusttasche das Portefeuille herausholen wollte, war es verschwunden. Taschendiebe hatten den letzten Moment des Ein- und Aussteigens benutzt, mir mein Portefeuille zu stibitzen. Ich war weniger über die entwendete Barschaft als über den Verlust meines Passes bestürzt, den ich neben diesem Briefe im Portefeuille aufbewahrt hatte. Zum Glück hatte ich noch das Eisenbahnbillett in einer anderen Tasche und genügend Bargeld, um bis nach Berlin zu kommen. Die Hauptsorge aber war der Paß. Wie komme ich über die Grenze? Schneider beruhigte mich, sein Vater werde sofort dem Minister Kokowzew telefonieren, daß mein Paß gestohlen sei, damit er noch in der Nacht den Ministerpräsidenten veranlasse, den Bahnhofsvorsteher in Eydtkuhnen anzuweisen, mich ungehindert die Grenze passieren zu lassen. Ungeachtet der störenden Nebengeräusche, die mein Nachbar, der General, verursachte, indem er mit zwei Damen seiner Bekanntschaft durchzechte und nicht zu knapp champagnisierte, schief ich erschöpft bis Eydtkuhnen durch, ohne die Stationen Wilna und Kowno in der Nacht auch nur zu hören. Als man plötzlich in mein Coupé trat und nach meinem Paß sich erkundigte, stammelte ich, da ich kein Russisch verstehe: „General, General“, als ob ich zur Suite des Generals gehörte. So passierte ich unter seinem Schutz ungehindert die Barrière, wo bereits der Stationsvorstand und Innenminister Makarow meiner harrten. Der Stationschef hatte in der Nacht zwei Telegramme von Kokowzew bekommen, in denen er meinen ungehinderten Durchlaß verfügte und ausdrücklich bat, daß ich ihm in einem Telegramm meine Unversehrtheit bestätige. Makarow stand dabei und meinte ironisch lächelnd, wozu ich Kokowzew bemüht habe, da ich doch wüßte, daß er im Zuge sei. Auch ein abgesetzter Minister habe noch Macht genug, um mich über die Grenze zu schaffen. Mit leiser Anspielung auf die unmöglichen Zustände in Rußland antwortete ich Makarow, daß sein Coupé sechs Wagen von dem meinigen getrennt gewesen sei, und

daß ich ohne Paß unfehlbar fünfmal verhaftet worden wäre. Mit satirischem Augenblinzeln gab Makarow in der französisch geführten Unterhaltung zurück: „Vous, Monsieur Stein, le Ministre incouronné de l'Europe?“ Worauf ich antwortete: „Oui, Excellence, mais malheureusement depuis hier soir Ministre sans Portefeuille!“; worauf er schlagfertig erwiderte: „Alors nous somme Collègues.“ Makarow befand sich mit Familie auf dem Wege nach Paris. Wir verbrachten die Fahrt bis Berlin in angeregtester politischer Unterhaltung, und ich hatte ihn mit seiner Familie in Berlin zu Gast, bei welchem Anlaß ich ihm den politischen Horizont nach manchen Richtungen hin ausweitete. Ich wies auf die großen Gefahren hin, die für Rußland daraus erwüchsen, daß man die nihilistische Jugend aus den eigenen Universitäten ausschlosse und ins Ausland, insbesondere nach der Schweiz, zwänge, wo sie durch die vergleichende Betrachtung der politischen Kerkerluft Rußlands mit der Höhensonne republikanischer Vollendung in der Schweiz notgedrungen zu Revolutionären herangezogen würden. Makarow bemerkte seufzend: „Hätte ich Ihre Argumentation vorher gekannt, so wäre uns in Rußland manches erspart geblieben, und ich säße noch in meinem Ministersessel.“ Mir war bei wiederholten Aufenthalten in Petersburg klargeworden, daß der zaristische Koloß auf tönernen Füßen ruhe, unter denen sich ein politischer Vulkan befand, der jeden Augenblick zur Entladung, ja zur elementaren Explosion bereit sei. Aus dieser meiner persönlichen Überzeugung machte ich auch Graf Schuwalow, dem Sohn des früheren Botschafters in Berlin und damaligen Generaladjutanten des Zaren, dessen Gast ich in Petersburg war, durchaus kein Hehl. Als ich mit ihm in der Petersburger Gesellschaft wiederholt tafelte, gab ich ein Gespräch zum besten, das ich Jahrzehnte vorher mit einem Großfürsten, den ich jetzt in Petersburg wiedersah, und der als liberal angehaucht galt, in einem Pariser Restaurant hatte. Damals war von einem französisch-russischen Bündnis so wenig die Rede, daß der Großfürst mir im Gespräche sagte: „Wir Russen werden uns nicht so weit erniedrigen, uns mit dem Volke der Revolution, mit der Nation der Marseillaise auf einen politischen Flirt einzulassen. C'est une Nation A B C: Avocats, Bavards, Cocottes. Wir kommen nur hierher, uns zu amüsieren, aber wir nehmen das fran-

zösische Volk, das die Revolution gemacht hat, besonders die Republik, nicht ernst.“ Wir hatten uns angefreundet und sprachen über die politischen Fragen mit leidlicher Offenheit. Ich machte den Großfürsten schon damals auf die sozialen Gefahren aufmerksam, die dem russischen Thron aus der sich im Auslande aufhaltenden Studentenschaft einmal erwachsen würden. Mit abschätziger Bewegung schüttelte er das Wort „sozial“ als undiskutabel ab, was mich um so mehr erstaunte, als ich damals bereits meine Vorlesungen über die „Soziale Frage im Lichte der Philosophie“ in Zürich begonnen hatte. Beim Abschied lud mich der Großfürst eindringlich auf seine Besitzungen ein, damit ich als Schweizer auf russischem Boden erst erfahre, was wahre Freiheit sei. Etwas gereizt sagte ich dem Großfürsten: „Freiheit für wen? Für Sie oder für das Volk?“, worauf der Großfürst mit wohlwollendster Bonhomie replizierte: „Aber lieber Professor, wenn Sie bei strahlendem Frühlingswetter in meiner Sommerresidenz erwachen und lebensfroh im Schloßpark sich ergehen, fragen Sie danach, wie viele Ameisen und Würmer Sie dabei zertreten?“ Dieser reine Herrenstandpunkt, den ich in solcher Kraßheit noch nie gehört hatte, kränkte mich aufs tiefste. Als ich darauf dem Großfürsten zum Abschied die Hand reichte und er mich harmlos fragte: „Wann darf ich Sie als Gast auf meinem Schloß erwarten?“, antwortete ich kühl abweisend: „Kaiserliche Hoheit, erst nach der Revolution.“ An dieses Histörchen erinnerte ich die hohe Tafelrunde, in welcher sich der Großfürst befand und sich auf meine Antwort genau besann, und ich machte sie darauf aufmerksam, daß nach dem Russisch-Japanischen Kriege die Revolution in der Tat die Grundvesten des Thrones erschüttert habe und ein Menetekel für die Zukunft in sich berge. Mein Kassandraruf hat sich wirksamer und einschneidender verwirklicht, als ich selbst angenommen hatte. Erst der Weltkrieg hat das endgültige Siegel auf ein Regime gedrückt, das nur von einer dünnen Oberschicht gehalten wurde, die ihrerseits einen Lebenswandel führte, der stark an Sodom und Gomorrha gemahnte. Zur Ehre dieser Tafelrunde mag hervorgehoben werden, daß meine Offenheit mir keinerlei Unannehmlichkeit eingetragen oder auch nur eine gesellschaftliche Minderbewertung mir zugezogen hat. Die Freundschaft mit Schuwalow schützte mich davor,

daß man mir unlautere Motive untergeschoben hätte. Das Satyrspiel der Geschichte sollte noch mit einer kleinen Posse in bezug auf den Zarenbrief seinen amüsanten Abschluß finden. Als ich am ersten Januar 1913 aus Petersburg heimkehrte, ließ mich der russische Botschafter Botkin wissen, daß man meinem gestohlenen Portefeuille auf der Spur sei. Man habe sich nämlich mit der Zunft der Taschendiebe in Verbindung gesetzt und ihr anheimgestellt, das Portefeuille wegen des Briefes und des Passes herauszugeben, während sie das Geld wegen ihrer bravourösen Haltung auf dem Bahnhof ruhig behalten dürften. Tatsächlich überbrachte mir der Botschafter nach einiger Zeit meine Briefftasche nebst Paß und Brief, aber ohne Geld, was ich um so leichter verschmerzte, als die Barsumme nach Abschluß eines mehrwöchigen Aufenthaltes im Hotel Europa in Petersburg derart zusammengeschmolzen war, daß ich ihr keine Träne nachzuweinen brauchte. Nach diesem Exkurs, der chronologisch nicht ganz einwandfrei ist, weil er Ereignisse vorwegnimmt, die sich erst später zutragen, kehre ich wieder zu meinem Leben in Bern, um die Mitte der neunziger Jahre, zurück.

Viertes Kapitel

Reisen nach dem Orient und nach Spanien

Meine Weltanschauung des sozialen Optimismus beruht nicht auf ausgeklügelter Dialektik, sondern auf farbigem Erleben. Was für ein Philosoph man sei, sagt Fichte, hänge ganz davon ab, was man für ein Mensch ist. Jede Philosophie ist ein Siegelabdruck der geistigen Persönlichkeit, die sie ausstrahlt. Wenn ich in meiner „Geschichte der Philosophie bis Platon“ (1921) gelegentlich der Schilderung der zynischen und hedonischen Schule (S. 269) einmal sage: „Das üppige Wohlleben seiner Heimatstadt hat auf Aristipp offenbar genau so abgefärbt wie die Armut und das Halbbürgertum auf seinen großen Antipoden Antisthenes“, so meine ich damit, daß die Lebensumstände beider Gegenfüßler tiefe Spuren in ihren Lehren hinterlassen haben. „Die Philosophie Aristipps“, sage ich an einer anderen Stelle, „ist der Ausfluß eines sonnenhaften

Temperaments von frohlebiger Unbekümmertheit.“ Ich darf nicht verhehlen, daß Hedoniker und ihre Enkelschüler, die Epikuräer, schon in meiner Studentenzeit, als ich bei Zeller griechische Philosophie hörte, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und eine wahlverwandte Saite in mir zum Erklingen gebracht haben. Da ich Philosophie nicht nur lehren, sondern leben wollte, mußte ich auf Reisen meinen Gesichtskreis erweitern, um mir die Welt in ihren Höhen und Tiefen anzuschauen. Dazu bot sich von Zürich und Bern aus reichliche Gelegenheit, da ich in den Universitätsferien viele Möglichkeiten sah, mich in den europäischen Weltstädten umherzutummeln und vor allem die Kunstschatze in mich aufzunehmen. Wie mein erster Gang in Paris jedesmal „Louvre“ war, so in London das „British Museum“ und die „Tate-Gallery“, in Madrid „Prado“, in Florenz die „Uffizien“, in Rom die „Vatikanischen Sammlungen“, in Wien und Berlin die Kaiserlichen Museen und in Petersburg die „Ermitage“. Vom Liebhaber habe ich mich allgemach zum Kenner entwickelt, so daß ich auf Wunsch des Kunsthistorikers der Universität Bern, Professor Auer, bei Kolloquien mit angehenden Privatdozenten der Kunstgeschichte als Mitexaminator mich beteiligen mußte. Meine Leidenschaft galt den Venezianern und Niederländern, besonders Jan Steen, der mir als der Aristipp unter den Malern erschien. Die kleine Sammlung, die ich mir im Laufe der Jahrzehnte angelegt habe, setzt sich vorzugsweise aus Niederländern zusammen, darunter Jan Steen. — In Paris, wo ich monatelang an der „Bibliothèque Nationale“ eingehende Studien über Montaigne betrieb, dem ich eine Monographie widmen wollte, hatte ich jeden Abend einen Stammtisch, an welchem Max Nordau, der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ von Huhn, der Vertreter des „Berliner Tageblatt“ Brandes (später Theodor Wolff), der Korrespondent der „Neuen Freien Presse“, Frischauer, und Sigmund Feldmann vom „Börsenkurier“ allabendlich teilnahmen. Bei meinen eingehenden Studien über die französischen Aufklärer, besonders über die Enzyklopädistik, die ich in einem dreibändigen Werke darstellen wollte, dessen Materialien ebenso bei mir aufgespeichert liegen wie die über Montaigne, stieß ich auf die Figur des mir sehr sympathischen Enzyklopädisten Helvetius. Aus den Aufzeichnungen in der Bibliothek ersah ich, daß der führende Literarhistoriker, Kunst-

kritiker, Philosoph und Geschichtsschreiber der Französischen Revolution Hippolyte Taine ein Abkömmling von Helvetius sei. Ich suchte Taine auf und verplauderte unvergeßliche Stunden mit ihm. Er war in der Tat mit Helvetius, dessen Bildnis sein Arbeitszimmer schmückte, verwandt und interessierte sich lebhaft für meine Studien über die Philosophen der Französischen Revolution. Eine reizvolle Schilderung seines ersten Besuches der Beethovenschen „Neunten Sinfonie“ mit seinem gerade dem Kloster entlaufenen Freunde Ernest Renan ist mir haften geblieben. Renan war nur philosophisch und theologisch orientiert, aber nicht ästhetisch eingestellt wie Taine. Als Taine seinen Jugendfreund in die musikalische Welt einführen wollte und ihn zur Teilnahme an der Gipfelleistung aller klassischen Musik, der „Neunten“, bewog, gingen beide versonnen und verklärt aus dem Konzertsaal. Taine war noch ganz benommen und fragte Renan, was er zu dieser musikalischen Offenbarung sage, worauf Renan fast nachtwandlerisch antwortete: „Wundervoll, fast so schön wie ein Syllogismus.“ Von Taine stammt übrigens auch das schöne Wort: „Ohne Philosophie ist der Künstler nur ein Handwerker und der Dichter nur ein Spaßmacher.“ Die Unterhaltungen mit Taine führten zu einem genauen Studium seiner Schriften, insbesondere seiner philosophischen, so daß ich bald darauf eine öffentliche Vorlesung über französische Philosophen der Gegenwart hielt, in deren Mittelpunkt Comte, aber auch Renan und Taine standen.

Bevor ich mich zu einer Orientreise anschickte, veröffentlichte ich noch das Wilhelm Dilthey gewidmete Buch „Der Sinn des Daseins“, dessen Vorwort vom Oktober 1903 gezeichnet ist. Aus diesem Vorwort seien die Leitgedanken dieses Buches hergesetzt: „Das Ganze wird zusammengehalten und getragen von jenem sozialen Optimismus, dessen Grundlinien der Verfasser in seinem soeben in zweiter Auflage erschienenen Werke ‚Die soziale Frage im Lichte der Philosophie‘, Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte, Stuttgart, Verlag Ferdinand Enke, 1903, zu ziehen versucht hat. Die soziale Frage steht nun einmal wie im Mittelpunkt unseres persönlichen Lebens, so im Zentrum der wissenschaftlichen Interessen unseres Zeitalters. Sowenig wie wir uns nun vermessen, das ‚Welt-rätsel‘ zu lösen, ebensowenig geben wir uns dem Wahne hin,

die soziale Frage auf eine Formel bannen zu können. Wohl aber glauben wir, bescheidene Beiträge zur Deutung des Sinnes wie des Weltenseins, so des Einzelseins bieten zu können. Im Kampfe um den neuen Lebensinhalt, der auf der ganzen Linie unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems entbrannt ist, will der hier vertretene soziale Optimismus diesem oder jenem Mitstreiter Wehr und Waffe in die Hand geben. Diese ‚Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart‘ möchten besonders den unfrischen, erschlaffenden, alle Energien lähmenden Pessimismus aus seinen letzten Schlupfwinkeln verschrecken, um durch eine ‚Philosophie der Arbeit‘ unsere Jugend zu beherztem Tun und hoffnungsfreudiger Kraftentfaltung anzufeuern.“

In diesem Buche ist eine Abhandlung abgedruckt, betitelt „Pestalozzi als Völkererzieher“, die mit meiner Orientreise in zeitlicher Beziehung steht. Als ich nämlich alle Reisevorbereitungen getroffen und mir vom Schweizerischen Bundespräsidenten Empfehlungsbriefe an die schweizerischen Vertreter im Orient verschafft hatte, trat die Vereinigung der Schweizerischen Gymnasiallehrer mit der Bitte an mich heran, den Festvortrag über „Experimentelle Pädagogik“ anlässlich ihrer Jahreszusammenkunft in Bern zu übernehmen. Die Einladung kam mir sehr ungelegen, da der Vortrag just an dem Abend stattfinden sollte, an welchem ich ein Billett für den Orientzug nach Konstantinopel schon gelöst hatte. Den Vortrag selbst konnte ich in der Aula der Universität bequem abhalten, da er am Vormittag stattfand. Dagegen machte mir die Festrede auf dem Bankett etwas Kopfzerbrechen, da mein Zug abends 10 Uhr abging, so daß ich im Abendanzug die Reise nach Konstantinopel antreten mußte. Zum Glück konnte ich meine Festrede rechtzeitig beenden, zumal ich mich von der Festversammlung mit folgendem Scherzwort verabschiedete: „Ich habe diesen Saal schon voller gesehen, ich habe diesen Saal schon leerer gesehen, aber so voller Lehrer habe ich ihn noch nie gesehen!“ So zog ich als lachender Philosoph mit Zylinder und Frack fürbaß gen Konstantinopel.

In Budapest hatte ich gerade genügend Aufenthalt, meinen alten Freund, den Orientalisten der Budapester Universität, Professor Armin Vámbery, der als falscher „Derwisch“ seine ersten Entdeckungsreisen bis nach Turkestan ausgedehnt

hatte, aufzusuchen. Vámbery war auch als politischer Schriftsteller im Mittelpunkt des politischen Interesses und brachte das Jongleurkunststück fertig, ebenso gern gesehener Gast der englischen Königin Viktoria im Buckingham-Palace wie des allmächtigen Sultans Abdul Hamid im Yildiz zu sein. Listig mit den Augen blinzeln, steckte er mir einen persönlichen Brief an den Sultan in die Tasche und schmunzelte in seiner ruhmredigen Selbstverliebtheit: „Dieser Brief wird Ihnen im Orient mehr nützen als Ihre Schweizerischen Akkreditive“ — und Vámbery hat recht behalten. Als ich im Orientzug mit den beiden Vettern, Baron von Chlumetzky, dem Sohn des bekannten österreichischen Ministers, und Baron von Bauer, einem Brüner Großindustriellen, zusammentraf, flüsterten sie mir ins Ohr, daß ihre Beziehungen mir unendliche Dienste würden leisten können. Der österreichische Botschafter in Konstantinopel, Baron Calice, sei nämlich nahe mit ihnen verwandt, und er werde uns eine Irade des Sultans erwirken, das uns alle Schlösser einschließlich des sonst unzugänglichen Palastes „Dolman Bagtsche“ öffnen würde. Bei glühender Hitze sausten wir an Sofia vorbei und sahen die baumlose türkische Ebene mit ihren schlaffen und welken Bewohnern, die angesichts der Gluthitze alle Energien verloren hatten und mit schlotternden Knien wie Gespenster sich fortschleppten. Ich machte dabei die soziologische Bemerkung, daß die Kultur, deren Wesen Energieentfaltung ist, nur in mittleren Zonen gedeihen könne. Deshalb seien die deutschen Eichenwälder der günstigste Boden für eine Kulturzone. Als mich meine Reisefreunde um eine epigrammatische Zuspitzung dieses soziologischen Gedankenganges, der ihnen übrigens aus meinen Aufsätzen aus der „Neuen Freien Presse“ nicht fremd war, für ihr Stammbuch baten, formulierte ich die Umkehrung dieses Gedankenganges mit den Worten: „Völker ohne Schatten sind die Peter Schlemihle der Kultur.“ Als wir in Konstantinopel eintrafen und uns im Pera-Palasthotel von den Reisestrapazen erholen wollten, kam Baron von Chlumetzky tiefbetrübt mit einer niederschmetternden Nachricht zu mir: der österreichische Botschafter sei zum Sommeraufenthalt am Bosphorus und werde vor drei Wochen nicht zurückkehren. Ich nahm die Nachricht weniger tragisch auf als er befürchtete, da ich den Brief Vámberys in der Tasche hatte. Am anderen

Morgen ritt ich mit einem kleinen Eseltreiber frohgemut nach dem Yildiz und überreichte dem Palastkommandanten das Einführungsschreiben Vámberys. Der Brief wirkte wie Wunder. Ich wurde sogleich zum Frühstück mit dem Großwesir und den Generälen gebeten, wobei mir mein mimisches Talent zu Hilfe kam. Man aß nämlich noch mit Stäbchen, und es gab selbstverständlich Hammelfleisch. Wie man aber mit Stäbchen aus der gemeinsamen Schüssel ein Hammelstück herausjonglierte, war mir ein akrobatisches Rätsel. Zum Glück guckte ich dem Großwesir, der ein Virtuose in der Handhabung des Stäbchens war, seinen Gestus ab und praktizierte mit leidlicher Geschicklichkeit ein Hammelrippchen auf meinen Teller, was mir ein wohlwollendes Kopfnicken eintrug. Nach Tisch überreichte mir der Großwesir feierlich einen Kaiserlichen Fermân, der mir und meinen Freunden ungehinderten Zutritt zu allen Schlössern verschaffte und zugleich ein Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Jerusalem, wohin ich mich zu begeben gedachte. Eitel Freude herrschte nach meiner Rückkunft ins Hotel bei meinen Reisegefährten, die auf dem Wege dieses abgekürzten Verfahrens ihr Ziel erreichten, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Nicht haben sie mir, sondern ich habe ihnen den Kaiserlichen Erlaß verschafft.

Alle Sehenswürdigkeiten des damaligen Konstantinopel waren uns zugänglich. In den Schlössern bekamen wir zur Besichtigung einen höheren Offizier als Führer und Begleiter, der mit Rücksicht auf die ausgebliebene Löhnung unsere Trinkgelder mit wahren Wolfshunger verschlang. Beim Leibarzt des Sultans, einem bekannten Ophthalmologen, Dr. Elias Pascha, an den ich warm empfohlen war, fiel mir die türkische Sitte auf, daß die erwachsenen Söhne in Gegenwart des Vaters nicht rauchen durften. Sein ältester Sohn studierte nachher noch bei mir in Bern, so daß ich Gelegenheit hatte, für die dargebotene Gastfreundschaft mich zu revanchieren. Die Reisen von Konstantinopel nach Athen und Smyrna gehören zu den eindrucksvollsten Erinnerungen meines Lebens. Für Athen war ich durch die eingehende Beschäftigung mit griechischer Philosophie ebenso ehrfurchtsvoll eingestellt wie für die Reise nach Palästina. Hellas und Judäa, die mir wissenschaftlich und menschlich so unendlich viel dargeboten haben, sollte ich nunmehr durch Augenschau in mich aufnehmen.

In Athen waren es besonders die Stätten, die an die griechischen Philosophen gemahnten, die mich anzogen. Auf der Akropolis gedachte ich des Sokrates, der nach seiner Verurteilung in die bittere Klage ausbrach, daß er wegen seiner Belehrung und Betreuung der griechischen Jugend eher gehofft habe, auf dem Prytaneion als Staatspensionär lebenslängliche Unterkunft zu finden, statt zum Schierlingsbecher verurteilt zu werden. An den Stätten, an denen Platon, Aristoteles, Antisthenes gelehrt haben, sammelte ich in weihevoller Stimmung Steine vom Boden, auf denen ich das Datum des Besuches aufzeichnete, um diese Steine nachher meinen Schülern in Bern im Seminar für griechische Philosophie als Andenken vorzuzeigen. Besonders nahe stand mir als Darsteller der Psychologie und Erkenntnistheorie der Stoa der Ort, an welchem die Stoa Poikile stand und wo die Lehren des Begründers der Stoiker Zeno von Zitium verkündet worden sind. Auch da sammelte ich Steine, die ich mit Inschriften versah und die ich noch heute als liebe Andenken aufbewahre, wie die unzähligen Abbilder wertvoller Monumente der Antike, die ich in Athen gesammelt habe. Wenn Platon behauptet, die Luft von Athen mache weise, so bekam ich während meines Aufenthaltes den Vorgeschmack dessen, was Luft und Licht, Meer und Horizont von Athen zur Weltweisheit prädestinierten, da man von der Akropolis aus einen Umblick genießt, der den Betrachtenden und Beschauenden weitete. Es ist kein Wunder, daß die Ideen des Universalismus, wie sie besonders Zeno kündete, gerade in Athen erwachsen sind. Wie die Wüste und die weite Fläche Palästinas zur Lehre vom Eingott geführt haben, weil die Einerleiheit der Sinneseindrücke in ihrer flächenhaften Einförmigkeit zur Alleinheitslehre führen, so fordert die Vielgestaltigkeit der Landschaft, der Seen und Inseln, wie man sie von Athen aus überschauf, zur Vielgötterei heraus, wie sie nach der Volksphtasie von Hellas den Olymp bevölkerte.

Die Fahrt ins Pharaonenland übte eine magische Anziehungskraft auf mich aus. In Alexandrien, wo mich die Erinnerung an Philo von Alexandrien und die Lehren der alexandrinischen Philosophenschulen gefesselt hätten, wenn irgendwelche Spuren von Überbleibseln an die große Kulturtradition Alexandriens vorhanden gewesen wären, interessierten mich die Bazare gar nicht, dagegen der botanische Garten mit seinem Bananen-

wald. Um so mehr war ich auf Kairo eingestellt, weil sich dort in Museen und Denkmälern die Zeugnisse vergangener Geschichtsperioden auf vergleichsweise engem Raum zusammenfinden. In Shephardts Hotel, wo ich meine Zelte aufgeschlagen hatte, fand ich den Freiherrn Max von Oppenheimer, der wertvolle Ausgrabungen gemacht und wissenschaftliche Studien über die Denkmäler des alten Orient veröffentlicht hatte. Seine Wegweisung und touristische Linienführung waren mir ein wesentlicher Behelf. Wissenschaftlich fesselte mich eine Frage, die ich mit Hilfe des deutschen Geschäftsträgers und dank dem Empfehlungsbriefe, den mir der Sultan mitgegeben hatte, der Lösung näherbringen wollte. Es schwebte nämlich damals die Streitfrage zwischen dem Freiburger Zoologen und Philosophen Weismann auf der einen und Herbert Spencer auf der anderen Seite über die Vererbungs-fähigkeit erworbener Eigenschaften. Kairo schien mir der geeignete Ort, um durch vergleichende experimentelle Intelligenzprüfung von Fellachen, Armeniern, Griechen, Juden und Sudanesen festzustellen, ob bei Kindern zwischen sechs und acht Jahren für das Erlernen des Alphabets und der Grundbegriffe der Arithmetik Abkömmlinge solcher Rassen einen Vorsprung haben, deren Vorfahren bereits in ihrem Gehirn ausgeschliffene Assoziationen hatten, weil sie schon alle Schreiben und Lesen gelernt, oder die Abkömmlinge aus dem Sudan, deren Vorfahren Analphabeten waren. Mit Hilfe des Unterrichtsministers, der armenischer Abstammung war und sich für mein Problem ernstlich interessierte, stellte man Klassen von solchen Völkergemeinschaften zusammen, wie sie mir vorschwebten. Das Experiment wurde mehr als ein Jahr betrieben, und das Ergebnis, das mir später nach Bern übermittelt wurde, lautete: Kinder aus dem Sudan brauchen mindestens dreimal soviel Zeit zum Erlernen von Lesen und Schreiben, von Addieren und Subtrahieren wie Griechen, Armenier und Juden, deren Apperzeptionsfähigkeit und Schnelligkeit der Kombination die der anderen Klassengenossen weit überragten. Ich zog daraus für mich den Schluß, daß die Lehre von der Vererblichkeit erworbener Eigenschaften aus diesem Schulexperiment eine Stütze empfängt, da die Sprößlinge alter Kulturvölker, deren Vorfahren schon keine Analphabeten waren, einen großen Vorsprung gegenüber den gleichaltrigen Kindern analphabetischer Rassen aufweist.

Eine zweite wissenschaftliche Sendung beschäftigte mich eindringlich und nachhaltig anlässlich eines Besuches der mohammedanischen Hochschule „el Azhar“, die ich in Begleitung des ägyptischen Unterrichtsministers aufsuchte, um mit dem Scheich-ul-Islam, dem Rektor der Hochschule, wissenschaftliche Zwiesprache zu halten. Damals schon (1895) frequentierten etwa 10 000 moslemische Studenten die Hochschule „el Azhar“. In den weiten Räumen einer ehemaligen Moschee kauerten auf der Erde Hunderte von Gruppen Studierender, die mit ihren Manuskripten sich abmühten, um sie augenscheinlich auswendig zu lernen. Mit jenem Singsang, den ich von den Moscheen aus Gebetsübungen her kannte, begleiteten die arabischen Studenten die Vorlesung der Textbücher oder Schulbücher, die sie auswendig zu lernen hatten. Ich griff nach einem solchen Buche und fand zu meinem Erstaunen die logischen Abhandlungen der arabischen Philosophen Ibn Sina (Avicenna) und Ibn Roschd (Averroes). Ich traute meinen Augen nicht, da ich eher auf den Koran und dessen bedeutendsten Interpreten Baidhavi geraten hätte als auf ein logisches Lehrbuch. Der mich begleitende ägyptische Minister, der selbstverständlich das Arabische als Koransprache beherrschte, war nicht weniger verwundert als ich selbst. Als wir beim Scheich-ul-Islam, einer ehrwürdigen Gestalt von edler Haltung, eintraten, galt meine erste Frage dem Studium der Logik an seiner Hochschule. Er wunderte sich anfangs darüber, daß ich in der arabischen Philosophie so beschlagen war, aber ich klärte ihn darüber auf, daß ich schon in meiner Studentenzeit den Koran mit Kommentar von Baidhavi gelesen und in meiner Doktordissertation die arabischen Philosophen behandelt habe. Auf meine Vorhaltung über die Rückständigkeit seiner Lehrmethoden, daß die Studierenden seiner Hochschule die Logik aus Lehrbüchern empfangen, die dem 13. und 14. Jahrhundert angehörten, antwortete mir das Oberhaupt der islamitischen Religion in Ägypten mit verblüffender Schlagfertigkeit folgendes: Ihr großer Kant hat festgestellt, daß die Logik seit Aristoteles keine Fortschritte gemacht habe. Wenn also in den vielen Jahrhunderten keine Entwicklung in der Logik zu verzeichnen sei, so habe er keinen Anlaß, auf neuere Lehrbücher der Logik aus deutschen oder französischen Quellen zurückzugreifen, zumal die eigenen Lehrbücher der arabischen Philosophen die aristotelische Logik

sinngetreu weitergaben. Es hätte keinen Sinn gehabt, ihn auf das monumentale Werk des Münchner Philosophen von Prantl hinzuweisen, der in gewaltigen drei Bänden die Geschichte der Logik im Abendlande behandelt hat. Er verstand keine Fremdsprache und kannte die deutsche Philosophie nur aus arabischen Darstellungen. Ich benutzte daher folgende Argumentation: es sei zwar richtig, daß Kant diese Behauptung aufgestellt habe, aber seit Kant seien besonders durch die von den Engländern ausgegangene Bewegung für eine algebraische Logik, die der deutsche Philosoph Edmund Husserl neuerdings zusammengefaßt und zu präziser Darstellung gebracht habe, große Fortschritte zu verzeichnen. Mit Feuereifer und glühender Begeisterung nahm der Rektor die Grundzüge dieser algebraischen Logik, die ich in knappen Umrissen zeichnete, entgegen. Das Ergebnis einer zweistündigen Aussprache war, daß er mir den Auftrag erteilte, ein kurzes Lehrbuch der Logik vom Standpunkt des gegenwärtigen Wissensbetriebs aus in französischer Sprache zu verfassen und es ihm binnen Jahresfrist für seine Hochschule zur Verfügung zu stellen. Nach meiner Heimkehr setzte ich mich eifrig an die Arbeit und schickte mit schweizerischem Kurier das Manuskript des Lehrbuches an den ägyptischen Unterrichtsminister, dem diese Neuerung in den Lehrmethoden der Hochschule willkommen war, um sie dem Scheich-ul-Islam zu übermitteln. Nach kurzer Frist erhielt ich mein Manuskript mit dem Bemerken zurück, der Rektor sei wegen seines Modernismus abgesetzt und durch einen orthodoxeren Mann ersetzt worden, der von dieser Neuerung nichts wissen wolle. Noch heute modert irgendwo dieses Manuskript im Wust meines Archivs, wo Pläne, Entwürfe, Aufzeichnungen und Kollektaneen aufbewahrt werden.

Die Denkmäler der altägyptischen Kunst, wie sie in Gezireh erhalten sind, haben tiefe Spuren in mein Gedächtnis eingegraben. Das Studium der ägyptischen „Totenbücher“ hat mir keinen sonderlichen Respekt vor der wissenschaftlichen und philosophischen Leistung der Ägypter einzuflößen vermocht. Um so mächtiger wuchtete der Eindruck, den ich von der bildenden Kunst empfieng. Der berühmte „Dorfschulze“ war mir eine Offenbarung. Auch die altägyptische Malerei in der Feinheit ihrer Linienführung und fast hingehauchten Zartheit ihrer Gestalten hat es mir angetan. Die monumentale Baukunst,

wie sie in den Pyramiden zu gewaltigem Ausdruck gelangt, hat meine höchste Bewunderung erregt. Tagelang plagte mich das Problem, wie man ohne Kenntnis der modernen technischen Erfindungen die gewaltigen Quadern hat herbeischaffen und vor allen Dingen auch in die Höhe heben und architektonisch bewältigen konnte. Mit der Massenarbeit von Sklaven allein ist das Problem nicht zu lösen. Weder Pferdekraft noch Menschenkraft reichen aus, solche Quadern in die Höhe zu heben. An der Cheopspyramide imponierte mir der Zug ins ewig Baumeisterliche, das die Pharaonen zur Verewigung ihrer einbalsamierten Mumien errichtet hatten. In den Goldzieraten, die man in den Königsgräbern aufgefunden und meist nach Gezireh geschafft hat, fiel mir die hohe Feinkunst der Ziselierung und der unbegreiflich entwickelte Stand des Kunstgewerbes im alten Ägypten auf. — Das Leben in Kairo selbst war voll Zauber und Phantastik. Die Moscheen, die Kirhhöfe, die Stauungswerke am Nil, das Treiben in den Bazaren belebte und beflügelte die Einbildungskraft. Eine Wanderung durch die Hauptverkehrsstraße, wo alle Völkerstämme des Orients in ihren malerischen Trachten durcheinanderwirbelten, wurde mir zur unerschöpflichen Fundgrube ethnographischer Beobachtungen und völkerpsychologischer Betrachtungen, wie sie später meinen soziologischen Werken zugute gekommen sind. Dagegen setzte mir das Klima bitterböse zu. Der Wüstensand im Verband mit der verzehrenden Glut der tropischen Sonne brachten mein körperliches Gleichgewicht ins Wanken, so daß ich meinen Aufenthalt in Ägypten abkürzen mußte, um ans Meer zu flüchten und dort auf der Seereise nach Jaffa Kühle und Erfrischung zu suchen. Die Bahnfahrt von Kairo nach Port Said durch die Wüste war quälend. Es stellte sich eine Dysenterie bei mir ein, die um so lähmender und entmutigender wirkte, als meine Konstitution sonst von erfreulicher Robustheit ist. In Port Said verlebte ich die peinvollsten Stunden, deren ich mich entsinnen kann. Das ekelhafte Stadtbild, der wüste Hafendom, das jämmerliche Hotel wirkten beklemmend auf meine Stimmung, so daß ich mit Ungeduld der Stunde entgegenharrte, da mein Schiff mich in der Nacht nach Jaffa befördern sollte. Zum Glück fand ich einen Schiffsarzt, dem ich mein Leid klagen konnte und der Verständnis für meinen Zustand hatte. Er reichte mir lindernde Mittel und riet mir, die

ganze Nacht im Freien zu verbringen, damit mein erschlafte Nervensystem durch Kühlung und frische Luft sein Gleichgewicht zurückgewänne. In leidlicher Verfassung wurde ich in Jaffa ausgebootet und suchte in einem ausgezeichnet gehaltenem evangelischen Krankenhaus Ruhe und Frieden. Die einzige Lektüre war der Urtext der Bibel, den ich nahezu hintereinander wieder in mich aufnahm und als beste Vorbereitung für die Fahrt nach Jerusalem empfand. Mein Leiden war noch nicht behoben, aber das Gemüt war durch die eifrige Lektüre der Bibel dermaßen ausgeglichen, daß ich in gehobener Verfassung die Reise nach Jerusalem antrat.

In Jerusalem fand ich eine Reihe von Bekannten, die sich mir als Interpreten oder Dolmetscher freiwillig zur Verfügung stellten. Da ich auf Grund meines Empfehlungsbriefes des Großwesirs eine Einladung zum Gouverneur hatte, war mir die Begleitung eines kultivierten Einheimischen sehr erwünscht. Von der Rückständigkeit und eingefleischten Orthodoxie dieser muselmännischen hohen Beamten kann man sich kaum einen Begriff machen. Als ich dem Gouverneur mein Erlebnis mit dem ägyptischen Scheich-ul-Islam in Kairo erzählte und ihm meine Vertrautheit mit der arabischen Philosophie vorführen wollte, antwortete er mit überlegenem Spottlächeln: „Ein ‚Giaur‘ wird nie in die Tiefen des Korans eindringen. Schon der Kommentator des Korans Baidhavi ist so verwickelt, daß ein ganzes Menschenleben dazu gehört, auch nur einen Satz von Baidhavi zu begreifen.“ Damals war mein Freund, Professor Goldziher aus Budapest, der bedeutendste Kenner der arabischen Dichtung und Philosophie, der besonders die vormohammedanische Literatur (die sogenannte „Gahilija“) wie kein anderer beherrschte, noch nicht nach Kairo berufen, um an der dortigen Hochschule den Arabern ihre eigene Literatur beizubringen. Sonst hätte ich ihm auf diesen weltberühmten ‚Giaur‘ aufmerksam machen können. Ich zog es daher vor, meine satirischen Glossen in mich hinunterzuschlucken, um mir nicht seine Gunst zu verscherzen. Meine Zurückhaltung hat sich als diplomatische Geschicklichkeit erwiesen, zumal mir der Gouverneur in der Tat einen nicht geringen Dienst erweisen konnte. Am Vormittag des gleichen Tages war ich nämlich Zeuge einer widerlichen Szene, die sich an der berühmten Klagemauer, die heute das Schibboleth zwischen Arabern und Juden bildet, zu-

trug. Es war ein jüdischer Feiertag (Laubhüttenfest), an welchem die betenden Juden mit besonderer Inbrunst ihr mehrtausendjähriges Weh in Klageliedern ergossen und bittere Zähren an ihren Wangen herunterrieselten, so daß zwei französische Nonnen angesichts dieser tiefreligiösen Andacht ebenfalls in Tränen ausbrachen. Ein französischer Ingenieur, der dieser Szene als Zuschauer beiwohnte, wollte seiner Begleiterin, einer fragwürdigen Halbweltlerin, einen besonderen Lachreiz dadurch darbieten, daß er die frommen Beter, die sich mit ihren Köpfen in die Steine hineinwühlten, hinten an den Schmachtlöckchen zauste, um eine komische Wirkung zu erzielen. Das empörte die Nonnen, mich sowie meinen Begleiter dermaßen, daß ich hart und ausfällig wurde, so daß es beinahe zu einem Handgemenge kam. Da keine Polizisten zur Stelle waren, konnte ich den Mann nicht verhaften lassen, sondern erzählte dem Gouverneur den Vorgang, damit er Remedur eintreten lasse und für Aufrechterhaltung der Ordnung an der Klagemauer Sorge, was er auch versprach und sofort verfügte. Noch in der Nacht wurde der Ingenieur mit seiner Dulcinea verhaftet. Am anderen Morgen standen zwei türkische Posten an der Klagemauer. Gegen zehn Uhr traf bereits eine Deputation bei mir mit der Bitte ein, den Gouverneur zu bewegen, seine Verfügung rückgängig zu machen, und zwar mit der Motivierung, daß die türkischen Posten viel lästiger seien als der Unfug irgendeines Zuschauers, der sich mit äußerster Seltenheit einstelle. Auch wurde ich gebeten, dafür zu sorgen, daß der Ingenieur freigelassen würde, da man es sonst mit dem französischen Konsulat zu tun bekäme. Mein Dragoman war nämlich französischer Bürger. Mit Mühe und Not gelang es mir, den Gouverneur zur Zurückziehung der Soldaten zu bewegen und die Gemüter zu beruhigen. Natürlich hat diese Episode das Tagesgespräch gebildet, so daß der Ingenieur seines Lebens nicht sicher war. Als er auf seiner Heimreise mit mir im selben Zug nach Jaffa zurückfuhr, benutzten einige Mitreisende der dritten Klasse die Zwischenstation zwischen Jerusalem und Jaffa, wo der Zug eine halbe Stunde Aufenthalt hatte, um ihr Mütchen an dem Ingenieur zu kühlen. Er wäre sicherlich wund geprügelt oder gelyncht worden, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt und ihn vor jedem Angriff geschützt hätte. Meine Haltung ihm gegenüber blieb nach wie vor von eisiger Frostigkeit und

abweisender Geste. Weder seinen Dank noch seine Entschuldigung wollte ich entgegennehmen. Ich verweigerte vielmehr beharrlich Gruß und Handschlag. Ein maliziöser Zufall wollte es, daß wir sogar auf dem Schiff die Kabine teilen sollten. Ich erzählte dem Kapitän meinen Zwischenfall, worauf ich eine andere Kabine zugeteilt bekam, und so schieden wir unverzöhnt.

Natürlich hatte ich infolge dieser Episode mancherlei Unzuträglichkeiten zu erdulden. Stöße von Bettelbriefen liefen bei mir ein und vor allen Dingen Gesuche um Fürsprache beim Gouverneur, da man mich für allmächtig hielt. Ich wies alles zurück, sattelte ein Pferd und ritt ohne jede Begleitung nach Bethlehem, um ein paar Tage zu verschlafen und den kleinen Zwischenfall in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Ruhe in Bethlehem tat mir unendlich wohl. Die schönen blonden Frauen und anmutigen Mädchengestalten in Bethlehem boten einen erfreulichen Anblick dar. Die heiligen Stätten besuchte ich mit derjenigen Andacht und Ehrfurcht, die ich den kultischen Formen und Zeremoniellen aller Konfessionen grundsätzlich entgegenbringe. Auf dem Rückritt nach Jerusalem hatte ich in unmittelbarer Nähe jener Quellen, die einst Jerusalem mit Wasser versorgt haben, eine Begegnung unliebsamer Art. Ein Araber kam mir entgegengeritten und bot mir unter unmißverständlich drohenden Gesten sein krummes Schwert, angeblich zum Kauf, an. Ich verstand, zog meine Börse, die mit Rücksicht auf solche Eventualitäten entsprechend ausgestattet war (die Uhr hatte ich vorsichtshalber im Hotel gelassen), und zeigte meine ganze Barschaft, die offenbar hinreichte, als Gegenwert ausgetauscht zu werden. Da ich so durch Geistesgegenwart der Gefahr entronnen war, trug ich das Schwert als Trophäe nach Jerusalem. Noch heute schmückt dieses sonderbare Schwert mein Arbeitszimmer.

Jerusalem als Stadtbild wirkte damals nicht ermunternd zu weiterer Kolonisation. Die physische Atmosphäre, der ewig blaue Himmel, die melancholische Schönheit des Toten Meeres, der weite Horizont, den man von Karmel aus genießt, stimmten mich froher als die ärmlichen Lehmhütten, in denen der überwiegende Teil der Bevölkerung hauste. Die Bettelarmut der Juden in Palästina, die nur von den frommen Spenden ihrer besser gestellten Glaubensgenossen in Europa und

Amerika lebten, war nicht gerade ein Ansporn für weitere Besiedlung. Wenn man diesem Städteproletariat helfen wolle, so argumentierte ich für mich, so solle man nicht erst neue Kolonisten heranziehen, sondern die armen Städtebewohner auf die soeben in Gründung begriffenen Kolonien schicken, um sie dort in Landarbeiter zu verwandeln. Was ein russischer Jude könne, wird auch ein palästinensischer vollbringen. Um mir ein eigenes Urteil zu bilden, besuchte ich die von Baron Rothschild gegründeten Weinbaukolonien, insbesondere Rischonle-Zion, die mir als eine Art von Musterkolonie gepriesen wurde. Es ist an dieser Stelle geboten, meine Beziehungen zu Herzl, Nordau und dem Zionismus zu schildern, wie ich sie in der Sammlung „Zeitgenossen über Herzl“ (1929) veröffentlicht habe:

Mit Theodor Herzl verbanden mich lange vor seinem „Judenstaat“ menschliche und literarische Beziehungen. Als philosophischer Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“, deren Feuilleton Th. Herzl leitete, pflegte ich in der Sonntagsbeilage philosophische Fragen des Tages zu behandeln. Daraus ergaben sich zwangsläufig redaktionelle Korrespondenzen, die sich meist auf die Probleme bezogen, welche die „Neue Freie Presse“ von mir behandelt wünschte. Engere persönliche Fühlungnahme ergab sich aus dieser redaktionellen Korrespondenz nicht, zumal ich bei vorübergehenden Besuchen in Wien nur zu flüchtigen Gesprächen in der Redaktion vorsprach. Immerhin blieb mir das scharf umrissene Profil Theodor Herzls fest im Gedächtnis. Dagegen verbanden mich enge freundschaftliche Beziehungen mit Max Nordau, den ich noch während meiner Studienzeit im Haus unseres gemeinsamen Freundes Gustav Karpeles kennenlernte und mit dem mich zeitlebens eine innige menschliche Freundschaft verband.

Als ich im September 1895 meine Orientreise machte, die in Palästina gipfelte, führte ich zum ersten Male in meinem Leben ein Tagebuch, das wesentlich für meinen Vater, der kurz vorher in Berlin die Kolonialgesellschaft „Ezra“ gemeinschaftlich mit Herrn Dorn begründete, zur Lektüre bestimmt war. In diesem Tagebuch hatte ich bereits die Möglichkeit einer Kolonisation Palästinas in großem Maßstabe erwogen. Angeregt zu diesen Betrachtungen war ich durch die Besichtigung

der Rothschild'schen Kolonien in der Nähe von Jaffa, besonders der blühendsten Kolonie „Rischon-le-Zion“. Die ackerbaureibenden Juden in ihren malerischen Trachten hatten es mir um so mehr angetan, als ich mütterlicherseits aus einer Weinbaupflegenden Familie stamme, die seit Generationen in der Gegend von Tokaj ihre eigene Scholle bearbeitet. Weder die Bewegung noch das Wort „Zionismus“ war damals in Palästina vorhanden. Wohl aber traf ich in Jaffa und Jerusalem junge Männer, wie beispielsweise den jetzigen Bibliothekar Professor Heinrich Löwe, mit denen ich die grundsätzliche Möglichkeit einer Überführung des russischen Auswandererüberschusses nach Palästina erörterte. Mir lag das Problem um so näher, als mich Baron Hirsch, der später bekanntlich die Rothschild'schen Kolonien in Palästina übernahm, bei der Ausarbeitung des Statutes für die Baron-Hirsch-Stiftung, insbesondere der großen Kolonien in Argentinien, die er durch Länderankauf an sich gebracht hatte, auf Veranlassung seiner Mitarbeiter Professor Sonnenfeld und Meyerson zu Rate gezogen hat. Die Erwägung lag daher für mich nahe genug, zumal mein Vater mit seinem Verein „Ezra“ an der Kolonisation in Palästina lebhaft interessiert war, die Wünschbarkeit und Durchführbarkeit solcher Pläne im großen Maßstabe mir durch den Kopf gehen zu lassen und meinem Tagebuch anzuvertrauen. Ich kam, wie ich ehrlich gestehe, zu einem negativen Ergebnis. Der steinige Boden, der Mangel an Humus, der längst weggeweht war, die kümmerliche Fauna und noch bedürftigere Flora, die durch die Entwaldung Palästinas aus der salomonischen Zeit herrührte, schienen mir unübersteigliche Hindernisse einer solchen Besiedlung in ansehnlichem Ausmaß zu sein. Zwar hatte ich von den deutschen Kolonien, auch den schwedischen, einen guten Eindruck, aber sie schienen mir nur als Oasen in der Wüste. Zudem hatten die deutschen Kolonisten philanthropisches Hinterland im mächtigen Deutschen Reich und an den opferfreudigen Organisationen konfessioneller Art, die hinter ihnen standen. Das hybride Gebilde der „Ezra“ hielt mit diesen Organisationen keinen Vergleich aus. Dazu trat der konfessionelle Hader zwischen den christlichen Religionen in der Erlöserkirche und die scheinbar festgefügte Macht des Sultans Abdul Hamid, der den Zwistigkeiten und Eifersüchteleien zwischen den Konfessionen und Nationalitäten

in Jerusalem ein Paroli gebot. Aus all diesen klimatischen, somatischen, terrestrischen und völkerpsychologischen Gründen kam ich in meinem Tagebuch zu einem entschiedenen Nein. Als letzte Erwägung trat hinzu, daß in diesem sandigen Boden nur Wein gedieh, und zwar in einem Lande, dem die herrschende mohammedanische Religion das Weintrinken verbietet, während der Sandwein, wie ich aus Erfahrung wußte, nur schwer für den Transport zubereitet werden kann. Endlich überwog auch noch das Bedenken gegen eine große Siedlung der elende Zustand des Hafens Jaffa, der zwischen den großen Felsen, die wie Charybdis und Szylla anmuteten, bei hohem Seegang schon für die Ausbootung von Menschen gefährlich war, vollends als Frachthafen für ein großes ackerbautreibendes Land völlig unzulänglich schien. Hätte ich damals Prophetengabe besessen und den Zusammenbruch der Türkei, den Weltkrieg, die Balfour-Deklaration, das Eindringen Englands und die Olivenhaine sowie Apfelsinenplantagen in Palästina vorausgesehen, dann wäre das Urteil in meinem Tagebuch vermutlich anders ausgefallen. Aber als zünftiger Philosoph durfte ich mir keine Sehergabe anmaßen, die ich den Dichtern Herzl und Nordau vorbehaltlos zubillige.

Als ich meine Eindrücke aus Palästina im vertraulichen Gespräch mit Max Nordau in Paris kurz nach meiner Rückkehr aus dem Orient in stundenlanger Zwiesprache wiedergab, war Nordau noch ganz im Banne seiner „konventionellen Lügen der Kulturmenschheit“ und der kurz vorher erschienenen „Entartung“ (1893), also durchaus rationalistisch, materialistisch und antireligiös eingestellt. Damals wollte Nordau weder Ungar sein, wozu sein Geburtsschein ihn verpflichtete, noch weniger Jude, wozu sein Blut ihn prädestinierte. Nach dem Abendessen in einem kleinen, aber sehr berühmten Restaurant begleitete mich Nordau in mein Hotel und ich ihn zurück in seine Wohnung, und so pendelten wir wohl ein Dutzend Mal zwischen Wohnung und Hotel bis zum Morgengrauen. Damals gewann ich von Nordau den Eindruck, daß er für jüdische Dinge unbekehrbar und unbelehrbar ist. Wie mußte ich erstaunen, als mir Max Nordau Herzls „Judenstaat“ (1896) mit dithyrambischer Verherrlichung der Persönlichkeit wie des Werkes von Theodor Herzl mit der Bitte übersandte, mich zu der durch dieses Werk entfachten Bewegung zu äußern. Da Nordau meine

positive Einstellung zu jüdischen Fragen kannte, nahm er ohne weiteres an, daß ich über seine Bekehrung in Jubel ausbrechen würde. Als Nebenton schwang in seinem Briefe an mich noch der Wunsch mit, daß ich meinen Einfluß auf Baron Hirsch dahin geltend machen möchte, daß er Nordau und Herzl zur Entgegennahme der Pläne empfangen. Herzl hat in dem dreibändigen Werk, das seine Tagebuchaufzeichnungen enthält, die Versuche geschildert, an die Barone Rothschild und Hirsch heranzukommen, um sie für seine Projekte zu gewinnen. Herzl war nicht bekannt, daß ich tatsächlich mit Baron Hirsch anläßlich einer mehrstündigen Unterredung über die jüdischen Kolonien in Argentinien und die Statuten seiner Stiftung (I.C.A.), den Empfang der beiden Poeten warm befürwortet habe. Hirsch war indes ein harter Mann der Realitäten, der für Sentimentalitäten nichts übrig hatte. Er hatte nichts dagegen, die Rothschild'schen Kolonien in Palästina zu erwerben, nicht weil, sondern trotzdem sie in Palästina lagen, dagegen schien ihm Argentinien ein Zukunftsland mit unbegrenzten getreidebauenden Möglichkeiten, wohin er den Strom der jüdischen Auswanderer zu lenken gedachte. Während bei Rothschild die Erde des „Heiligen Landes“ aus religiösem Empfinden heraus mitschwingen mochte, als er die dortigen Kolonien begründete, sagte das Wort Palästina dem Finanzgewaltigen Hirsch gar nichts, weil es keinen Körnerbau ermöglichte, sondern nur Weine für die inländischen Konsumenten produzierte. Meine Bemühungen bei Baron Hirsch zugunsten von Nordau und Herzl fanden daher keine Resonanz.

Als der erste Zionistenkongreß in Basel herannahte, bekam ich von Nordau einen beweglichen Brief, in welchem er mich als Dritten im Bunde zum Zionistenkongreß nach Basel einlud und mir anheimstellte, ihn und Herzl in Bern bei mir als Gäste aufzunehmen und mit ihnen gemeinsam nach Basel zu fahren. Abgesehen davon, daß am Tage der Eröffnung des Zionistenkongresses in Basel mein neues Heim, die „Schönburg“, eingeweiht wurde, konnte ich, wie ich Nordau schrieb, auch aus inneren Gründen der Einladung nach Basel nicht folgen, da er ja meine Aufzeichnungen im Tagebuch kenne und daher wissen müsse, daß ich zu einer Heimstätte in Palästina angesichts meiner schweren Bedenken unmöglich im positiven Sinne Stellung nehmen könne. Ich sei und bleibe, so schrieb ich

Nordau, für die Bewegung aus ideologischen Gründen wohlwollend neutral, aber ich könne mich in keiner Weise für einen Judenstaat auf dem Boden der damals noch absolut regierten Türkei einsetzen. Denn wenn die russischen Juden aus dem zaristischen Absolutismus sich in den des Kalifats flüchten, so hieße das vom Regen in die Traufe kommen. Ich sei eher wie Zangwill für eine Kolonisation im großen Maßstabe, sei es in Argentinien, sei es in Texas, sei es unter englischem Herrschaftsgebiet (Uganda), aber nicht für die absolutistisch regierte Türkei. Das einzige Opfer, das ich der aufkeimenden zionistischen Bewegung, deren Leitmotive und Beweggründe mir sympathisch seien, bringen könnte, wäre, daß ich die Aufzeichnungen meines Tagebuches, die aus klimatischen und sonstigen Gründen negativ seien, der Öffentlichkeit vorenthalte, um der zionistischen Bewegung bei ihren Uranfängen keine Steine in den Weg zu legen.

Ein possierliches Zwischenspiel anlässlich der Eröffnung des ersten Zionistenkongresses in Basel und der Einweihung meines Hauses mag in diesem Zusammenhange Erwähnung finden: Als der bernische Unterrichtsdirektor Dr. Gobat die Einweihungsrede hielt, zog er eine Depesche folgenden Inhaltes aus seiner Brusttasche: Der Zionistenkongreß beschloß heute die Errichtung einer Universität in Jerusalem und ernannte Professor Ludwig Stein zum ersten Rektor der Universität. Da aber Professor Stein bei seiner Berufung aus Zürich nach Bern mir versprochen hat, ohne meine Zustimmung keine andere Professur zu übernehmen, so erkläre ich das Haus, das ich hiermit einweihe, mir als Pönale verfallen, falls Professor Stein trotz meines Widerspruchs der Berufung nach Jerusalem Folge leistet.

Der Basler Kongreß, dessen Verhandlungen ich mit tiefer Anteilnahme folgte, zeigte bereits jenes Doppelantlitz, das dem Zionismus bis auf den heutigen Tag verblieben ist: den westlichen Einschlag mit Herzl und Nordau, dem die Formel einer „öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte“ genügte und den östlichen, besonders von Martin Buber mit seiner „messianischen Komponente“ vertretenen Flügel, dem die Jahrtausende hindurch gepflegte Sehnsucht nach dem Heiligen Lande die Dominante alles Zionismus war und blieb. Bei Herzl und Nordau waren Verstand und Einbildungskraft, bei den Juden des

Ostens dagegen Gefühl und Wille, insbesondere das Erlösungsbedürfnis entscheidende Triebkraft. Eine Stellungnahme von meiner Seite war um so weniger erforderlich und geboten, als ich mir in meiner Eigenschaft als Philosoph zeit meines Lebens das Recht vindizierte, nach meiner inneren Melodie zu leben und mich weder einer Partei noch einer bestimmten Richtung äußerlich zu verschreiben. Ich lehnte es stets grundsätzlich ab, irgendeiner Partei beizutreten oder auch dem Vorstände irgendeiner politischen oder sozialen Bewegung anzugehören. Dagegen neigte mein damals dreizehnjähriger ältester Sohn infolge des Einflusses meines Schülers und Sekretärs Dr. Schidlowsky, der sein Religionslehrer war, dem Zionismus zu, was ich auch verstand und als Impuls jugendlicher Einbildungskraft billigte. Mein Sohn schrieb spontan einen Brief an Dr. Theodor Herzl nach Wien, als dieser sein Organ „Die Welt“ begründete, in welchem er sich begeistert zum Zionismus bekannte. Da dieser Brief aus Bern datiert war, hielt Dr. Herzl die Epistel für das Bekehrungsbekennnis des Vaters statt des Sohnes, druckte diesen Brief in der zweiten Nummer der „Welt“ ab und schrieb mir enthusiastisch über den Schwung meiner Ausführungen. Als ich ihn belustigt darauf aufmerksam machte, daß er den dreizehnjährigen Sohn mit dem wohlbestallten Philosophieprofessor verwechsle, gratulierte er mir in neckischen Zeilen mit einem vivat sequens.

Die diplomatischen Verhandlungen Herzls mit dem König von Bulgarien und die Versuche in Konstantinopel, eine Irade des Sultans behufs Einwanderung der Juden nach Palästina in großem Maßstabe mit Hilfe des deutschen Botschafters Marschall von Bieberstein zu erwirken, verfolgte ich mit spannender Aufmerksamkeit. Nordau, mit dem ich in ständigem Briefwechsel stand, hielt mich über alles auf dem Laufenden. Vor der Reise des Kaiser Wilhelm nach Palästina, wo Herzl ihn begrüßte, tauchte das Projekt auf, einen ungeheuren Landstreifen entlang der Bagdadbahn zu erwerben, um die russisch-jüdische Auswanderung dorthin zu dirigieren. Die Ica und der Hilfsverein der deutschen Juden mit Dr. James Simon und Dr. Paul Nathan an der Spitze interessierten sich lebhaft für dieses Projekt und baten mich, mit dem Reichskanzler Fürsten Bülow die Angelegenheit in dem Sinne zu besprechen, daß er seinen Botschafter, Baron Marschall, dahin

instruiere, dem Plane Förderung angedeihen zu lassen und den Sultan geneigt zu machen, dem Ankauf der Ländereien seine Zustimmung zu geben. Es war dies das erste und einzige Mal, wo ich dem Fürsten den ganzen Komplex der Judenfrage einschließlich des Zionismus in mehrstündiger Unterhaltung unter vier Augen darstellen konnte. Der Fürst hatte seinerseits viele Fragen an mich zu stellen, die ich ihm befriedigend beantworten konnte. Er machte sich in seinem Notizbuch zahlreiche Aufzeichnungen und ermächtigte mich, Dr. Nathan zu erklären, daß er dem Siedlungsplane wohlwollend gegenüber stünde und dem deutschen Botschafter in Konstantinopel entsprechende Weisung geben würde. Kurz nach dieser Begebenheit sah ich Nordau in Paris und erzählte ihm alle Einzelheiten meiner Besprechung mit Fürst Bülow. Auf diese diplomatischen Verhandlungen, die zu keinem Ergebnis geführt haben, weil der Kauf aus anderen Gründen nicht zustande kam, dürfte es wohl zurückzuführen sein, daß Theodor Herzl kurz vor seinem Hinschied, als bereits die Schatten des Todes nahten, seinen Sekretär zu mir nach Bern mit dem Auftrage schickte, ich möchte ihm die Todesstunde erleichtern, indem ich mich bereit erklärte, seine Nachfolgerschaft zu übernehmen, weil er für den diplomatischen Teil seiner Mission keine anderen Hände mit Fingerspitzengefühl wüßte. Da mein Verhalten dem Zionismus gegenüber die Linie der wohlwollenden Neutralität nicht um Haaresbreite überschritt, konnte ich nur antworten, daß ich nach wie vor in inoffizieller Eigenschaft zu Verhandlungen bereit sei, aber keinerlei Führerschaft übernehmen könne, zumal Herzl mir kaum sein Amt, geschweige denn seine Überzeugung vererben könne. Herzl ließ mich nämlich durch den Sekretär daran erinnern, daß ich ihm kurz nach dem Basler Kongreß, als die liberalen Juden in Berlin unter Führung des Rabbiners Dr. Maybaum eine heftige, mit persönlichen Invektiven gespickte Fehde gegen Herzl eröffneten, von mir aus die Initiative ergriffen habe, um in Berlin eine Vermittlungsaktion zwischen Herzl und Maybaum herbeizuführen. Die Einladungen an die beiden Gegner und wenige Prominente von beiden Seiten hatte ich von Bern aus verschickt und zu mir ins Hotel nach Berlin gebeten. Dort fanden mehrtägige Besprechungen statt, bei denen es mir gelang, einen Waffenstillstand mit nachfolgen-

dem Burgfrieden herbeizuführen. Damals blieb ich mit Herzl tagelang zusammen, so daß jenes Fluidum, das ihm inne- wohnte, erst von den Berliner Tagen an auf mich überging. An diese Berliner Tage knüpfte Herzl die Hoffnung, daß ich seine Nachfolgerschaft übernehmen würde. Es hat mich unendlich geschmerzt, Herzl diese letzte Bitte abschlagen zu müssen, aber ich bleibe heute noch bei meiner damaligen Auffassung, daß zu einer solchen Führerschaft nicht ein halber Kopf genügt, sondern ein ganzes Herz erforderlich ist. Ich konnte mein Tagebuch, das dem Zionismus abhold war, als Brandopfer auf dem Altare seiner Ideologie darbringen, aber nicht meinen inneren Menschen.

Dem Andenken Herzls bin ich das Bekenntnis schuldig, daß er in visionärer Verzückung Dinge vorausgeschaut hat, die meinem rationalen Wesen, das auf Logik gestellt ist, zum Bereiche der Utopie gehörig schienen. Herzl und Nordau haben mir gegenüber recht behalten. Sie haben eine Bewegung angefacht und in Hunderttausenden junger Gemüter entzündet, die weit das Maß dessen überschreiten, was ich mir in der kühnsten Phantasie hätte träumen lassen. Als daher die Zionisten nach dem Tode Max Nordaus mit der Bitte an mich herantraten, als alter Freund dieses Vorkämpfers des Zionismus vor einer öffentlichen Versammlung die Gedächtnis- rede zu halten, so habe ich mich dessen nicht nur nicht ge- weigert, als Nichtzionist dem Zionistenführer zu huldigen, sondern ehrlich darüber gefreut, daß man mir diese Gedenk- rede übertragen hat. Als weiteres Zeichen meiner wohlwollen- den neutralen Einstellung dem Zionismus gegenüber kann noch hinzugefügt werden, daß ich dem jetzigen Führer des Zionismus, Professor Chaim Weitzmann, auf Wunsch der hiesigen zionistischen Organisation vor Jahr und Tag Gelegen- heit gegeben habe, in der von mir begründeten und geleiteten politischen „Mittwochsgesellschaft“ das Programm des Zio- nismus zu entfalten, bei welchem Anlaß der frühere Mit- arbeiter Bismarcks, Gesandter Dr. Raschdau, von christlicher Seite und von politischem Horizont aus die zionistische Idee in allen ihren Ausstrahlungen beleuchtete. Raschdau war übri- gens auch Vorkämpfer jener Propalästinaabewegung, die von der deutschen Regierung getragen wird und der auch ich mich angeschlossen habe. Soll ich zum Schlusse meine per-

sönlichen Erinnerungen an Theodor Herzl formelhaft zusammenfassen, so kann ich angesichts seines Lebenswerkes keine andere Bezeichnung finden als die eines Propheten im Frack. Sein starkes Temperament, sein hoher Geistesflug, seine hinreißende Suggestivkraft, sein schöpferischer Impuls hätten in anderen Zeitläuften vielleicht ausgereicht, einen wirklichen Messias aus ihm zu machen. Herzl war von Geburt aus jenem Teige geknetet, aus welchem man Religionsstifter zu formen vermag, wenn das Sehnsuchtsbedürfnis großer Menschengruppen für einen Messias reif ist wie zur Zeit eines Buddha, Zoroaster, Moses, Christus und Mohammed. Aber unsere Zeit hat zwar ein politisches, aber kein religiöses Erlösungsbedürfnis. Ohne den Weltkrieg mit seinen politischen Nachzuckungen hätten die Schriften und Worte von Herzl und Nordau nicht vermocht, jenes Zion herbeizuzaubern, dem jetzt der Zeppelin entgegengefliegen ist und wo die Bankgewaltigen der Erde zum Osterfeste sich versammeln, wie man früher nach Mekka wallfahrtete. Jerusalem ist plötzlich Mittelpunkt von Ausflüglern geworden, die früher niemals diesen Boden aufgesucht hätten. Aber das kann unmöglich der Zweck der Übung sein. Es mag Schaulust und Neugier befriedigen, aber nicht den Traum zweier Jahrtausende erfüllen. Was Herzl und Nordau letzten Endes zu wahrhaften Erlösern fehlte, war die unterirdische Ekstase, der mystische Rausch, die religiöse Hingegebenheit, wie sie die Religionsstifter beseelt hat. Wer den „Ruf des Bodens“ von M. Ussischkin mit ebenso tiefer Ergriffenheit gelesen hat wie ich, wird verstehen, was ich meine. Wenn Palästina einen weltgeschichtlichen Sinn haben und behalten soll, so muß das Heilige Land von heiligen Männern befruchtet sein. Die Stadt Gottes hat ihren Sinn verloren, wenn atheistische Ansiedler den Boden pflügen, um Südfrüchte zu exportieren, aber keinen Gott in sich tragen, dem sie ihr Tiefstes und Letztes schulden und darbringen.

Im Frühjahr 1929 war Lord Robert Cecil auf Einladung des „Komitees für internationale Aussprache“ der letzte Redner des Winters im Reichstag und tags darauf Gast in meinem Hause, wo er in beweglichen Worten eine ausgesprochen zionistische Rede hielt. Die Führer des deutschen Zionismus wie namhafte Vertreter von Diplomatie, Hochfinanz, Kunst,

Großindustrie und Wissenschaft nahmen an der Veranstaltung teil, die von dem englischen Zionistenführer Kolonel Kisch eröffnet wurde. In meinen Begrüßungsworten machte ich darauf aufmerksam, daß es neben Vollzionisten auch Halb-, Viertel- und Sechzehntel-Zionisten gibt, zu welchen ich mich vielleicht zählen darf.

Die Orientreise hat meine Einbildungskraft beschwingt und meine Schaffenskraft beflügelt. Ich sah die Dinge im nahen Osten nicht durch die Brille des Gelehrten, sondern mit dem lebendigen Auge des eindrucksvollen Zuschauers. Meiner soziologischen Betätigung in Wort und Schrift kamen die Ergebnisse der im Orient gesammelten Eindrücke in jeder Richtung zugute. Ich brauchte nicht wie der Lyriker etwa bei zwanzig Grad unter Null, bei eingefrorenen Fensterscheiben mit Eisblumen, über Maiglöckchen, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht so aus der Phantasie heraus zu dichten, wie der Reim es gerade erforderte, sondern ich sog den Odem der Wirklichkeit in vollen Zügen in mich ein und konstruierte meine systembildenden Gedanken nach dem Anschauungsunterricht, den mir die bunte Wunderwelt des Orients durch Augenschau vermittelte. Als ich auf der Rückreise von Port Said nach Brindisi auf einem englischen Indienfahrer Muße hatte, alles aufzuzeichnen und im Gedächtnis festzuhalten, was ich in den Monaten der Orientreise für mich aufgespeichert hatte, da erwies sich die Ernte als ergiebig. Nicht diejenigen Philosophen sehen den Zusammenhang der Dinge richtig, deren Welt die Studierstube ist, sondern wesentlich und vorzüglich solche Denker, deren Studierstube die Welt ist.

Angeichts der Anregungen, die ich meiner Orientreise verdanke, ergriff ich bald darauf die sich darbietende Gelegenheit, als Schweizerischer Delegierter einem internationalen Kongreß für vergleichende Völkerkunde in Madrid (1898) anzuwohnen. Kurz zuvor war eine französisch geschriebene Abhandlung über mein soziologisches Lieblingsproblem, „Autorität“, das mich seit Jahrzehnten ununterbrochen im Banne hält, in der „Revue Internationale de Sociologie“ von René Worms erschienen und als Büchlein bei Giard und Brière herausgekommen. Das Werkchen war meiner Freundin, Donna Laura Minghetti, der Schwiegermutter des Fürsten Bülow, gewidmet. Kurz nach dem Erscheinen des Buches erhielt ich

vom Präsidenten der Spanischen Akademie der Wissenschaften, Professor Azkárate, ein zustimmendes Schreiben über meine Abhandlung, und zwar mit der Bitte, ihm alles zugänglich zu machen, was ich in französischer Sprache veröffentlicht hätte, insbesondere die Abhandlung über den soziologischen Ursprung der Religion, sowie die französischen Übersetzungen meiner Bücher „Soziale Fragen im Lichte der Philosophie“ und „Sinn des Daseins“. Azkárate war damals Präsident der republikanischen Partei in Spanien und Großmeister des Stuhls. Er wollte eine Zusammenkunft in Paris mit mir vereinbaren, um mich näher kennenzulernen, da er die von mir vertretene Weltanschauung des sozialen Optimismus der spanisch sprechenden Welt zugänglich machen wolle. Gleichzeitig traten Freunde aus Bern, wie Sanitätsdirektor Dr. Schmidt, Präsident des Eidgenössischen Statistischen Bureaus Guillebeaux, und der Leiter des Schweizerischen Veterinärwesens mit der Bitte an mich heran, als vierter Schweizerischer Delegierter an dem Kongreß für vergleichende Völkerkunde teilzunehmen. Ich schrieb Azkárate, daß ein Zusammentreffen in Paris sich erübrige, da ich demnächst nach Madrid käme, wo er ja als Präsident des Kongresses mit mir werde Fühlung nehmen können. Wir verabredeten telegraphisch, daß ich ihm von Barcelona aus die Stunde meiner Ankunft melden und daß er mich und meine Kollegen in Madrid an der Bahn erwarten werde. Unterwegs trieben wir allerlei Allotria und verabredeten, daß einer von uns die lausbübschen Bemerkungen mache, der zweite sie zeichne, der dritte sie niederschreibe, während der vierte lache. Mit allerhand Schnickschnack und amüsierlichem Zeitvertreib zogen wir nach der Provence, um uns die alten Städtebilder des schlafenden Frankreich gemächlich anzuschauen und die Heimatstätte der provençalischen Lieder genießerisch aufzunehmen. Während meine Kollegen die Mußestunden des Abends mehr dem Weine als den Kulturstätten widmeten, nahm ich meine mitgebrachte spanische Grammatik aus der Tasche und studierte, wie früher das Englische und Italienische, darauf los, um mir zum mindesten die Elemente der spanischen Sprache anzueignen. Da ich des Italienischen mächtig war, gelang es mir sehr bald, dem Lautwechsel nachzuspüren, der vom Italienischen zum Spanischen hinüberführt. In Barcelona konnte ich mich bereits

spanisch verständlich machen, indem ich italienisch mit spanischem Lautwechsel sprach, so daß ich sogleich verstanden wurde. Von Barcelone aus telegraphierte ich Azkárate und erblickte ihn am Bahnhof zu Madrid an der Spitze einer Deputation von Vorstandsmitgliedern, welche die Gäste aus der Schweiz in Empfang nehmen und begrüßen sollten. Als ich meine drei Kollegen aus der Schweizerischen Delegation vorstellte, gab es zwischen ihnen und Azkárate nach erfolgtem Händedruck ein herzliches Umarmen, das mich vollkommen sprachlos machte. Ich stand verduzt wie ein Mauerblümchen an der Seite und konnte mich nur baß wundern über diese plötzliche Intimität, die zwischen Azkárate und meinen Reisegefährten herrschte. Das Rätsel sollte bald seine Aufklärung darin finden, daß Schmidt und Azkárate Meister vom Stuhle waren und die beiden anderen Schweizer ebenfalls Freimaurer, während ich dem Orden nie angehört habe, wengleich ich wiederholt dazu aufgefordert wurde. Durch den Händedruck hatten sie sich als Brüder erkannt und waren Feuer und Flamme über diese persönliche Bekanntschaft.

Madrid erschloß mir eine neue Welt. Die alten Paläste und die vornehmen Allüren der spanischen Granden hatten es mir angetan. Da wir als Kongreßmitglieder zu allen offiziellen Festlichkeiten geladen waren, konnte ich auch das berühmte spanische Hofzeremoniell von der Nähe aus betrachten. Die Königin-Witwe von Spanien empfing uns mit ihrem Infanten, dem jetzigen König von Spanien, mit allem Pomp der steifen spanischen Etikette. Nur die deutsche Sprache, die sie als österreichische Prinzessin vollkommen beherrschte, brachte uns menschlich näher. Sie zog die Schweizerische Delegation in ihren engeren Cercle und plauderte mit uns heiter und unfeierlich, weil sie offenbar froh war, ihre Mutterlaute in zwangloser Konversation widerhallen zu hören. Der Kongreß selbst bot mir wissenschaftlich nur wenig Berührungspunkte, so daß ich mich mehr dem Prado als den Sitzungen widmete. Die spanische Malerei, besonders Velasquez, schloß sich mir zum erstenmal in ihrer ganzen Größe auf. Was ich von Velasquez bis dahin gesehen hatte, war nicht dazu geartet, ihn in eine Linie mit Rembrandt zu setzen. Erst diese Sammlung von Meisterwerken, wie man sie in Italien und selbst im Louvre in Paris nur sporadisch zu sehen bekommt, verdichteten sich zu jenem über-

wältigenden Eindruck, der mich in Velasquez die Spitzenleistung der Malerei sehen ließ. Murillo trat in Madrid weniger wuchtig hervor, zumal im Louvre die Bekanntschaft mit Murillo bereits ausreichend vermittelt und vorbereitet war. Erst in Sevilla trat mir in jener Kirche, die Murillos Bilder aufbewahrt, dieser Künstler in ebenso imposanter Geschlossenheit entgegen, wie etwa Frans Hals mir erst in Haarlem zu künstlerischem Erlebnis wurde. Das Leben und Treiben in Madrid in seiner bunten Mannigfaltigkeit und spielerischen Bewegtheit muteten mich angenehmer an als die Boulevards von Paris oder Mayfair in London. Alles hatte Farbe und Glanz, Frohsinn und Unbekümmertheit, Anmut und Grazie. Nur die Stiergefechte stießen mich ab. Wir haben eine Paradeleistung eines solchen Gefechtes mitgemacht und kehrten allesamt innerlich angewidert von diesem wilden Ausbruch von Brutalität in unser behagliches Heim zurück. Der Toreador in Carmen von Bizet ist unvergleichlich erträglicher, weil durch die Melodie geadelt, als das wüste Schauspiel des Stierkampfes im Hippodrom. Das Blutrünstige der Volksleidenschaft, die sich sonst bei der Prozedur des Köpfens als Schauspiel auszutoben pflegt, kam während des Kampfes zu instinkthaftem Durchbruch. Die Frauen vergaßen ganz ihre Grandezza und gebärdeten sich wie Furien, um dem Toreador frenetisch zuzujubeln, wenn er endlich den Stier zur Strecke brachte.

Um so wohltuender wirkte auf uns die Haltung des spanischen Volkes, als wir in Granada den Ausbruch des Spanisch-Amerikanischen Krieges erlebten. Das Volk von Granada hörte die Kundgebung der Kriegserklärung würdig und gemessen an. Ausbrüche der Volkswut, wie ich sie bei anderen Kriegserklärungen schauernd miterlebt habe, kamen trotz des lebhaften Temperaments der Südländer nicht zum Vorschein. Der plötzliche Sturz des Peseta drückte sich weder wirtschaftlich noch finanziell in merklicher Form aus. Die Hotels und Warenpreise waren nicht wie in den Inflationskrisen der Nachkriegszeit dem Stande der Valuta angepaßt, so daß wir mit unserem schweizerischem Gelde peinlicherweise auf Kosten der spanischen Valuta unseren Haushalt bestritten. In Toledo haben uns die Kirchen unendlich viel geboten, während der Tajo, der mir durch Heines Gedicht auf Juda ben Halevi in poetischer Verklärung erschienen war, etwas kümmerlich und dürrtig im Ver-

gleich zu Heines Verherrlichung zu sein schien. Es war freilich die Zeit, in welcher die Flußläufe ausgetrocknet sind. So sah man in Madrid nur das leere Strombett vom Manzanares. Ganz so schlimm war der Tajo nicht, aber er wirkte bestenfalls als ein malerisch um die Stadt sich windendes und schlängelndes Nebenflüßchen. Nicht wenig erbaut waren meine Reisegefährten von Toledo, als wir in einer bescheidenen Konditorei plötzlich auf gut „Schwyzer Dütsch“ angesprochen wurden. Natürlich war es ein Graubündner, der seit Jahrzehnten in Toledo saß, und der wie die meisten Bündner so lange sparen wollte, bis er sich sein Häuschen im Heimatkanton aufbauen würde, um die letzten Lebensjahre in beschaulicher Muße zu vollbringen.

Als die Tagungen des Kongresses in Madrid sich in die Länge zogen, ohne mir persönlich wissenschaftlichen Ertrag zu verheißen, trennte ich mich von meinen Reisegefährten, um einen Wochenendausflug nach Tanger zu unternehmen und mich mit meinen Freunden nach Beendigung des Kongresses in Sevilla zu treffen, wo gerade die „Feria“ im Schwange war. Die „Feria“ in Sevilla ist der größte gesellschaftliche Anziehungspunkt für Spanien und Südfrankreich, da sich dort die großen Familien ein Stelldichein zu geben pflegen. Für meinen kurzen Aufenthalt in Tanger ließ ich mir einen Einführungsbrief des Präsidenten Azkárate mitgeben, und zwar an den dortigen Großmeister der Loge, der mir Führer und Begleiter in Tanger sein sollte. Das Schreiben wirkte Wunder. Ich bekam sogleich eine Einladung zum Sultan, mit dem ich mich bei Mokka und Tschibuk stundenlang unterhalten konnte. Kein Gegenstand meiner Fachkenntnisse interessierte den Sultan so sehr, wie die Magnetnadel (Bussole), deren magische Wirkung ich ihm zu erklären hatte. Alle meine philosophischen und literarischen Kenntnisse waren ihm für die Katz. Ein Gramm Physik war ihm wichtiger als ein Zentner Metaphysik. Zum Glück war der mich begleitende Großmeister der Freimaurerloge in technischen Dingen etwas bewandert, so daß er meine in französischer Sprache gehaltene Vorlesung über Metaphysik in das Quentchen Physik übertrug, das ihm geläufig war. Der Sultan war tief beeindruckt und stellte mir seinen Schutz zur Verfügung. Der deutsche Gesandte war gerade auf Urlaub, so daß mir für den kurzen Aufenthalt dieser Schutz nicht

unwillkommen war, zumal die Ritte in die Umgegend von Tanger nicht ohne Gefahren waren. Die Sehenswürdigkeiten von Tanger waren in wenigen Tagen für mich erschöpft, so daß ich zur verabredeten Stunde das Schiff nach Cadix nehmen konnte, um von dort nach dem nahen Sevilla weiterzureisen. Auf dem Schiffe ereignete sich ein aufregender Zwischenfall. Der Engpaß zwischen Charybdis und Scylla ist bekanntlich nicht ohne Tücke. Als wir uns schon dem spanischen Hafen von Algeciras näherten, wo später die berühmte Konferenz stattfinden sollte, bekam das Schiff plötzlich ein Leck, und wir mußten aus Leibeskräften Wasser pumpen, um das Schiff flottzuhalten, bis Sukkurs kam. Die See war zwar bewegt, aber das Wetter zum Glück klar, so daß man uns vom Hafen aus erblickte und sofort Schiffe zu unserer Bergung entsandte. Ich kam noch mit meinem Gepäck leidlich schnell in ein Boot und empfand diese Episode mit angepinseltem Schiffbruch possierlich und kurzweilig. Da ich Angst nicht kenne, habe ich das ganze Schauspiel mit Spannung verfolgt, wie heute etwa einen Kinostreifen mit vorgetäushtem Schiffbruch. Zur Bereicherung meiner Reiseerlebnisse trug dieses maritime Zwischenspiel nicht wenig bei. In Cadix fand ich mein Gepäck unversehrt vor und erfreute mich des malerischen Anblicks dieser schönen alten Stadt, deren kleine Palazzi durchweg ein Atrium hatten mit eingepflanzten Bäumen. In Sevilla fand ich zur verabredeten Stunde meine Reisegefährten im Hotel vor, so daß wir uns am gleichen Abend schon in die Wonnen der „Feria“ stürzen konnten. Mein improvisiertes Spanisch reichte aus, Bekanntschaften anzuknüpfen und als Gäste in die zahlreichen leichtgezimmerten Hütten einzutreten, die mit phantastischen Perserteppichen ausgestattet waren. Der aparte Reiz der Gastfreundschaft während der Dauer der „Feria“ besteht darin, daß die Damen der besten Gesellschaft Sekt servieren und man uneingeladen in jedes Zelt eintreten und Konversation machen kann, ohne sich vorzustellen. Man genießt eine Art von Maskenfreiheit wie etwa beim Karneval in Nizza oder Köln. Sofern man nur richtig gekleidet ist, wird nicht nach Rang, Stand, Namen oder Titel gefragt. Das einzige Requisite, das man verlangt, ist Konversationstalent und harmlose Fröhlichkeit als Entreebillet in die gute Gesellschaft. Sevilla ist um die Zeit der „Feria“ wie ein Feenpalast. Zehntausende von

Flammen blitzen auf und verbreiten ein magisches Licht von berauscher Wirkung. Man lebt wie im Taumel. Nur nachtwandlerische Sicherheit im Auftreten, in Habitus und Gestus verleihen gesellschaftlichen Erfolg. Tore und Türen spanischer Granden, die sich sonst jedem Fremden hermetisch verschließen, stehen sperrangelweit offen, um wildfremde Menschen wie alte Freunde aufzunehmen. Jede Anwandlung von Zweideutigkeit oder gar Eindeutigkeit verbietet sich von selbst. Was sich hinter den Perserteppichen abspielt, bleibt wohlgehütetes Geheimnis, während das Leben und Treiben, das geistige Sprudeln und dialektische Scharmuzieren, das Fangballwerfen von Bonmots und Artigkeiten sich vor aller Öffentlichkeit vollzieht. Um Mitternacht wandelten wir in das Zigeunerquartier vor den Toren der Stadt, wo sich der Amüsierpöbel und Straßenmob zusammenfinden. Bei spanischem Wein sieht man sich die akrobatischen Tänze der „Zingarella“ an und lauscht ihren berückenden Weisen. Kastagnetten unterstützen wirksam Tanz und Gesang, so daß eine gefährliche Mitternachtsstimmung erzeugt wird. Eine berückend schöne Zigeunerin von etwa 16 Jahren springt dem ältesten von uns, der damals sich schon den Achtzigern näherte, auf den Schoß, umklammert ihn mit eisernem Griff und zerrt ihn mit aller Gewalt, damit er ihren Spuren folge. Nur mit Aufbietung unserer Energie und dank zweier Polizisten, die ich herbeiwinkte, gelang es uns, den etwas angesäuselten Freund aus ihrer stürmischen Umkosung zu befreien. So unwillig er in diesem Augenblick sich unserer Rettungsaktion widersetzte, so dankbar war er am anderen Morgen, als er ernüchtert aufwachte und die nächtliche Szene überkaterte. Einer unserer Freunde, der ein ganzes Büchlein über unsere Reiseerlebnisse zum engeren Gebrauch geschrieben hat, schildert diese mitternächtliche Szene mit aller ihrer Groteskheit in lebendigen Farben. Als wir mit den geistigen Schätzen Spaniens reich beladen die Heimreise antraten, klammerte sich auf einem Bahnhof, auf welchem Berge von Apfelsinen aufgestapelt waren, ein Lausub auf unser Trittbrett, wie etwa Murillo in seinen berühmten „Bettelknaben“ im Louvre ihn festgehalten hat. All unsere Bemühungen, den Andalusenknaben bei Abfahrt des Zuges vom Trittbrett zu entfernen, waren vergeblich. Erst als ich ihn das halb spanische, halb schwyzer-dütsche Schimpf-

wort „Andalus-Bub“ an den Kopf schleuderte, trollte er sich von dannen. Der Karikaturenzeichner unter uns hat diese Bahnhofsszene mit glücklichem Griffel festgehalten und dem Büchlein über unsere spanische Reise einverleibt. Den Schlußakkord bildete ein Essen der Schweizerischen Delegierten mit dem spanischen Gesandten in Bern, der uns wertvolle Briefe mitgegeben hatte. Die Trinksprüche wurden in vier Sprachen gehalten, da der Gesandte kein Wort Deutsch verstand. Mir wurde der Toast in spanischer Sprache überbunden. Ich entledigte mich des Auftrages mit folgender Ansprache auf deutsch: „Ich sollte spanisch sprechen, fürchte aber, daß mein Spanisch dem Gesandten als Deutsch vorkommen würde, deshalb spreche ich lieber deutsch, das ihm spanisch vorkommt.“

Die spanische Reise hatte mir eine neue Welt eröffnet. Mit verdoppelter Energie wandte ich mich meinen wissenschaftlichen Arbeiten zu, die mehr und mehr um soziologische Probleme kreisten. Ohne die philosophiegeschichtlichen Forschungen zu vernachlässigen, traten sie doch immer mehr und mehr in den Hintergrund. Durch die Jahresberichte über die nacharistotelische Philosophie blieb ich mit der philosophiegeschichtlichen Forschung nach wie vor in ständigem Kontakt. Aber mein innerer Mensch hat sich, dank der reichen Erfahrungen, Erkenntnisse und Einsichten, die ich auf Reisen gesammelt hatte, immer mehr und immer ausgesprochener dem pulsierenden Leben zugewandt. Infolge des Echos, das die „Soziale Frage im Lichte der Philosophie“ geweckt hatte, traten so viele literarische Ansprüche und Anerbietungen von Zeitschriften und Tagesblättern an mich heran, daß ich allen Anforderungen kaum gerecht werden konnte. Selbst eine durchschnittliche zehnstündige Arbeitszeit reichte nicht hin, Aufgaben zu bewältigen, die ich mir teils selbst gestellt hatte, die mir aber auch von außen her überbunden worden sind. Und so entschloß ich mich denn an der Jahrhundertwende, die zerstreuten Arbeiten zu einem System der Kulturphilosophie zusammenzufassen und damit für mich das zwanzigste Jahrhundert einzuleiten und einzuläuten.

Fünftes Kapitel

Der soziale Optimismus

Im Oktober 1899 schrieb ich das Vorwort zu dem Werk „An der Wende des Jahrhunderts, Versuch einer Kulturphilosophie“, das noch im selben Jahr bei Mohr in Tübingen erschien. „Es bedarf wohl keiner besonderen Betonung“, so führe ich im Vorwort aus, „daß die hier gesammelten zwanzig Essays, ihrer verschiedenen Abfassungszeit und ihres getrennten Veröffentlichungsortes ungeachtet, von einer gemeinsamen Grundüberzeugung beherrscht sind und daher als Ausfluß einer einheitlichen Weltanschauung angesehen sein möchten. So mannigfach die Töne auch klingen, die da und dort angeschlagen werden, und so verschiedentlich auch die Instrumente sich ausnehmen mögen, denen wir diese Töne entlockt haben: der Grundbaß ist und bleibt der evolutionistische Kritizismus und der aus dieser Weltanschauung herauswachsende soziale Optimismus.“

„Der Optimismus, so heißt es an anderer Stelle, ist keine mathematisch demonstrierbare Weltanschauung. Lust- und Unlustwerte sind dermaßen subjektiv und selbst beim gleichen Subjekt in so hohem Grade willkürlich und wechselnd, daß sie keine wägbare, meßbare Größe darstellen. Vollends ist es eine Chimäre, für das Menschengeschlecht oder gar das Universum eine Lust- und Unlustbilanz aufzustellen, wie sie Schopenhauer und Hartmann mit negativem, Dühring und Duboc mit positivem Erfolg gezogen haben. Wenn es schon einem einzelnen Menschen kaum jemals mit Sicherheit gelingen wird, von seinem eigenen Leben eine unbedingt zuverlässige Bilanz mit genau definierbarem Lust- oder Unlustüberschuß herauszurechnen, wie soll da erst die Rechnung beim Menschengeschlecht oder gar dem Universum stimmen? Wenn schon die Einer, die einzelnen Posten im Debet- und Creditsaldo des Lebens, willkürlich und unzuverlässig sind, wie wäre es denkbar, daß die Schlußsumme richtig und präzise sein soll?“

„Mathematisch beweisen läßt sich also der Optimismus als Weltanschauung ebensowenig wie sein geschworener Widerpart, der Pessimismus. In Schopenhauers Rechnung haben sich, trotzdem er in seiner Jugend auf einem Hamburger Han-

delskontor hinter einem leibhaftigen Hauptbuch saß, ebenso viele Rechenfehler eingeschlichen wie in die des erblindeten Philosophen Dühring, der trotz seiner Blindheit, zu welcher sich in der Judenfrage auch noch eine Art von Seelenblindheit gesellte, ein typischer Vertreter des Optimismus als Weltanschauung ist. Der Optimismus läßt sich im günstigsten Falle nur logisch beweisen; in Wirklichkeit kann er sogar nur gefühlt werden.“

„Während der Buddhismus der Ausdruck erschlafte, abgelebter Kulturformen ist, stellt sich die Lehre von der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts auf den Boden des Glaubens an die Einheit und Vernünftigkeit des Weltganzen im allgemeinen und der Entwicklung des Menschengeschlechts im besonderen. Die beiden diametral gegenüberstehenden Weltanschauungen kreuzen ihre Klingen. Der materialistische Pessimismus sieht im Weltenschauspiel nur eine öde Farce oder eine dürre, tolle, zusammenhanglose Tragödie. Der teleologisch gerichtete Optimismus sieht überall Plan und Ordnung, Sinn und Zweck. Das Weltendrama erscheint nur als eine symphonische Komposition. Der tragische Einschlag gilt als Erhöhung der Kontrastwirkung, der Schlußeffekt muß ein erlösender, befreiender, beglückender sein. Denn die Menschheitsgeschichte offenbart sich als das sinnvollste, vollendetste Gedicht des Weltpoeten. Wir glauben nach gewissenhafter Prüfung der von uns besprochenen Anzeichen der Zeit auf alle Fragen bejahend antworten zu dürfen: Wir sehen Land. Der Sinn der Geschichte entschleiert sich allgemach vor unserm Auge; er ist kein anderer und kann kein anderer sein als die Erhöhung des Typus Mensch, die Erziehung des Menschengeschlechts zu Sozialmenschen, die endgültige Überwindung der bête humaine durch soziale Institutionen, die in Recht und Sitte, in Religion und Moral, in Kunst und Wissenschaft ausmünden. Das 20. Jahrhundert wird diesen sich anbahnenden Sozialisierungsprozeß unserer Institutionen durch energische Arbeit beschleunigen. Wir sind nicht nur ein raschlebiges, sondern auch ein rascharbeitendes Geschlecht geworden. Wir werden die soziale Arbeit in kürzerer Frist bewältigen, als früher Generationen dies vermochten. Wie wir im scheidenden Jahrhundert umdenken gelernt haben, so werden wir im einsetzenden umfühlen lernen.“

Dieses soziale Fühlen ist der Grundbaß aller jener Akkorde, die in den vier Werken, die dem sozialen Optimismus gewidmet sind, zum Ausklang kommen. Schon die 41. Vorlesung der „Sozialen Frage“ gibt den Auftakt zu jenen Formulierungen meiner Weltanschauung, wie ich sie in der „Wende des Jahrhunderts“ (1899), im „Sinn des Daseins“ (1904) und „Der soziale Optimismus“ (1905) zur Darstellung gebracht habe. Der Optimismus hat als Welt- und Lebensanschauung seit Jahrtausenden die Ideengänge gar vieler Dichter und Denker beherrscht. Und doch hat er es zu keinem geschlossenen, streng gegliedertem System gebracht, wie es der Pessimismus in Schopenhauer und Hartmann, in Bahnsen und Mainländer gefunden hat. Der philosophische Ausgangspunkt dieser Weltanschauung ist die Energetik von Mach und Ostwald. Von der Natur, dem Reiche der Gesetze soll eine Brücke geschlagen werden zur Kultur, dem Reiche menschlicher Zwecke. Der soziale Optimismus will das Menschengeschlecht mit seinem Wohl und Wehe, seinem Mühen und Hoffen zu jener Gletscherhöhe und Firnregion emporführen, wo das Gewimmel und Getümmel des lauten, allzu lauten Alltags nur noch verklingend nachzittert. Er will der Menschheit den Weg beleuchten, der von den Niederungen des Lebens zu seinen Höhen, von Elend und Ungemach zu ausgleichender Gerechtigkeit, vom sozialen Chaos zum Kosmos emporführt. Uns Optimisten interessiert weniger unser Großvaterland als unser Enkelland. Wir wollen nicht ausspannen, sondern anschnirren. Wir blicken nicht mit elegischer Gebärde und brechendem Blick rückwärts in die Längstvergangenheit, sondern mit Augen voll fieberhafter Erwartung vorwärts in die entfernteste Zukunft, ins Morgenrot ungemessener Vollkommenheit. Wir winseln nicht im greisenhaften Marasmus nach Nirwana und lechzen nicht nach der Bettelsuppe der Untätigkeit, sondern wir gieren nach Taten. Unser Élan vital will sich ausleben. Wir sprühen und blitzen von Energie und Unternehmungslust. Wir wollen die Menschheit vor Erschlaffung, vor der Infektion mit budhistisch-pessimistischen Bazillen bewahren. Wir wollen den Völkern ein optimistisches Ideal ansuggerieren. Ohne Ideale kann weder ein Mensch noch ein Volk leben. Völker ohne Ideale sind die Vagabunden der Soziologie. Wehe den Völkern und wehe den Menschen, die in ihrem Ideal kein seelisches Rückgrat

haben, die im Mittelpunkt ihrer Vitalität entzweigebrochen oder geborsten sind, die sich ihre Lebensrichtung, ihre Lebensstimmung, ihren Lebensstil von ihren Eingeweiden und nicht von ihrer Seele vorschreiben lassen. Widerstände, hemmende Gegenwirkungen, Sackgassen der Geschichte, widrige Strömungen der Reaktion dürfen uns nicht entmutigen, sondern sollen uns nur straffen. Denn jede Energie braucht Widerstände, um sich zu betätigen. Jeder positive fordert einen negativen Pol. Die Menschheit bewegt sich nach Oben. Sie arbeitet sich aus dem Tierzustande zu immer höherer Vollkommenheit empor. Darum froh und hurtig alle Sicheln gewetzt zum Niedermähen und Ausrotten der bestialisches Stümpfchen und Restchen in der Menschennatur. Die Widerstände gehören mit zum Erziehungsplan der Weltenergie, denn gerade sie dienen dazu, die höchste Spitzenleistung aus uns herauszutreiben und uns somit zu höchster Kraftentfaltung emporzuzupschen. Am Beispiel des Buddhismus zeige ich, daß schlaffe Strebensziele und mattherzige Ideale die Völker verweichlichen, entnerven, entmannen und damit zur Tatenlosigkeit verurteilen, während glaubensstarke, hoffnungsfreudige, willenskräftige Ideen die Völker jugendlich beleben und zur tatenfrohen Unternehmungslust beflügeln. Der Blick nach rückwärts macht sentimental, elegisch, tränenselig, der nach vorwärts hingegen elastisch, feurig, unternehmend. Die Welterschmerzphilosophen, welche die letzten Jahrzehnte verhängnisvoll beeinflußt haben, sind vom wiedererwachten und sein Recht gebieterisch fordernden Leben mattgesetzt worden. Die pessimistische Literatur, einst in voller Blüte, ist entwelkt und entlaubt. Die Waagschale des Pessimismus sinkt in demselben Maße, wie die des Optimismus steigt. Der lähmende Buddhismus ist auf der ganzen Linie im Zurückweichen begriffen. Die aktiven Elemente haben die Vorhut, die passiven nur noch die Nachhut. Unsere Führer sind heute keine Bűber und Beter, keine Heiligen und Märtýrer, sondern Helden und Kraftgestalten, Heroen des Könnens, Wissens und Wollens, Recken an Unternehmungslust und Tatendrang. Wir jammern nicht um das „verlorene Paradies“ mit Milton, um Hölle und Fegefeuer mit Dante, sondern wir suchen das „Goldene Vlies“ mit Grillparzer, das Dritte Reich mit Ibsen, „Gottes Reich“ auf Erden mit Tolstoi, das letzte Stadium des reinen Altruismus

mus mit Comte und Spencer, endlich den Übermenschen mit Nietzsche. Der Zukunftstyp spielt in der Philosophie Spencers dieselbe Rolle wie der Übermensch Nietzsches, das „Dritte Reich“ in der Poesie Ibsens und „Gottes Reich in uns“ in der dichterischen Apokalypse Tolstois. Die ganz Großen in der Weltmonarchie des Geistes wohnen also heute wieder im Ahnensaal des Optimismus.

Diese Grundzüge meiner Weltanschauung haben einen so lebhaften Widerhall in den philosophischen Fachzeitschriften, in den führenden Monatsschriften aller Länder, in den Fachbesprechungen der großen Tageszeitungen aller politischen Schattierungen gefunden, daß ich ganze Spalten mit zustimmenden Besprechungen füllen könnte, die mir die Trilogie des „Sozialen Optimismus“ eingetragen hat. Zur großen Genugtuung gereichte es mir, daß die Stimmen von rechts nicht weniger rückhaltlose Anerkennung zollten als die von links. Sozialistische und konservative Blätter und Zeitschriften wetteiferten in der Anerkennung der von mir vertretenen Weltanschauung. Es schien mir daher, daß ich den Nerv der Zeit getroffen habe. Gerade weil die ganz großen Schriftsteller und Philosophen wie Schopenhauer den Geist mit Buddhismus benebelt und das Gemüt mit Pessimismus verdüstert haben, jubelte besonders die Jugend darüber, daß ein Philosoph mit unverächtlichen Gründen diesem Nachtspek und der daraus sich ergebenden philosophischen Gespensterfurcht beherzt entgegengetreten ist. Ich selbst fühlte mich wie von einem Alldruck befreit und erwachte im frohgestimmten Rekonvaleszenzenglück von dem häßlichen Traum.

Sechstes Kapitel

Übergang zur Politik

Der Übergang von der theoretischen Soziologie zur praktischen Politik vollzog sich leise und unvermerkt. Schon meine Wahl in das „Institut international de Sociologie“ bedeutete den Auftakt zu politischer Betätigung. Auf dem dritten Soziologenkongreß zu Paris sprach ich um die Jahrhundertwende über „Wesen und Aufgabe der Soziologie“ und entfesselte eine

stürmische Debatte. Gegen die herrschende organizistische Methode in der Soziologie, wie sie besonders der Generalsekretär des Instituts, Professor René Worms, in einer Reihe von Werken mit mehr Geschick als Glück vertrat, machte ich ebenso energisch Front wie gegen die anderen im Schwange befindlichen Methoden, deren Vertreter dem Kongresse beiwohnten. Ich hielt sämtlichen Methodologen der Soziologie meine historisch-genetische Methode entgegen, wie ich sie in meiner Einführung in die Soziologie später zur Darstellung gebracht habe (1921). Da mein Referat in französischer Sprache gehalten wurde, war es allen Teilnehmern des Kongresses zugänglich. Mein kräftiges Zupacken trug mir die Freundschaft Maxim Kowalewskis und des amerikanischen Soziologen Lester F. Ward ein, die sich meiner Auffassung anschlossen und mir zeit lebens freundschaftliche Gesinnung bewahrten. Kowalewski war noch Gast in meinem Hause, als der Soziologenkongreß unter meinem Vorsitz in Bern tagte, und wohnte mit Wilhelm Ostwald, René Worms und Léon Bourgeois in der „Villa Schönburg“, die ich 1898 bezogen habe. Kowalewski weihte mich in die intimeren Zusammenhänge der russischen Weltpolitik ein, so daß ich durch ihn wertvolle Fingerzeige erhalten und politische Veduten empfangen habe. Meine späteren Beziehungen zur russischen Politik gehen vielfach auf Anregungen zurück, die ich in Gesprächen mit Maxim Kowalewski in mich aufgenommen hatte. Lester F. Ward konnte ich einige Jahre nach unserem ersten Zusammentreffen in Paris anlässlich seines Besuches in Bern eine freudige Überraschung bereiten. Er meldete sich unvorbereitet mit einem Kollegen aus Amerika zu einem Besuche bei mir an, als ich gerade im Begriffe stand, in meine Vorlesungen zu fahren. Ich nahm die beiden Herren in die Vorlesung mit und behielt sie als Gäste im philosophischen Seminar, das unmittelbar nach meiner Vorlesung seine wöchentlichen Übungen im Seminarzimmer abhielt. Als ich scheinbar lässig und vergeblich die Hörer fragte, welchen Gegenstand wir heute programmgemäß zu behandeln hätten, meldete sich der Referent mit den Worten: „Wir haben heute Wards ‚Outlines of Sociology‘, ‚The psychic Factors of Civilization‘ und ‚Pure Sociology‘ zu behandeln.“ Wenngleich Ward kein Wort von dem deutschen Referat verstand, war er nicht wenig über den

glücklichen Zufall erbaut, das sein soziologisches System gerade am Tage seiner Ankunft in Bern auf der Tagesordnung meines Seminars stand. Viele Jahre später erzählte mir anlässlich der Jahrestagung der amerikanischen Soziologen in Washington (Dez. 1923) ein Neffe Wards, der den angesehensten Lehrstuhl Amerikas für Soziologie innehat, daß sein Onkel beglückt nach Washington heimgekehrt sei, wo er das „Smithsonian-Institute“ leitete, und ihm berichtet habe, daß ihm auf seiner Europareise nichts so erfreut hätte wie die hier geschilderte Episode in Bern. Natürlich wurde mit den amerikanischen Kollegen auch die Politik ihres Landes besprochen, so daß ich durch Ward Einblicke in die Struktur der amerikanischen Politik tun konnte. —

Mit den ungarischen Politikern verbanden mich ohnehin starke Freundschaftsgefühle. Den beiden politischen Gegenfüßlern, dem Grafen Tisza und Grafen Andrassy, stand ich schon in meiner Studentenzeit in der zweiten Hälfte der 70er Jahre in Berlin menschlich nahe. Wir hörten gemeinsam das Kolleg über griechische Philosophie bei meinem Meister Eduard Zeller, dessen Assistent ich später wurde, und knüpften Freundschaftsbande an, die bis zu deren Tode unzerrissen blieben. Tisza und Andrassy waren es auch, die bei meiner Wahl zum auswärtigen Mitgliede der ungarischen Akademie der Wissenschaften 1899 Patenstelle standen. Mein Freund Vámbery, der sich für meine Wahl stark eingesetzt hat, erzählte mir später, daß Tisza bei der Abstimmung dringend ins Parlament berufen wurde, um dort eine Vorlage zu vertreten, worauf er antwortete, daß er nicht früher aus der Akademie ginge, bevor er den Stimmzettel für meine Wahl in die Urne geworfen habe. Ungeachtet der Animosität zwischen den beiden politischen Antipoden, deren Väter sich bereits in die Herrschaft Ungarns geteilt hatten, konnte ich als Unparteiischer, der zwar ungarischer Abkunft, aber Schweizer Bürger der Wahlheimat nach war und blieb, um so eher zwischen den Parteien pendeln, als ich mich zu keiner einzigen zu bekennen brauchte. Da ich ohnehin behufs Besichtigung meiner ererbten Weingüter nahe bei Tokai, und um einer Akademiesitzung beizuwohnen, alljährlich im Herbst einige Zeit in Ungarn zu verweilen pflegte, so ergaben sich die politischen Beziehungen von selbst, um so mehr, als die Atmosphäre mit Politik geschwängert war.

Eine Unterhaltung in den gesellschaftlich führenden Kreisen ohne politischen Hintergrund gab es kaum. Es war daher kein Wunder, daß ich von den ungarischen Staatsmännern in meiner Eigenschaft als Soziologe von Zeit zu Zeit um Rat angegangen wurde, den ich um so bereitwilliger erteilte, als mir die Beziehungen zum Fürsten Bülow gestatteten, Fäden zwischen der ungarischen und der Reichsregierung zu spinnen. Als die interparlamentarische Union, wie ich in anderem Zusammenhange erzählen werde, in Berlin getagt hat, vermochte ich eine persönliche Verbindung zwischen meinem Freunde Grafen Albert Apponyi, dem Führer der ungarischen Delegation, und dem Reichskanzler Fürsten Bülow herzustellen. Apponyi war damals der einzige unter den mehr als tausend Delegierten aller Parlamente, den Bülow während des Kongresses bei sich privatim empfing, so daß sich zwischen den beiden Staatsmännern ein ebenso herzliches Einvernehmen herausbildete, wie es zwischen Bülow und Grafen Julius Andrassy bereits bestand. Andrassy suchte Bülow, wie man aus den Briefen Bülows an mich ersehen wird, auf dessen Landsitz auf und unterhielt bis zu seinem Lebensende menschliche und politische Beziehungen zum ehemaligen deutschen Reichskanzler.

Das an staatsmännischen Begabungen im Verhältnis zu seiner Bevölkerung bekannt reiche Ungarn hat mit dem Tode des Grafen Julius Andrassy, der am 11. Juni 1929 einer Operation erlag, eine seiner stärksten Potenzen verloren. — Von den drei „Grafen“, die seit Jahrzehnten die Geschicke Ungarns lenkten und weiterhin durch ihren Einfluß am Ballplatz in Wien in die große Weltpolitik eingriffen (Tisza, Andrassy und Apponyi), ist Tisza einem tragischen Geschick, Andrassy einer tückischen Krankheit erlegen, während der 83jährige Graf Albert Apponyi noch 1929 im Reichstag zu Berlin aufrecht und ungebrochen rednerische Triumphe hoher Grade gefeiert hat. — Dieses Triumvirat hat das Schicksal Ungarns in der Vorkriegszeit Jahrzehnte hindurch vielfach bestimmt, wenn auch die politischen Aufgaben mit verteilten Rollen gespielt wurden. — Die Begabungen dieser drei Führer der ungarischen Nation waren dermaßen ausgeprägte, daß man nach dem Einteilungsschema der alten Lehrbücher der Psychologie sie schematisch klassifizieren könnte.

Nach der klassischen Psychologie teilte man nämlich die beherrschenden Seelenkräfte in Intellekt, Wille und Gefühl ein. — Gemäß diesem Schema repräsentierte Andrassy den Intellektmenschen, Tisza den Willensmenschen, Apponyi den Gefühlsmenschen. — Alle drei Staatsmänner haben weltpolitisches Format. — Andrassy, der Erbe des großen Vaters, der mit Bismarck den Dreibund geschlossen hatte, war ausgesprochener Intellektueller und Nervenmensch, während Tisza, der Erbe des nicht minder großen Vaters, der neben und nach Franz Deák der Träger des liberalen Ungarntums war, den ausgesprochenen Typus eines Willens- und Tatmenschen darstellte. — Bei Andrassy war alles Nerv, bei Tisza alles Muskel; dort Reflexion und Kritik, hier Tat und Zupacken. — Graf Apponyi hingegen, strenggläubiger Katholik, dessen seeleliche Dominante die religiöse und moralische Note war, läßt sein politisches Kredo zuweilen von Gefühlsmomenten bestimmen. Tisza repräsentierte das puritanische Calvinertum, das in Ungarn Jahrzehnte hindurch die innenpolitische Vorherrschaft mit eiserner Hand ausübte; Apponyi stellte den national betonten Flügel der 48er Partei mit katholischem Einschlag dar, während Andrassy in kirchlichen Dingen indifferent war, wenn auch dem Taufschein nach Katholik. Aber Andrassy war seinem Wesen nach ein Hassler alles Extremen, so daß er stets die mittlere Linie zwischen zwei Gegensätzen einzuhalten pflegte. — Damit war er der geborene Führer einer ungarischen Mittelpartei im Parlamente, die unter der Bezeichnung „Verfassungspartei“ das Zünglein an der Waage zwischen den beiden extremen Flügeln gebildet hat. — Tisza war der kalvinische Prophet rechts, Apponyi der katholische Prophet links; das Weltkind Andrassy stand in der Mitte.

Natürlich waren alle drei Staatsmänner, wie sich dies in Ungarn von selbst versteht, glühende Patrioten. Nur hatte sich dieser Patriotismus bei Tisza in Wille und Tatkraft, bei Andrassy in Nachdenken und Handeln, bei Apponyi in jene Gefühlswallung umgesetzt, die den Redner von Gottes Gnaden kennzeichnet. — Nur Gefühlsmenschen vermögen durch ihre Redebegabung mitzureißen und schrankenlosen Enthusiasmus zu entfesseln, wie dies Apponyi noch unlängst im Deutschen Reichstag, der sonst, besonders in Beifallsäuberungen, sehr zu-

rückhaltend ist, geoffenbart hat. Könnte man, nach deutschem Maßstab gemessen, Tisza — mutatis mutandis — als den ungarischen Bismarck bezeichnen, so wäre Andrassy etwa dem Führer der Nationalliberalen Partei im alten Reichstag, von Bennigsen, Apponyi endlich dem größten Redner des alten Deutschen Reichstags, Eduard Lasker, an die Seite zu stellen. — Tisza war der Starke und Gewaltige, Andrassy der Besonnene und Zaudernde, während Apponyi der Temperamentvolle und Phantasiereiche in dieser Trias war. — Da ich diesen drei Staatsmännern seit Jahrzehnten freundschaftlich nahestand, so wird man es verstehen, daß ich des verstorbenen Andrassy ehrend gedenke.

Zwischen Tisza und Andrassy habe ich in späteren Jahren wiederholt als Mittelglied und Verständigungsmann gedient, aber immer nur deshalb, weil ich Außenseiter mit keinerlei Aspirationen war und daher mich niemals in innerungarische Fragen verstrickt hatte.

Im Herbst 1906 bot sich ein besonderer Anlaß, meinen politischen Rat einzuholen. Ich hatte nämlich ein Jahr vorher die Präliminarien zur Erneuerung des Handelsvertrages zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn eingeleitet. Auf der einen Seite war der damalige Reichskanzler Fürst von Bülow, auf der anderen Seite der damalige Ministerpräsident von Koerber die maßgebende Persönlichkeit. Die Beziehungen zu beiden Staatsmännern legten mir die Rolle eines Unterhändlers zwischen den zugespitzten Gegenständen nahe. Der russische Handelsvertrag war nämlich bereits abgeschlossen, aber noch nicht vom Reichstag ratifiziert, der österreichische hingegen rückte in den Vorverhandlungen nicht von der Stelle, trotz des unmittelbaren Eingreifens des damaligen Ministers Grafen Posadowsky und seines Besuches in Wien, der einer Beschleunigung der Verhandlungen dienen sollte, jedoch ergebnislos verlief. Ich folgte einer Einladung des Fürsten Bülow nach Homburg v. d. Höhe, um die vorher mit Herrn von Koerber erörterten Möglichkeiten einer Beschleunigung durchzusprechen, und schlug dem Fürsten Bülow auf einem mehrstündigen Spaziergang in Homburg ein Junctim zwischen dem russischen und österreichischen Handelsvertrag dergestalt vor, daß beide Handelsverträge gleichzeitig im Dezember 1905 dem Reichstage vom Fürsten Bülow zur Ratifizierung vorgelegt werden sollten. Die Agrarier

im Reichstag, welche in dieser Frage ausschlaggebend waren, hatten nämlich für den russischen Handelsvertrag alles, für den österreichischen dagegen gar nichts übrig. Wenn aber Österreich noch vor dem Dezember unterzeichnen und beide Verträge dem Reichstag alsdann gleichzeitig zur Ratifizierung vorgelegt würden, dann dürften, wie ich folgerte, die Agrarier den österreichischen Handelsvertrag schlucken, um den russischen zu bekommen.

Fürst Bülow ermächtigte mich noch am selben Tage, dem Ministerpräsidenten von Koerber, mit dem ich die Grundidee des Junctim vorher in Wien bereits kurz besprochen hatte, diesen Vorschlag in seinem Auftrage schriftlich fixiert zu unterbreiten. Dies geschah noch am selben Abend. Der Kurier überbrachte meinen Brief an Herrn von Koerber, und die Wirkung blieb nicht aus. Das Tempo der Verhandlung wurde beschleunigt, die Österreicher haben im letzten Augenblick, kurz vor Toresschluß, unterzeichnet. Fürst Bülow brachte im Dezember beide Handelsverträge in den Reichstag und erzielte mit der Idee des Junctim einen durchschlagenden Erfolg. An diese Vermittlungsaktion dachte der damalige ungarische Ministerpräsident Fejérvary, der natürlich von meinen Schritten bei von Koerber als ungarischer Ministerpräsident unterrichtet war, als die Wogen der parlamentarischen Obstruktion im Herbst 1906 in Ungarn hoch gingen und Graf Julius Andrássy neben Kossuth und Graf Apponyi an der Spitze dieser Opposition stand. Das ungarische Parlament war aufgelöst. Baron Fejérvary regierte von Wien aus als Homo regius das im Ex-lex-Zustande befindliche und in seinen Tiefen aufgewühlte und zerrissene Land so gut und so schlecht es ging. In diesem verzweifelten Zustand holte Baron Fejérvary meinen Rat ein. Er wußte, daß ich mit den Führern der jetzigen Opposition durch alte freundschaftliche Beziehungen verbunden war und schickte seinen Vetter, der zugleich sein Vertrauensmann war, zu mir nach der Schweiz. Da ich mich zur Kur in Tarasp befand, reiste der Abgeordnete Fejérvarys mir nach und bat mich im Auftrage des ungarischen Ministerpräsidenten dringend, noch in derselben Nacht mit ihm nach Wien zu fahren, wo mich Fejérvary im ungarischen Palais am anderen Morgen erwartete.

Ich schlug Fejérvary eine Vermittlungsformel vor — die damals sogenannte Steinsche Formel —, die ich der Opposition in

seinem Auftrage unterbreiten würde, falls er seine Zustimmung zu dieser Formel geben könnte.

Die ungarische Armeesprache und die Errichtung einer eigenen ungarischen Notenbank standen nämlich damals im Mittelpunkt der oppositionellen Diskussion. — Mein Vorschlag ging im wesentlichen dahin, daß Franz Josef als König von Ungarn gewisse Konzessionen in der Frage der Armeesprache (nicht in der Bankfrage) machen möge, die auch nach seinem Ableben den damaligen Thronfolger Franz Ferdinand, vor dem sich alle Ungarn wegen der tschechischen Einstellung seiner Gattin fürchteten, bindend festlegen sollten. — Legitimiert sei ich zu einer solchen Vermittlung durch den Umstand, daß der Handelsvertrag mit Deutschland noch nicht rechtsgültig sei, weil kein ungarisches Parlament funktioniere, das ihn ratifizieren könnte. Also müßte schleunigst ein Kabinett der Koalition gebildet werden, damit der Handelsvertrag mit Deutschland noch vor Jahresschluß unter Dach und Fach gebracht werden könnte. — Das Argument leuchtete auf beiden Seiten ein und schlug um so mehr durch, als man offenbar nach einem Ausweg suchte, zwischen den Gegensätzen eine goldene Brücke zu schlagen. — Baron Fejérvary nahm meine Formel an, und ich verhandelte in seinem Auftrag mit den Führern der Opposition, insbesondere mit Andrassy, Kossuth, Apponyi, Grafen Johann Zichy und dem damals noch neutral gebliebenen Ministerpräsidenten Wekerle, der die Koalition führen und das sogenannte Kabinett der großen Männer bilden sollte.

Nach mühsamen, unsäglich verwickelten Verhandlungen setzte ich durch, daß die Opposition meine Formel annahm. — In einem Geheimzimmer des National-Casinos saß ich mit dem Grafen Julius Andrassy bis morgens um 3 Uhr, um den Text der von ihm namens der Opposition unterschriebenen Vermittlungsformel zu redigieren. — Dieser Text ist bis auf den heutigen Tag nicht veröffentlicht; er ist von der Hand Andrassys geschrieben; er trägt seine Unterschrift und befindet sich in meinem Gewahrsam.

Ich eilte mit diesem Text in der Tasche sogleich nach Wien, um im Auftrage der Opposition Baron Fejérvary und dem damaligen Ministerpräsidenten Grafen Goluchowsky die von Andrassy namens der Opposition unterzeichnete Vermittlungsformel zu überbringen und eine Ministerliste vorzuschlagen.

Zwei Stunden später unterbreitete Graf Goluchowsky Kaiser Franz Josef den Wortlaut der Formel; aber er hatte mir keinen Augenblick verhehlt, daß er deren Annahme dem Kaiser nicht empfehlen könne. Kurz darauf, vielleicht im Zusammenhange damit, stürzte Graf Goluchowsky. Fejérvary setzte seinen Willen durch; die Führer der Opposition wurden zum König von Ungarn nach Wien berufen; das große Kabinett Wekerle, in welchem Andrassy den wichtigsten Posten, nämlich den des Innenministers bekleidete, während Apponyi Kultusminister wurde, kam zustande. Der Handelsvertrag wurde vom Parlament genehmigt; das Land bekam die ersehnte Ruhe wieder. — Andrassy zeigte sich als Innenminister von seiner schöpferischsten Seite. Er hat im Koalitionskabinett die sogenannten Verfassungsgarantien geschaffen und die Verwaltung reformiert. Auf sozialem Gebiete hat Andrassy während seiner Minister-tätigkeit Reformen durchgeführt, die den Stempel seiner humanen Gesinnung trugen und allseitigen Beifall fanden.

Die Geschichte meiner Vermittlungsaktion in Ungarn, die damals in der Öffentlichkeit viel Staub aufgewirbelt hat, wird hier zum erstenmal erzählt. Allen Versuchungen, den Sachverhalt für die Öffentlichkeit darzustellen und den Text der sogenannten Steinschen Formel preiszugeben, habe ich bis auf den heutigen Tag widerstanden. Als Andrassy einige Jahre später mit der Bitte an mich herantrat, ihm für sein Archiv den Originaltext der Formel (die Kopie hatte er) zur Verfügung zu stellen, antwortete ich ihm lachend, daß sein Archiv an Dokumenten schon reich genug sei, das meinige könne aber auf diese Kostbarkeit nicht verzichten. Da ich Orden, Titel, Auszeichnungen, Rang-erhöhungen irgendwelcher Art grundsätzlich ablehne — schon als Schweizer-Bürger und als schweizerischer Beamter war ich zu dieser Zurückhaltung genötigt —, und da ich mir ferner leisten konnte, auf wie immer geartete Renumerationen, auch unter dem irreführenden Titel von Reiseentschädigungen, zu verzichten, so seien solche Dokumente meine Orden, die ich nicht an der Brust trüge, sondern im stillen Kämmerlein verwahrte und meinen Erben vermachte. Natürlich trug mir diese Einstellung das Vertrauen nicht nur seitens meiner engeren Freunde, sondern auch weiterer Kreise ein, so daß mich Wekerle, den ich erst bei diesem Anlaß kennen und schätzen lernte, 1909 mit einer wichtigen politischen Mission in amtlicher Form be-

traute, welche vielleicht bei einem anderen Anlaß erzählt werden soll.

Als ich nach Berlin übersiedelte und die Leitung der Monatsschrift „Nord und Süd“ übernahm und beim Ausbruch des Krieges in den Redaktionsstab der „Vossischen Zeitung“ eintrat, war der Radius meiner politischen Tätigkeit so gewachsen, daß meine ungarischen Freunde, besonders Andrassy, Apponyi und Szterényi, immer wieder auf mich zurückgriffen, wenn bedenkliche Situationen Rat und Mitwirkung erforderten. Der größte Gewinn für mich war die Freundschaft Apponyis, die er mir bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Als nämlich Apponyi nach Sprengung der Koalition wieder in die Opposition trat und mit Kossuth die sogenannte 48er Linke bildete, gehörte auch der Schwiegersohn Andrassys, Graf Michael Károlyi, ein „enfant terrible“ aus Veranlagung und Neigung, der Apponyischen Partei an.

Durch Károlyi entstand etwa zwei Jahre vor Kriegsausbruch eine ungemein delikate Lage, die nur durch persönliche Vermittlung beschworen werden konnte. Graf Károlyi hatte nämlich aus seinem Minderwertigkeitskomplex heraus, der sich nach außen hin großenwahnsinnig gebärdete, die Absicht geäußert, mit seinen näheren Freunden aus der Apponyischen Partei (etwa 30 Mann) sich demonstrativ nach Petersburg zu begeben, um dort eine Politik mit antideutscher Spitze zu betreiben. Apponyi hatte ich anläßlich der Tagung der interparlamentarischen Mission in Berlin (deren Vorgeschichte ich im November 1928 in „Nord und Süd“ erzählt habe), beim Fürsten Bülow, wie schon bemerkt, eingeführt, so daß Apponyi und Bülow sich ausgezeichnet verstanden! Apponyi schrieb mir einen verzweifelten Brief über die Absicht Károlyis und bat um meinen Rat, wie diesem Unheil zu begegnen sei, ohne daß seine Partei in Deutschland der Zweideutigkeit geziehen würde. Ich beriet mich mit dem damaligen Personalreferenten des A. A. und späteren Botschafter in Wien, Grafen Botho Wedel, und unterbreitete dem deutschen Außenminister folgenden Vorschlag: Ich würde Apponyi mit Wissen und Willen des Auswärtigen Amtes antworten, wenn Károlyi mit seinen 30 Getreuen nach Petersburg ginge, dann sei ein paralleler Besuch Apponyis mit seinen 120 Mann in Berlin willkommen. Dazu würde es aber nicht kommen. Denn ich würde mit glei-

cher Post dem Schwiegervater Károlyis, dem Grafen Julius Andrassy, den ganzen Sachverhalt darstellen. Andrassy wird schon Mittel und Wege finden, seinen Schwiegersohn nach Rücksprache mit Apponyi vor der Begehung einer so hanebüchenen politischen Dummheit zu bewahren; und so geschah es. Károlyi mußte sich Andrassy fügen und sein Vorhaben fallen lassen. Sein Plan war ein Schlag ins Wasser. Als ich mitten im Krieg im Hause Andrassys bei Tisch mit Károlyi zusammentraf und die oben geschilderte Angelegenheit zur Sprache kam, meinte Károlyi, der jetzt im deutschen Fahrwasser segelte, während er sich bei Kriegsbeginn in Paris angebietet hatte, eine Dummheit sei keine, worauf ich ihm mit der bekannten äsopischen Fabel erwidern mußte: Unum sed Leonem.

Im Kriege selbst stand Graf Andrassy vorbehaltlos und aus voller Überzeugung auf der Seite der Bundestreue, jenes Paktes, den sein großer Vater mit Bismarck abgeschlossen und besiegelt hatte. Als wir in Berlin während des Krieges eine „Waffenbrüderliche Vereinigung“ gründeten, wurde in Ungarn auf meine Befürwortung Graf Julius Andrassy der Präsident der parallelen ungarischen „Waffenbrüderlichen Vereinigung“. Als wir mit dem späteren Kanzler Schiffer, dem Fürsten Guidotto Henckel-Donnersmarck, Georg Bernhard und vielen anderen Budapest unseren Besuch abstatteten, führte ich die drei Genannten bei Andrassy, und Schiffer auch besonders noch bei Tisza ein. In seiner Unterhaltung zeigte sich damals Andrassy als treuer Hüter jener deutsch eingestellten Überlieferung seines Hauses, die er gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte.

Als Andrassy kurz darauf in politischer Mission in Berlin weilte und in der schon erwähnten politischen „Mittwoch-Gesellschaft“ das Wort ergriff, sagte er mir nach der sehr anregenden Diskussion, an welcher die Prominenten aller Parteien und Klassen sich beteiligt hatten, beim Nachhausegehen wörtlich folgendes: „Soviel Intelligenz, Wissen und Erfahrung, soviel Können und Kennen, wie hier in einem einzigen Raume versammelt waren, kann es nur in Deutschland geben.“ An dieser grundlegenden Einstellung gegenüber der deutschen Wissenschaft und Kultur hat Andrassy, der selbst die deutsche Sprache wie seine Muttersprache virtuos beherrschte, bis zum letzten Atemzug festgehalten.

Bei Kriegsausgang suchte Andrassy zu retten, was noch zu retten war. Er knüpfte Verhandlungen in der Schweiz an, kurz vor Toresschluß. Am 25. Oktober 1918 übernahm Andrassy das dornenvolle Amt eines österreichischen Außenministers und Ministerpräsidenten, das er nach sechs Tagen aufgeben mußte, da jener Zusammenbruch erfolgte, der ihn und seine Ideale unter seinen Trümmern begrub. Der Schmerz über das Verhalten seines Schwiegersohnes Károlyi traf ihn wie ein Keulenschlag. Die Welt schien ihm wie aus den Fugen gerissen, alles wankte, krachte, stürzte. Andrassy und seine Gattin versteckten sich vor der Rache der Kommunisten zuerst auf dem Gute des ihnen verwandtschaftlich nahestehenden Grafen Cziráky, um im Jahre 1919 bei passender Gelegenheit nach der Schweiz zu entfliehen. Hier traf er mit seiner verwöhnten Frau, einer einst gefeierten Schönheit, einer geborenen Gräfin Zichy, die Freud und Leid mit ihm teilte, im Hotel Bellevue in Bern mit sage und schreibe 100 000 österreichischen Papierkronen ein, die man damals in der Schweiz nur mehr als Etikettensatz für Flaschenbier verwendete.

Als ich mit dem gewesenen Justizminister Vázsonyi und dessen Gattin, die in München Zuflucht gesucht hatten und sich dort bei Ausbruch der Räteregierung unsicher fühlten, so daß sie mich telephonisch baten, sie nach der Schweiz zu begleiten, mit dem Ehepaar Andrassy in Bern zusammentraf, fand ich die Gräfin Andrassy in einem bescheidenen Zimmerchen im Hotel Bellevue ohne Zofe, ihre Strümpfe stopfend und nicht wenig besorgt, wie man in Bern den Lebensunterhalt werde bestreiten können. Zum Glück war ich in Bern beheimatet und kannte jedermann, so daß das Ehepaar Andrassy über die profanen Sorgen des Alltags hinwegkommen konnte, bis Graf Géza Andrassy mit hochwertiger Valuta ankam und Hilfe brachte.

Niemals stand mir Andrassy menschlich so nahe wie in dieser Leidenszeit. Da lernte ich erst den aufrechten und tapferen Charakter dieses Mannes kennen und bewundern. Kein Wort der Klage über seine materielle Not, über die Konfiskation seiner Güter, kam über seine Lippen. Nur die Möglichkeit, daß die Kommunisten sich an der Kunst vergreifen und seine wundervollen, kunstgeschichtlich berühmten Gobelins aus purer Zerstörungswut vernichten könnten, machte ihm

schweren Kummer. Andrassy war nämlich Sammler und Kunstkennner von hohen Graden. Sein Palais war ein Museum. Er war Schöpfer, Gründer und Erhalter des ungarischen Kunstvereines „Nemzeti Szalon“, dessen Präsident er 32 Jahre hindurch ununterbrochen geblieben ist. Kunst und Wissenschaft waren jene Leitsterne seines Lebens, zu denen er immer wieder zurückflüchtete, wenn die garstige Politik ihn verärgerte. Ob er als Politiker und Staatsmann das geleistet hat, was er in seinen historischen Werken niedergelegt und zuletzt in einem zusammenfassenden Buch, das demnächst veröffentlicht werden soll, endgültig formuliert hat, das wird einst Klio entscheiden. An gutem und lauterem Willen hat es Julius Andrassy, dem großen Intellektuellen, der nach dem Vorbild der englischen Grandseigneurs in seinen Mußestunden sich der Kunst hingab und die Wissenschaft ernstlich pflegte, niemals gefehlt.

Zuverlässig und treu den Freunden, hart und unerbittlich den Feinden gegenüber, das war die Devise seines Lebens. Diese Treue hat er der Königin Zita in rührendster Aufopferung bewahrt. Als ich das Ehepaar Andrassy nebst Töchtern vor wenigen Jahren in Paris traf, kam er gerade von der Königin Zita und überströmte von Lob über die königliche Haltung dieser Frau, welche die verkörperte Tragik in sich darstellt.

Kurz vor dem Tode Andrassys schickte mir das Ehepaar Andrassy durch ihren Neffen, Grafen Batthányi, liebe Worte des Gedenkens und der Freundschaft. Diese mehr als fünfzigjährige Freundschaft war ungetrübt, stets bewährt und erprobt. Keine politische Geste konnte das Verhältnis zwischen uns lockern, jeder wußte, daß im Ernstfalle auf den anderen Verlaß war, und so scheidet mich von den Manen Julius Andrassys mit dem wehmütvollen Wort: Er war ein Mann — nehmt alles nur in allem.

Es mag sein, daß es unvergleichlich leichter ist, Geschichte zu schreiben, als Geschichte zu machen. Ob und in welcher Form er Geschichte gemacht hat, das zu beurteilen, steht der Nachwelt zu. Daß er aber als Mensch und Geschichtsforscher von ganz großem Format war, das zu beurteilen, steht mir zu, nicht weil, sondern trotzdem ich ihn Freund nennen durfte.

Graf Tisza hat während des Krieges seinen engsten politi-

schen und menschlichen Freund, den ungarischen Dichter Franz Herczeg, mit einem warmen Anschreiben an mich geschickt, damit ich ihn bei den maßgebenden politischen Kreisen persönlich einführe, was auch geschah. Anlässlich seiner Anwesenheit in Berlin bei der Rückkehr vom Kaiserbesuch im Hauptquartier habe ich in der „Vossischen Zeitung“ eine Unterredung mit Tisza über die obschwebenden politischen Fragen veröffentlicht und bei diesem Anlaß eine eingehende Würdigung von Tiszas Charakter gegeben. In der Frage der Verwaltung Polens und der eventuellen Erbschaftsfolge habe ich Tisza im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amte Vorschläge in Budapest unterbreitet, die heute natürlich obsolet sind. Als ich später im Auftrage des „Ullsteinhauses“ mit dem ersten Balkanzug nach Konstantinopel verreisen wollte, leistete mir Tisza keinen geringen Dienst. Staatssekretär Zimmermann, an den ich wegen eines Platzes in diesem vielbegehrten ersten Expreßzug herantrat, gab mir den guten Rat, noch in derselben Nacht nach Budapest zu fahren und Tisza um einen der beiden Plätze zu bitten, die für Ungarn reserviert waren. Der amerikanische Botschafter Gerard, dessen Gast ich an diesem Tage war, bat mich, für die Schwester seiner Frau, die Gattin des ungarischen Grafen Zsigray, nach Budapest ein Buch mitzunehmen. Als mir Gerard am Abend meiner Abreise das Buch brachte, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß es ein englisch geschriebenes Werk war. Da ich zwei Grenzen zu passieren hatte, machte mich die Überbringung eines englischen Buches stutzig und drohte mir den Nachtschlaf zu rauben. Zum Glück traf ich am Bahnhof den jungen Fürsten Otto Bismarck, damals Mitglied der „Mittwoch-Gesellschaft“, der das Nachbarcoupé hatte und in Budapest seine Schwester abholen wollte, die beim Grafen Julius Andrassy als Logierbesuch weilte. Das traf sich sehr gut, da ich mit Andrassy schon zum Mittagessen verabredet war. Ich bat ihn, das englische Buch in sein Coupé mitzunehmen, da die Grenzwächter vor dem Namen Otto Bismarck respektvoll haltmachen dürften.

Fürst Bismarck bemerkte lachend, daß der Name Otto Bismarck auch noch zureichend sei, mir die lästigen Paßschereien an den beiden Grenzen zu ersparen, so daß er mir eine ungestörte Nacht verbürgen könne. Er bat um meinen Paß. Am anderen Morgen erwachte ich unbehelligt auf einer ungarischen

Kreuzungsstation. Fürst Bismarck erwartete mich lachend im Speisewagen und bemerkte triumphierend, daß der Name Otto Bismarck selbst Schergen gegenüber immer noch eine Zauberformel bedeute. Auf meine neugierige Frage, wie er es ange stellt habe, mich an beiden Grenzen unbelästigt schlafen zu lassen, erwidert er: „Ich habe meinem Burschen unsere beiden Pässe mit dem Bemerkten übergeben, daß sich in den beiden Coupés Fürst Otto Bismarck mit seinem Leibarzt, Professor Ludwig Stein aus Bern, befände, worauf sich die Grenzwächter ehrerbietig salutierend zurückgezogen haben.“

Graf Tisza stellte mir nicht nur den gewünschten Platz im Orientexpress zur Verfügung, sondern auch noch seinen Leibdiener, der mich mit Tizas Auto bei allen behördlichen und militärischen Instanzen legitimierte und mir ungesäumt die verschiedenen Visa für Konstantinopel besorgte. Als mich beim Abendessen Tisza scherzend fragte, weswegen mir gerade daran so sehr läge, im ersten Balkanzug zu fahren, antwortete ich ihm, daß es für einen Pressevertreter unvergleichlich be haglicher sei, im ersten Zug bequem zu sitzen, als etwa un bequem in den letzten Zügen zu liegen.

Zwischen Graf Tisza und Graf Apponyi herrschte ungeachtet ihrer politischen Gegnerschaft ein menschliches Einvernehmen, das auf Vertrauen und Respekt beruhte. In seinen zahl reichen Briefen an mich brachte Apponyi inmitten aller poli tischen Kämpfe immer wieder zum Ausdruck, wie sehr die Lauterkeit der Gesinnung und der hingebende Patriotismus Tizas seine Bewunderung erregten. Niemals kam eine ab schätzige Bemerkung über den Gewaltmenschen Tisza, wie sie Andrassy beispielsweise geläufig war, über seine Lippen. Es sollte sich mitten im Kriege erweisen, daß auch Tisza die hohen sittlichen Eigenschaften Apponyis entsprechend zu würdigen wußte. Als nämlich der österreichisch-ungarische Botschafter Giskra sich in Washington mißliebig machte und seine plötzliche Abberufung durchgesetzt wurde, war der Botschafterposten in Washington neu zu besetzen. Der amerikanische Bot schafter in Wien, Mister Penfield, an den ich von seinem Kol legen Gerard in Berlin warm empfohlen war, nahm meine An regung, Apponyi als Botschaftskandidaten für Washington zu lancieren, geradezu mit Begeisterung auf. Wir verabredeten die Veröffentlichung einer Unterredung mit Penfield für die

„Vossische Zeitung“, in welcher ohne Namensnennung, aber mit unverkennbarer Eindeutigkeit darauf hingewiesen wurde, daß in diesem kritischen Augenblick nur ein Mann von staatsmännischem Weltruf, der überdies in Amerika infolge seiner Vorträge in englischer Sprache in den Vereinigten Staaten volkstümlich sei, als Botschafter nach Washington gehöre. Statt diese Unterredung, die ich vorsichtigerweise von Penfield unterschreiben ließ, um ihre Autorität außer Frage zu stellen, sogleich zu veröffentlichen, zog ich es vor, leise und behutsam bei Apponyi anzuklopfen, ob ihm der Posten genehm und die Veröffentlichung der Unterredung erwünscht sei. Da ich wiederholt mit meinen Töchtern im Herbst als Gast des Grafenpaares Apponyi auf ihrem Schlosse Eberhard zu verweilen pflegte, drahtete ich nach Eberhard, ob sich der Graf dort befände, worauf ich bejahende Antwort erhielt. Graf Apponyi holte mich in Preßburg vom Zuge ab und fuhr mit mir in seinem Zweispänner nach Eberhard. Unterwegs setzte ich ihm mein Vorhaben auseinander und fand ihn geneigt, die Botschaftskandidatur zu übernehmen, falls seine Gattin einwillige und Graf Tisza seine Ernennung in Wien befürworten und vertreten wolle. Gräfin Apponyi wies den Gedanken einer vorübergehenden Trennung von ihrem Gatten schroff zurück. Es wurde erwogen, ob sie ihn begleiten könnte, was aber Graf Apponyi mit Rücksicht auf die Minengefahr als undiskutabel hinstellte. Nach zweitägigen Verhandlungen gelang es mir, die Gräfin umzustimmen und die Ermächtigung zu erhalten, mit Graf Tisza über die Kandidatur Apponyis in ernste Verhandlungen zu treten. Ich zeigte Tisza den Text der noch unveröffentlichten Unterredung mit Penfield. Tisza war betreten und bat sich Bedenkzeit aus. Offenbar wollte er vorerst mit seinem Kollegen in Wien Rücksprache nehmen, bevor er die Entscheidung zu fällen geneigt war. Nach wenigen Stunden ließ mich Tisza zu sich bitten, um mir zu erklären, daß er unmöglich Apponyi nach Washington ziehen lassen könne, da er sich einen besseren, klügeren und gewandteren Oppositionschef als Apponyi nicht denken könne. Er sprach es nicht direkt aus, aber er gab zu verstehen, daß dann die Führerschaft in die Hände des Grafen Károlyi geraten könnte, was weder ihm persönlich genehm sei, noch auch im Interesse der deutsch-österreichischen Bundestreue läge. Nie-

mand war über diese Haltung Tizas beglückter als die Gräfin Apponyi, die nur schweren Herzens die Genehmigung zur Rücksprache mit Tiza erteilt hatte. Nicht wenig erstaunt war Penfield, als ich mit dem negativen Ergebnis meiner Reise nach Budapest zurückkam und ihn um die Erlaubnis bat, die von ihm gezeichnete Unterredung unveröffentlicht zu lassen, zumal ihre Absicht gegenstandslos geworden war. Penfield meinte, daß es ein ganz ungewöhnlicher Vorgang sei, wenn es einem Zeitungsmann gelänge, eine von einem Botschafter gezeichnete Unterredung zu erhalten, deren Veröffentlichung zu unterdrücken. Er selbst habe mit seinem Kopfe gespielt, als er sich zur Unterschrift unter dieses Dokument entschloß, er habe aber gleichwohl ohne Reue die Unterschrift vollzogen, weil er die Kandidatur Apponyis als eine Rettung vor einem Kriege mit Amerika ansah. Die Staatsnotwendigkeiten hätten über seine Privaterwägungen und Individualinteressen den Sieg davongetragen. Penfield gelobte mir seine Dankbarkeit und bewahrte mir die Freundschaft. Wichtiger als ein Augenblickserfolg eines Ausfragers ist es, der Idee zu dienen, der man sich gewidmet hat. Das Vertrauen der Staatsmänner gewinnen und bewahren die Vertreter der Presse nur dann und solange, als sie zu schweigen wissen. Man kommt in der Presse mit Diskretionen auf die Dauer weiter als mit Indiskretionen.

Siebentes Kapitel

Beziehungen zum Fürsten Bülow

Um die Jahrhundertwende machte ich die Bekanntschaft des damaligen Staatssekretärs Bernhard von Bülow, dem ich später menschlich nähertreten durfte. Sein Bruder Alfred war Gesandter in Bern und eifriger Hörer meiner Vorlesungen an der Universität. Nach meiner Vorlesung pflegte er mich abzuholen und ausgedehnte Spaziergänge im Bremgartenwald bei Bern mit mir zu machen. Auf diesen Promenaden waren politische, insbesondere sozialpolitische Probleme, wie sie damals im Schwange waren, vielfach Gegenstand unserer Unterhaltung. Meine Ideengänge leuchteten Baron Alfred dermaßen ein, daß er seinen Bruder Bernhard auf mich und meine Arbeiten aufmerksam machte. Aus den Gesprächen mit Alfred von Bülow

erwuchs als wissenschaftlicher Niederschlag ein Memorandum über „Weltpolitik und Reformpolitik“, das ich dem Fürsten durch Vermittlung seines Bruders, der die Denkschrift kannte und billigte, übersandte.

Ich hatte in dieser Denkschrift das Wesen der Politik als ein Streben nach einem Kräftegleichgewicht innerhalb der einzelnen Völker und Nationen, aber auch als ein Parallelogramm der Kräfte zwischen Klassen und Ständen des eigenen Volkstums bezeichnet. Darauf erhielt ich am 30. Dezember 1900 eine Aufforderung zur Aussprache über diesen Gegenstand mit dem damaligen Staatssekretär in seiner Amtswohnung und kurz darauf, am 5. Januar 1901, eine Einladung zu einem Abendessen im intimen Kreise. Über eine Denkschrift, betitelt „Reichsdeutsche Weltpolitik und innerdeutsche Reformpolitik“, schrieb mir Staatssekretär von Bülow, daß er an unsere Unterredung gern zurückdenke und der Ausarbeitung des zweiten Teiles dieser Abhandlung guten Fortgang wünsche. In einer Rede in Köln gebrauchte Bülow die von mir geprägte Wendung einer Politik der „mittleren Linie“. Diese Rede machte erhebliches Aufsehen, und die Formel der „mittleren Linie“ ging durch die Presse. In Anknüpfung an diese Rede schrieb mir Bülow am 16. Dezember 1903 folgenden Brief:

Mein lieber Professor Stein!

Manches Wort der Anerkennung habe ich in diesen Tagen gehört; aber unter den politischen Beifallsrufen ist mir Ihre aus dem Reich des reinen Gedankens kommende Zustimmung ein willkommener Nebenklang. Wer im öffentlichen Leben der Hauptsache nach auf und für die Gegenwart zu wirken hat, muß sich glücklich schätzen, auch denen genutzutun, die gleich Ihnen gewohnt und berufen sind, Menschen und Dinge sub specie aeterni zu beurteilen. Lassen Sie uns hoffen, daß Sie mit Ihren freundlichen Prophezeiungen über ein längeres Nachwirken meiner Rede recht behalten. Wie gern würde ich mit dem alten, und mir besonders ans Herz gewachsenen Historiker sprechen: *Κτιῆμά ἐστι ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμ' ἐς τὸ παράχρημ' ἀκούειν.*

Ihre Aufsätze über Herbert Spencer habe ich mir zurückgelegt für die Feiertagsstunden, wo es selbst dem „Verantwortlichen“ des Deutschen Reiches erlaubt ist, einen Blick in

die Welt der Ideen zu tun. Aus meiner zweiten Antwort auf Bebel werden Sie gesehen haben, daß der Geist Ihres großen Freundes auch von mir gegen die ewig Blinden angerufen worden ist. Ich freue mich auf Ihren Aufsatz in der „Zukunft“ und auf Ihren Besuch in der Weihnachtszeit.

Bis dahin mit nochmaligem Dank für Ihre lebenswürdigen Glückwünsche und vielen Grüßen, auch von meiner Frau

Ihr freundschaftlich ergebener

Bülow.

Die Theorie der „mittleren Linie“, so führte ich in meiner Denkschrift aus, geht direkt auf Aristoteles zurück. Unter Politik der „mittleren Linie“ verstand ich den Versuch, die Formel des sozialen Kräfteparallelogramms ausfindig zu machen, jenen Schnittpunkt zu konstruieren, der durch die Interessen aller zu einem Staatswesen verbundenen Individuen mitten hindurchgeht. Der „goldene Schnitt im Sozialen“, die Herstellung eines vergleichsweise stabilen Gleichgewichts zwischen den von Ewigkeit zu Ewigkeit zusammenprallenden Interessen der zu einer Stammes-, Sippen-, Clans-, Horden-, Volks-, National-, Religions- oder Staatsgemeinschaft vergesellschafteten Einzelpersönlichkeiten, das ist, richtig verstanden, das Problem der „mittleren Linie“ im Politischen.

Die Formel der „mittleren Linie“ entsprach so recht dem inneren Wesenskern des Bülow'schen Charakters. Ihm war jedes Extrem innerlich zuwider. Wie er selbst eine harmonisch ausgeglichene Natur war, so wollte er auch unter den Parteien und Klassen eine Gleichgewichtslage herstellen, wie sie sich später im sogenannten Bülow-Block auswirkte. Dieses Gleichgewichtsstreben erregte aber damals heftigen Widerspruch seitens der extrem gerichteten Parteien. Offenbar in der Absicht, die hochgehenden Wogen zu glätten, schrieb mir Fürst Bülow am 31. Januar 1904 nachfolgenden Brief und ließ mir gleichzeitig durch seinen Bruder, Baron Alfred, mündlich nahelegen, den Wortlaut dieses Briefes in der „Neuen Freien Presse“, in welcher ich damals viele Aufsätze publizierte, zu veröffentlichen. Der Brief lautet:

Mein lieber Herr Professor!

Ich danke Ihnen für die freundliche Zusendung Ihrer von schöner Pietät zeugenden Aufsätze über unseren verehrten

Eduard Zeller und für die anerkennende Grundgesinnung, mit der Sie bei dieser Gelegenheit der Bestimmung meiner politischen Psyche näher treten. Ihre Freundschaft bringt mich freilich in gar erhabene Zusammenhänge. Dem großen Stagiriten darf ich mich doch nur in dem Sinne verwandt fühlen, daß auch er ein Mann des staatlichen Lebens war, und daß vielleicht gerade seine politischen Erfahrungen ihm nahe legten, das Richtige in allen menschlichen Dingen als ein Mittleres zwischen zwei Extremen zu suchen. Was den guten Politiker macht, ist ja im Grunde nicht das Ziel — das können Phantasten sich immer höher und schöner stecken, als je ein Staatsmann es zu erreichen vermag —, sondern die Bedeutung der Mittel. Der rührige Erzieher des mazedonischen Imperators — „Aristote qui remue toutes choses“, sagt Montaigne von ihm — besaß eine Lebenserfahrung wie wenige Große im klassischen Altertum und verpflichtete sich auf einen nüchternen Wirklichkeitssinn, der wohl mehr erworbener Charakter als natürliches Temperament war. Wenn Sie ihn mit solchen Attributen als einen Lar familiaris aufstellen wollen, bin ich bereit, den Meister zu loben.

Mit freundlichen Grüßen, auch von meiner Frau

Ihr aufrichtig ergebener

Bülow.

Natürlich erregte dieser Brief nach der Veröffentlichung in der „Neuen Freien Presse“ einen Sturm der Entrüstung von beiden Seiten. Der Umstand, daß ich anlässlich des 90. Geburtstages meines Meisters Eduard Zeller den Satz gebraucht habe: „Wie man vom Grafen Bülow häufig gesagt hat, er vertrete die Politik der ‚mittleren Linie‘, so könnte man die Philosophie Eduard Zellers als die Weltanschauung der Diagonale bezeichnen, aber nicht in malam partem (zu seinen Ungunsten). Denn der Stammvater dieser Lehre von der Diagonale ist kein Geringerer als Aristoteles“, hatte hämische Angriffe gegen den Fürsten zur Folge. Unter anderm wurde ihm folgende Bosheit versetzt: „mit irgendeinem klassischen Denker zusammen genannt zu werden, ist die höchste Freude unseres gegenwärtigen Reichskanzlers“. Darauf habe ich in einem Aufsatz, betitelt „Die Philosophie der mittleren Linie und das soziale Kräfteparallelogramm“ eingehend die Frage behandelt

und Bülow gegen diese Anwürfe öffentlich in Schutz genommen. In einem weiteren Aufsatz über „Rechtssozialismus und Konservatismus“ habe ich diese Politik der „mittleren Linie“ wissenschaftlich zu verankern versucht, worauf mir der Fürst aus Homburg folgendes antwortete:

Sehr geehrter Herr Professor!

Für die freundliche Übersendung Ihres Artikels „Rechtssozialismus und Konservatismus“ danke ich Ihnen verbindlichst. Ich habe denselben mit ebenso großem Interesse gelesen wie die vorangegangene Serie Ihrer staatswissenschaftlichen Aufsätze. Meine Damen erwidern Ihre Grüße aufs beste, und indem ich hoffe, Sie demnächst in Berlin zu sehen, verbleibe ich Ihr

Bülow.

Einer telegraphischen Einladung an mich behufs Rücksprache über die schwebenden Verhandlungen bezüglich des Abschlusses eines Handelsvertrages mit Österreich-Ungarn kam ich um so bereitwilliger nach, als ich kurz vorher Gelegenheit hatte, dem österreichischen Ministerpräsidenten von Koerber einen Plan vorzulegen, dessen Billigung durch den Fürsten Bülow die Basis einer weiteren Verhandlung bilden sollte. Die politische Situation war folgende: die Agrarier, die im Reichstag ausschlaggebend vertreten waren, hatten ein starkes Interesse für das Zustandekommen eines Handelsvertrages mit Rußland, der in den Grundzügen bereits festlag und paraphiert war und nur noch der Genehmigung des Reichstages unterlag. Die österreichischen Unterhändler waren saumselig und machten Schwierigkeiten, so daß Graf Posadowsky und Staatssekretär von Koerner sich, wie ich im vorigen Kapitel angedeutet habe, nach Wien begaben, um die Verhandlungen wegen des Handelsvertrages zu beschleunigen, damit die Vorlage für den Reichstag noch vor Weihnachten unter Dach und Fach kommen könnte. Als aber die Verhandlungen wieder aufs neue ins Stocken gerieten, schlug ich dem österreichischen Ministerpräsidenten von Koerber in Wien ein „Junctim“ dergestalt vor, daß Fürst Bülow dem Reichstag den russischen und den österreichischen Handelsvertrag zu gleicher Zeit vorlegen solle. Es würde dem Fürsten Bülow leichter gelingen,

den österreichischen Handelsvertrag im Reichstag durchzusetzen, wenn er ein geschlossenes Ganzes für beide Handelsverträge fordern würde. Die Agrarier würden alsdann den österreichischen Handelsvertrag leichter schlucken, um den russischen zu bekommen. Da mein Vorschlag dem österreichischen Ministerpräsidenten einleuchtete, habe ich in Homburg auf einem dreistündigen Spaziergang mit dem Fürsten Bülow die Angelegenheit durchgesprochen und seine volle Zustimmung erhalten. Der Fürst ermächtigte mich, in einem ausführlichen Schreiben, das noch in derselben Nacht mittels Kuriers nach Wien befördert wurde, Herrn von Koerber die grundsätzliche Geneigtheit des deutschen Reichskanzlers, sich die Ideen des Junctim zu eigen zu machen, auszusprechen. Als ich nach Bern zurückkehrte, fand ich die bejahende Antwort von Koerbers vor, die ich dem Fürsten sogleich übermittelte. Darauf schrieb mir der Fürst am 24. Oktober: „Lieber Professor Stein! Von der mir freundlichst mitgeteilten Antwort des österreichischen Ministerpräsidenten habe ich mit besonderem Interesse Kenntnis genommen. Herr von Koerber zeigt sich darin als der weitsichtige und großzügige Staatsmann, als welcher er außerhalb der österreichischen Grenzpfähle jedenfalls unbestritten anerkannt wird. Wenn er und Graf Tisza ihren schwerwiegenden Einfluß zugunsten des bedeutsamen Vertragswerkes einsetzen, ist ein rechtzeitiges Zustandekommen desselben möglich.“ Das Tempo der Verhandlungen in Wien wurde auf Grund dieses Junctim ein völlig anderes, so daß Fürst Bülow beide Handelsverträge im Reichstag mit Erfolg durchgesetzt hat.

Im Jahre 1905 sollte die Interparlamentarische Union, die ein Jahr vorher in London getagt hat, zum erstenmal auf deutschem Boden ihre Sitzung abhalten. Alle anderen westlichen Länder hatten bereits gewetteifert, die Interparlamentarische Union in ihrer Hauptstadt zu begrüßen. Nur das Deutsche Reich setzte dieser jährlichen Tagung von Parlamentariern aus allen Ländern, wie allen pazifistischen Bestrebungen, passiven Widerstand entgegen. Eine Art von Personalunion verband damals das „Bureau International de la Paix“, dessen Mitglied ich war, mit der Interparlamentarischen Union, in der Person des Nationalrats Dr. Gobat, des bernischen Unterrichtsdirektors, der Generalsekretär der Parlamentarier

war. Seinen Sitz hatte das Friedensbüro possierlicherweise am „Kanonenweg“ in Bern. Dr. Gobat hatte den begreiflichen Wunsch, die Interparlamentarische Union nach Deutschland zu bringen, wo die Stimmung für diese Bestrebungen seit den beiden Haager Konferenzen wenig günstig war. Man mußte diplomatisch vorgehen, um den Kaiser zu bewegen, einer Einladung der Interparlamentarischen Union nach Berlin seine Zustimmung zu geben. Ich riet Dr. Gobat, zunächst in Paris zu sondieren, ob und in welcher Anzahl französische Abgeordnete und Senatoren für eine Tagung in Berlin zu gewinnen wären. Dr. Gobat reiste nach Paris, um mit Hilfe unserer dortigen Freunde Léon Bourgeois und d'Estournelle de Constant Unterschriften zu sammeln. Dr. Gobat kam mit mehr als zweihundert schriftlichen Zusagen von Deputierten und Senatoren nach Bern zurück. Der Bruder des Reichskanzlers von Bülow, Baron Alfred, machte den Fürsten auf den Erfolg Dr. Gobats in Paris aufmerksam, worauf eine Einladung zum Fürsten nach Berlin erfolgte. Der Reichskanzler setzte beim Kaiser durch, daß die deutsche Regierung offiziell die Interparlamentarische Union zu einer Tagung im Reichstag zu Berlin einlud.

Der befreundete ungarische Staatsmann Graf Albert Apponyi, der damals Präsident der ungarischen Abteilung der Interparlamentarischen Union war, setzte mir in einem Briefe vom 18. Juli 1908 in beweglichen Worten auseinander, daß die Berliner Tagung zu einem Mißerfolg verurteilt sei, weil weder der Kaiser, noch der Kronprinz, noch der Reichskanzler die Interparlamentarier im Reichstag begrüßen würden, da der Kaiser um die gleiche Zeit mit dem Reichskanzler in den Schären von Finnland den russischen Zaren begrüßen müsse. Lieber wolle man auf eine Tagung in Berlin ganz verzichten, ehe man sich einer solchen Brüskierung aussetze. Er sei Dr. Gobat für seine Bemühungen aufrichtig dankbar und fände das Ergebnis höchst befriedigend. Im Begriff nach London zu fahren, um dem König Eduard im Auftrage des „Bureau International de la Paix“ eine Huldigungsadresse zu überreichen, schickte ich den Brief des Grafen Apponyi dem Reichskanzler nach Berlin und bat um Verschiebung der Konferenz, damit der Reichskanzler die Interparlamentarische Union in Berlin begrüßen könne. Bei meiner Ankunft in London

fand ich bereits Briefe und Depeschen des Reichskanzlers vor, die meinen Vorschlägen zustimmten. Nachfolgende drei Briefe beziehen sich auf diesen Vorgang:

Reichskanzlei.

Berlin, den 2. August 1908.

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich im Auftrage des Herrn Reichskanzlers für Ihr freundliches Telegramm vom 1. d. M. den verbindlichsten Dank Seiner Durchlaucht zu übermitteln. Wie der Herr Reichskanzler bereits dem Herrn Professor Dr. Eickhoff in Remscheid mitgeteilt hat, ist er mit der Verlegung der Konferenz der Union internationale parlementaire in die Tage vom 17. bis 19. September einverstanden.

Mit der größten Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebener

Wahnschaffe,

Geh. Regierungsrat und vortragender Rat i. d. Reichskanzlei.

Der Reichskanzler.

Norderney, den 5. August 1908.

Sehr geehrter Herr Professor!

Haben Sie besten Dank für die interessanten Mitteilungen über Ihre Londoner Eindrücke. Ich hoffe auf einen günstigen Verlauf der interparlamentarischen Union in Berlin und will gern das meinige dazu beitragen. Ich wünsche, daß die Teilnehmer an der Berliner Versammlung, namentlich die britischen Mitglieder, die Überzeugung in ihre Heimat mitnehmen, daß man in Deutschland so wenig angriffslustig gegen Großbritannien ist, wie nach Ihrem Urteil das englische Volk gegen uns.

Mit besten Wünschen für eine angenehme Kur bin ich

Ihr ergebener

Bülow.

Voran ging nachfolgender, eigenhändiger Brief des Botschafters von Flotow, der damals Sekretär Bülows in Norderney war.

Norderney, den 21. Juli 1908.

Sehr verehrter Herr Professor!

Der Herr Reichskanzler beauftragt mich, Ihnen mit bestem Dank für die freundlichen Zeilen zu sagen, daß er leider zwi-

schen dem 8. und 18. September in Norderney unabkömmlich sein werde, da hier wichtige Rücksprachen und Konferenzen stattfänden. Er bäte, in Erwägung zu ziehen, ob der Kongreß nicht vom 18. bis 29. September in Berlin stattfinden könne, dann würde S. D. voraussichtlich dazu nach Berlin kommen können.“

Bülow hat die Konferenzteilnehmer im Reichstag und in seinem Garten in der Wilhelmstraße begrüßt, wo er das Gelingen des Werkes der interparlamentarischen Union mit Genugtuung feststellen konnte. Wie sehr Bülow vom Verlauf dieser Tagung innerlich befriedigt war, zeigt nachfolgender Brief vom 28. September 1908.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Mit Ihren freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage habe ich Ihre Abhandlung „Das Problem der Geschichte“ erhalten und mit Interesse gelesen. Für beides spreche ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank aus. Mit Vergnügen ersehe ich aus Ihren Mitteilungen, daß Ihnen meine Reden gefallen haben. Es freut mich, daß die Tage für beide Kongresse von so gutem Wetter begünstigt waren und daß, wie ich allgemein höre, die Festteilnehmer schöne und angenehme Eindrücke aus Berlin mitgenommen haben.

Mit besten Grüßen, auch von meiner Frau, aufrichtig Ihr
Bülow.

Die damals im Reichskanzlergarten vom Fürsten Bülow gehaltenen Reden sollten sein politischer Schwanengesang sein. Als ich am 28. Juni 1909 in Berlin eintraf, um nach alter Gepflogenheit einen Tag mit dem Fürstenpaar zu erleben, begrüßte mich die Fürstin mit der Nachricht, daß ihr Gatte mit dem ihm aufgenötigten Abschiedsgesuch in der Tasche heimkehren werde, und daß es ihr erwünscht sei, wenn ich zum Frühstück bliebe und seine Pläne bespräche. Die stoische Ruhe und grandseigneurale Gelassenheit, mit welcher Fürst Bülow bei diesem Frühstück seinen Abschied besprach, und der Zuversicht Ausdruck gab, sich in Zukunft seinen literarischen Neigungen und philosophischen Betrachtungen sorgenlos und unbeschwert hinzugeben, waren geradezu bewundernswert. Beim Ankauf der Villa Malta in Rom hatte mich das Fürstenpaar wiederholt zu Rate gezogen. Bei diesem

Frühstück war viel mehr von der inneren Einrichtung der Villa Malta die Rede, als etwa von Kümernissen oder gar Bedrückungen, die durch das Entlassungsgesuch hätten ausgelöst werden müssen. Wie in allen Lebenslagen, so bewahrte auch an diesem schwarzen Tag, der für das Deutsche Reich schicksalsschwer werden sollte, Fürst Bülow Haltung und Würde. Nur im Oktober desselben Jahres, als die Kaiserin das Fürstenpaar zu ihrem Geburtstag nach Sanssouci als liebe Gäste eingeladen hatte, erfolgte ein seelischer Zusammenbruch des Fürsten. Der Empfang zum Geburtstag war von seiten des Kaisers ein so frostiger und abweisender, daß der Fürst sein inneres Gleichgewicht verlor, mit gebrochenen Flügeln nach der Schweiz kam und dort krank darnieder lag, bis ihn die Pflege seiner Gattin und die sanfte Fürsorge seines Bruders Alfred wieder in die Höhe brachten. Ein wohltuendes Pflaster gegen Zurücksetzung und Verächtlichmachung war ihm die kurz darauf erfolgte Wahl zum Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Als ich ihn zu dieser Wahl beglückwünschte, schrieb er mir aus Rom folgendes:

Villa Malta.

Rom, den 10. April 1910.

Verehrter Herr Professor!

Ihr liebenswürdiger Glückwunsch zu meiner Wahl als Ehrenmitglied der Berliner Akademie war mir ein neuer Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung. Über die Wahl habe ich mich gefreut. Als Mitglied der ruhmvollen Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zwischen den sieben Hügeln umherzuwandeln, erscheint mir beneidenswert.

Mein Bruder Alfred ist vorgestern zu Besuch bei uns eingetroffen. Die Verlobung seines einzigen Sohnes ist ihm und seiner Frau ein großer Trost nach dem schweren Leid, das vorher über sie verhängt worden war. Er genießt mit uns das unvergleichliche Rom, Palatinas arces et Latium felix.

Meine Schwiegermutter ist trotz ihrer 81 Jahre noch sehr frisch. Das Lebenselixier, das sie jung erhält, ist ihre geistige Regsamkeit. Sie und meine Frau tragen mir die schönsten Grüße an Sie auf. Bitte empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen und vortrefflichen Tochter. In aufrichtiger Ergebenheit

Ihr

Bülow.

Bei seiner geistigen Regeamkeit und philosophischen Versiertheit hielt ich es für angemessen, ihm das Ehrenpräsidium für den im Herbst 1911 in Rom tagenden Kongreß des Institut international de Sociologie anzubieten. Der Generalsekretär dieses Instituts, dessen Präsident ich 1909 bis 1911 war, schickte mir auf meine Anregung einen Brief an den Fürsten Bülow, der namens des Instituts die Einladung enthielt, im internationalen Kongreß in Rom den Ehrenvorsitz zu übernehmen. Auf meinen Brief, der die offizielle Einladung des Professors René Worms enthielt, kam am 27. März 1911 aus der Villa Malta folgende für den Fürsten bezeichnende Antwort:

Verehrter Herr Professor!

Ich empfangen soeben Ihre freundlichen Zeilen und habe mich gefreut, gute Nachrichten über Ihr Befinden von Ihnen zu erhalten. Der mir von Ihnen übermittelte Vorschlag, die Präsidentschaft des in diesem Herbst in Rom tagenden Kongresses des Institut international de Sociologie zu übernehmen, ist für mich sehr ehrenvoll. Die ernstesten Probleme und wichtigen Fragen, denen das Institut gewidmet ist, haben mich während meiner Amtstätigkeit oft beschäftigt, und mein Interesse ist ihnen noch heute zugewandt. Zu meinem Bedauern aber muß ich bitten, von meiner Kandidatur Abstand zu nehmen, einerseits, weil ich es vermeide, mehr als erforderlich in die Öffentlichkeit zu treten, und andererseits, weil ich nicht vor Ende November nach Rom zurückkehre. Ich darf Sie ersuchen, dies dem Generalsekretär des Instituts mit meinen besten Wünschen für einen guten Verlauf des Kongresses mitteilen zu wollen. Den Brief des Mr. René Worms füge ich wieder bei, und ich bin

Ihr sehr ergebener

Bülow.

Die große Zurückhaltung, die sich Fürst Bülow nach seiner Verabschiedung auferlegt hat, spricht für die Gesinnung, die in diesem Briefe zutage tritt. An Stelle des Fürsten Bülow wurde der ehemalige italienische Ministerpräsident Luigi Luzzatti, der jahrelang Privatsekretär des Ministerpräsidenten Minghetti, des Schwiegervaters des Fürsten, gewesen war, gewählt. Während des Kongresses erreichte mich ein ausführliches Schreiben des Fürsten Lichnowsky, in welchem er

mir seine Ernennung zum deutschen Botschafter in London mitteilte und um sofortige Rücksprache in Berlin bat. Da Luzzatti ein naher Freund der Donna Laura Minghetti war, riet er mir, auf der Rückreise nach Berlin Donna Laura auf ihrer Besitzung in Mezzarata bei Bologna aufzusuchen, und er machte sich anheischig, mich an den beiden Schlußsitzungen im Präsidium zu vertreten. Auf dem Bahnhof traf ich den jüngst verstorbenen großen Strafrechtslehrer Enrico Ferri und zog es vor, die Nacht durchzuplaudern, da wir schon um 4 Uhr morgens in Bologna eintreffen sollten. Als ich gegen 8 Uhr nach Mezzarata hinauspilgerte, kam mir Donna Laura freudig entgegen und schien meinen Besuch zu erwarten, obgleich ich ihn nicht angekündigt hatte; Luzzatti hatte ihr nämlich in der Nacht telegraphiert, daß ich einen Zug überspringen und einen halben Tag bei ihr verleben würde. Ihre erste Frage lautete: wer wird Botschafter in London? Als ich ihr auf Grund des Lichnowsky'schen Briefes mit voller Zuversicht seine Kandidatur nannte, jauchzte sie in ihrer elastischen Art vor Freude, da sie und ihre Tochter Lichnowsky als Kind des Hauses betrachteten.

Als ich die Leitung der Monatsschrift „Nord und Süd“ von ihrem Begründer Paul Lindau übernahm, forderte ich Lichnowsky und Bülow zur Mitarbeit auf. Lichnowsky eröffnete die erste Nummer, während Fürst Bülow mir nachfolgende zwei Briefe schickte, die von besonderem Interesse sein dürften:

Villa Malta.

Rom, den 29. Dezember 1911.

Sehr verehrter Herr Professor!

Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 23. November. Es freut mich, daß Sie eine Arbeit gefunden haben, die Ihnen zusagt, und ich hoffe, Sie werden in neuer und interessanter Tätigkeit für manche schwere Stunde der Vergangenheit Ersatz finden. Ob ich bei den mannigfachen Anforderungen, die der römische Winter an uns stellt, in nächster Zeit dazu kommen werde, Ihnen einen Beitrag für „Nord und Süd“ zu liefern, kann ich noch nicht sagen, wünsche aber Ihrer Zeitschrift einen guten Erfolg.

Meine Frau und meine Schwiegermutter tragen mir Grüße an Sie auf, und ich bin mit besten Wünschen für ein gesegnetes neues Jahr für Sie und die Ihrigen

Ihr sehr ergebener

Fürst von Bülow.

Villa Malta.

Rom, den 19. Januar 1912.

Sehr verehrter Herr Professor!

Haben Sie besten Dank für die Übersendung zweier inhaltreicher Nummern von „Nord und Süd“, wie für Ihre liebenswürdigen Zeilen. Vor allem freut es mich, daraus zu ersehen, daß Sie mit Ihrem Befinden wieder zufrieden sind. Es bestätigt die Erfahrung, daß für tätige Naturen Arbeit die beste Arznei ist.

Von den beiden Nummern Ihrer Zeitschrift habe ich gern Kenntnis genommen. Fürst Lichnowsky hat die schwierige Aufgabe, am Vorabend der Wahlen über die deutsche innere Politik zu schreiben, mit einer Umsicht und Vorsicht gelöst, die der Pythia Ehre gemacht haben würde. Auch die übrigen Artikel, insbesondere den Aufsatz von Friedjung, habe ich mit Interesse gelesen.

Wie geht es Ihrer Frau Tochter? Sagen Sie ihr unsere besten Grüße. Donna Laura ist für ihre 82 Jahre wunderbar frisch, in diesem Winter (unberufen) fast rüstiger als im vorhergegangenen. Sie war im Sommer mit meinem Bruder Alfred in Axenstein; meine Frau und ich haben im Oktober einige angenehme Wochen in Montreux verlebt.

Mit besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Die Kampagne von „Nord und Süd“ zugunsten der Verständigung der Völker untereinander verfolgte Fürst Bülow mit stets sich steigendem Interesse. Im Jahre 1912 brachte „Nord und Süd“ eine Sondernummer zur Verständigung zwischen Österreich und Italien, zwei Sondernummern als „Offene Briefe“ an den Herausgeber von mehr als 50 englischen und deutschen Staatsmännern, die Fürst Bülow um so mehr interessieren mußten, als er aus unzähligen Gesprächen vertraulicher Art wußte, daß Fürst Lichnowsky, Gesandter Rosen und ich stets für eine englische Orientierung eintraten, während er, wie hypnotisiert, auf Petersburg startete. Es folgten Sondernummern für die Schweiz, Skandinavien und Rußland. Namentlich die letztere hat Fürst Bülows Wohlgefallen erregt. Die von mir damals geprägte Formel: „détente entre entente et alliance“, die der jetzige französische Ministerpräsident

Tardieu in einem Leitartikel des „Temps“ unter dem Titel: „La formule de Monsieur Stein“ enthusiastisch begrüßte, fand natürlich auch den Beifall des Fürsten Bülow. Kleinere briefliche Äußerungen, die ich übergehe, weil sie für die Persönlichkeit des Fürsten nicht charakteristisch genug sind, flogen mir von Zeit zu Zeit über die einzelnen Nummern von „Nord und Süd“ zu.

Als ich indes im September 1913 anlässlich der Eröffnung des Carnegie-Instituts im Haag eine holländische Sondernummer meiner Zeitschrift herausgab, in welcher der Stifter des Instituts, Carnegie, an der Spitze des Heftes einen offenen Brief an den Kaiser richtete, den er als Friedenskaiser apostrophierte, schrieb mir Fürst Bülow aus Norderney am 10. September 1913 folgendes:

Sehr verehrter Herr Professor!

Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Worte. Die Zustimmung und Anerkennung des Philosophen, der die Dinge dieser Welt von hoher Warte betrachtet, hat meiner Frau und mir wohlgetan. Es freute uns auch, Gutes von Ihnen zu hören. Ich verstehe sehr wohl Ihr Interesse für Holland, dessen Geschichte und Eigenart auch mich immer angezogen haben. Von Donna Laura haben wir gottlob gute Nachrichten, sie ist geistig immer gleich frisch; während ihres vierwöchentlichen Aufenthaltes in Axenstein ließ sie sich von dem lebenswürdigen und unterrichteten Mr. Gay, der ein großer Byron-Kenner ist, täglich Childe Harold vorlesen.

Meine Frau trägt mir herzliche Grüße an Sie auf, alles Schöne Ihrer lieben Tochter und aufrichtig

Ihr

Fürst von Bülow.

In der Vorkriegszeit hielt sich Fürst Bülow politisch zurück. Abgesehen von einer Einleitung, die er für ein größeres Werk geschrieben hat, trat er nicht in der Öffentlichkeit hervor. Die Gründe seiner Zurückhaltung entwickelt er in einem Briefe vom 8. Januar 1914.

Villa Malta.

Rom, den 8. Januar 1914.

Sehr verehrter Herr Professor!

Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Neujahrswünsche und interessanten Zeilen, die mich und meine Frau

erfreuten. Gutes von Ihnen zu hören, ist uns stets angenehm, und zu lesen, was Sie schreiben, immer anregend. Ihre Beurteilung der Einleitung, die ich zu dem von Freunden herausgegebenen größeren Werk geschrieben (richtiger gesagt, diktiert) habe, ist mir von Wert. Die Stellungen, die ich in der Vergangenheit bekleidet habe, die Zurückhaltung, der knappe Rahmen, den ich selbst für meine Ausführungen gezogen hatte, und endlich auch die verhältnismäßig sehr kurze Zeit, die ich auf sie verwandte, bedingten von vornherein bestimmte und enge Grenzen. In diesem rede ich niemandem zuliebe und niemandem zuleide, als langjähriger Praktiker über Fragen, die zu erörtern auch in der Gegenwart und für die Zukunft mir praktisch und nützlich erschien.

Donna Laura trägt mir besondere Grüße für Sie auf. Sie ist gottlob mit bald 85 Jahren geistig und körperlich ganz frisch. Sie gedenkt oft und gerührt ihres Lehrers in der Weltweisheit. Meine Frau vereinigt ihre herzlichen Wünsche für Sie und die Ihrigen mit meinen Wünschen, und ich bin mit nochmaligem Dank für Ihren Brief

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Der Ausbruch des Weltkrieges hat das Fürstenpaar in jedem Betracht tief getroffen. Villa Malta mußte das Ehepaar verlassen, um eine geraume Weile im Hotel Atlantic in Hamburg Unterkunft zu finden, bis das Heim in Klein-Flottbek wohnlich eingerichtet war. Da ich über die politischen Vorgänge in Berlin infolge meiner Mitarbeit an der „Vossischen Zeitung“ und als Diplomaticus an der „B. Z.“ informiert war, hielt ich es für meine Freundschaftspflicht, den Fürsten ständig auf dem laufenden zu halten. Bei der unsicheren Haltung Italiens fanden sich die Freunde des Fürsten Bülow bemüht, seine Entsendung als Botschafter in Rom zu befürworten und an den zuständigen Stellen mit Nachdruck zu vertreten. Unter den Diplomaten standen der ehemalige deutsche Botschafter in Spanien, Baron Ferdinand von Stumm, und der Personalreferent im Auswärtigen Amt, Graf Botho Wedel, dieser Mission Bülows sympathisch gegenüber, während entscheidende Instanzen im Auswärtigen Amt sich mit aller Macht und Kraft der Mission Bülows widersetzen. Der kleinen Gruppe von Bülow-Freunden,

zu denen in erster Linie Gustav Stresemann gehörte, gelang es nach heißem Bemühen, die Zustimmung des Kaisers zur Ernennung Bülow's zu erlangen. Nachfolgende Briefe geben wieder, wie sich in der Seele Bülow's dieser Kampf um seine Mission spiegelte.

Eigenhändig.

Hamburg, 14. November 1914.

Verehrter Herr Professor!

Besten Dank für Ihre liebenswürdigen und interessanten Zeilen. Ich sehe, daß die Nachricht von einem an der römischen Botschaft bevorstehenden Wechsel auch in die Presse gedrun- gen ist, habe aber direkt, und insbesondere von amtlicher Seite, nichts gehört. Ich warte ruhig ab, wie sich die Frage weiter- entwickeln wird, denn wenn ich mich einem Appell an meinen Patriotismus namentlich in so ernster Zeit niemals versagen werde, so kann von irgendwelchem Drängen nach einem Pos- ten, den ich schon vor 21 Jahren bekleidet habe, nicht wohl die Rede sein.

Der Untergang der „Emden“ ist mir und meiner Frau nahe gegangen. Welcher Heldenmut zu Wasser und auch zu Lande. Seit den Tagen von Marathon und Platäa stand kein Volk so groß da wie jetzt das deutsche Volk. Meine Frau trägt mir herzliche Grüße an Sie auf, und ich bin

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Hamburg, den 26. November 1914.

Verehrter Herr Professor!

Besten Dank für Ihre beiden heute erhaltenen interessanten Briefe. Sie wissen, daß keinerlei Art von Ambition mich nach dem Palazzo Caffarelli locken würde, wo ich schon vor 21 Jah- ren als Botschafter wirkte. Es ist Ihnen auch nicht unbekannt, wie wohl ich mich in meiner jetzigen Freiheit und Unabhängig- keit fühle. Ich habe aber niemals einen Zweifel darüber gelas- sen, daß ich mich einem Appell an meine Vaterlandsliebe nicht versagen würde. So sehe ich meinerseits der weiteren Entwick- lung mit ruhigem Gewissen entgegen, nur von dem Wunsche erfüllt, daß alles zum Besten des Vaterlandes ausschlagen möge. Mit Befriedigung habe ich verfolgt, daß die Presse aller Par- teien den Gedanken meiner Entsendung mit freundlicher Zu-

stimmung besprochen und damit einen neuen Beweis für die jetzt in Deutschland in allen Kreisen und bei allen Richtungen vorherrschende patriotische Einmütigkeit gegeben hat. Es war sehr wichtig, daß die liberale Presse bei der Besprechung der Angelegenheit nicht die Initiative ergriff. Der Artikel der „Vossischen Zeitung“ war nur um so wirkungsvoller und sehr taktvoll.

Soeben hörten wir den herrlichen Sieg des Generalobersten von Hindenburg. Gott sei weiter mit unseren braven Truppen im Osten wie im Westen. Meine Frau hat gute Nachrichten von Donna Laura, von meinem Bruder Alfred hören wir gleichfalls Gutes, sein braver Sohn hat als einer der ersten das Eiserne Kreuz erhalten und ist zum Rittmeister befördert worden. Mit besten Grüßen von uns beiden

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Hamburg, den 28. November 1914.

Verehrter Herr Professor!

Für Ihren freundlichen Brief vom 26. d. M. besten Dank. Ich sehe, daß die ausländische Presse anfängt, sich mit dem Gedanken meiner Entsendung nach Rom zu beschäftigen, und daß natürlich die französischen und die von Frankreich inspirierten italienischen Blätter dagegen Stimmung zu machen suchen. Wie schön der neue Sieg des Generalfeldmarschalls von Hindenburg!

Mit herzlichen Grüßen von uns beiden

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Hamburg, den 29. November 1914.

Verehrter Herr Professor!

Aus Rom schickt man mir die beigefügte Mittagsausgabe des „Giornale d'Italia“ vom 25. d. M., die eine Petersburger Korrespondenz des „Corriere della Sera“ reproduziert, aus der hervorgeht, wie sehr man auch von russischer Seite bemüht ist, meine Entsendung nach Rom zu verhindern. Auch in seinen Leitartikeln fährt der „Corriere della Sera“ fort, diese Mission

zu bekämpfen. Ich füge einen solchen Artikel bei, aus dem zum Schluß die korrekte und wohlgefällige Haltung des gegenwärtigen Botschafters hervorgeht. Es tut mir für Herrn von Flotow leid, daß ein so ausgesprochen deutschfeindliches Blatt wie der „Corriere della Sera“ ihm solches Lob spendet. Bei eventueller Behandlung der Angelegenheit in der Presse empfehle ich möglichst leichte Hand! Vor allem darf in Italien nicht die Meinung entstehen, als ob wir beabsichtigten, Italien in den Krieg hineinzustoßen. In Übereinstimmung mit der überwiegenden Mehrheit der Italiener will die italienische Regierung ihre Neutralität jetzt nicht aufgeben, sondern zunächst abwarten, wie sich die Dinge weiterentwickeln. In leicht erkennbarer Absicht verbreiten die Gegner meiner Entsendung nach Rom die Behauptung, daß meine Mission einen Druck auf Italien im Sinne seiner sofortigen Beteiligung am Kriege bedeuten würde. Hier ist die Stimmung nach wie vor sehr patriotisch, und mir scheint, das ist in ganz Deutschland der Fall. Den Artikel des Grafen Apponyi habe ich mit besonderem Interesse gelesen.

Aufrichtig Ihr

Fürst von Bülow.

Hamburg, den 3. Dezember 1914.

Verehrter Herr Professor!

Im Begriff, nach Berlin abzureisen, nur zwei Worte, um Ihnen für Ihren interessanten und freundlichen Brief bestens zu danken. Die Schwierigkeiten der mir bevorstehenden Aufgabe weiß niemand besser zu würdigen als ich; sie sollen mir aber ein Sporn sein, zu tun, was in meinen Kräften steht. Glückauf zu Ihren Vorträgen, beste Grüße von meiner Frau und mir und aufrichtig

Ihr

Fürst von Bülow.

Als Fürst Bülow seinen Posten in Rom antrat, bat er mich um fortlaufende Berichte über den Stand der Dinge in Berlin. Damit keiner der Briefe in falsche Hände geriete, wurden sie mittels Kuriers an den Fürsten gesandt. Wie zuversichtlich Fürst Bülow zu Kriegsbeginn gestimmt war, zeigt nachfolgender Brief vom 11. Juli 1915 aus Hamburg.

Lieber Professor Stein!

Ich will nicht zögern, Ihnen für Ihren vorgestern erhaltenen freundlichen und inhaltsreichen Brief bestens zu danken. Ihre publizistische diplomatische Tätigkeit verfolge ich mit lebhaftem Interesse, und Ihre Mitteilungen über die Lage haben mich sehr erfreut. Danach scheint die Situation auf der ganzen Linie gottlob eine glänzende zu sein und insbesondere die russische Kraft für lange gebrochen. So bekommen wir freie Hand im Westen, während wir nach dem, was Sie schreiben, schon in wenigen Wochen, ja Tagen auf die Unterstützung der Rumänen und Bulgaren rechnen können und auch für die Dardanellen keine Befürchtungen mehr bestehen. Ich hätte kaum gehofft, daß sich das Blatt so vollständig und so rasch zu unseren Gunsten wenden würde. Die Italiener tun jedenfalls gut daran, sich weder in Frankreich noch an den Dardanellen zu engagieren, nachdem sie die Torheit begingen, sich in einen unnötigen Krieg zu stürzen und sich schon eine so schwere Niederlage holten. Wer kann behauptet haben, ich hätte mit Parlamentariern die Frage des preußischen Wahlrechts angeschnitten? Ich habe diese Frage nie berührt, weder mit Parlamentariern noch mit Nichtparlamentariern, und niemand hat sie mir gegenüber zur Sprache gebracht. Ich hätte viel zu tun, wenn ich allen Klatsch richtigstellen wollte.

Meine Frau richtet eifrig unser Heim ein, wird aber vor August schwerlich fertig sein. Alles geht jetzt langsam, doch erholt sich der Park allmählich durch reichliches Sprengen und eingetretene Regengüsse. Von Donna Laura haben wir gute Nachrichten, sie will in einigen Tagen nach Fiuggi.

Mit herzlichen Grüßen und Wünschen für Sie und die Ihrigen von uns beiden Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Vor dem Antritt des Botschafterpostens in Rom hatte ich in Berlin reichlich Gelegenheit, mit Fürst Bülow die politische Lage durchzusprechen. Wir vereinbarten, daß ich ihm aus meiner Kenntnis der Dinge heraus die Vorgänge in Berlin so schildere, wie ich sie sehe. Meine Berichte dürften bei der Niederschrift des Memoirenwerkes mindestens als Stütze für das Gedächtnis eine gewisse Rolle spielen. Da ich die Abschrift dieser Berichte aufbewahre, so behalte ich mir für einen

anderen Zusammenhang vor, auf den Inhalt meiner damaligen Darstellung zurückzukommen. Bei der politischen Bedeutung der Verhandlungen Bülows in Rom dürfte es von nicht geringem Belange sein, seine fortlaufenden Mitteilungen an mich über die jeweiligen Fortschritte seiner Aktion in chronologischer Reihenfolge kennenzulernen. Kurz nach seinem Eintreffen in Rom, am 7. Januar 1915, schrieb mir Fürst Bülow:

Mein lieber Professor Stein!

Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen und inhaltsreichen Briefe vom 19. und 30. v. M. Ich stimme darin völlig mit Ihnen überein, daß es vor allem darauf ankommt, einem italienischen Angriff gegen Österreich vorzubeugen, auf den die ganze Entwicklung hindrängt, die die italienischen Verhältnisse seit fünf Monaten genommen haben, und die ich jetzt in zwölfter Stunde aufhalten soll. Auch darin haben Sie recht, daß, wie sich hier die Verhältnisse im Laufe des Sommers gestaltet haben, wir sehr ernstlich mit einem solchen Angriff rechnen müssen, wenn es in der Trentinofrage zu keiner Verständigung zwischen Italien und Österreich kommt. Ich bin wahrlich immer ein treuer Freund von Österreich-Ungarn gewesen und habe ihm stets die Nibelungentreue gehalten. Aber gerade als warmer Freund Österreichs meine ich, die Donaumonarchie sollte es nicht darauf ankommen lassen, sich auch noch eine halbe Million Rumänen auf den Hals zu ziehen. Die Politik ist der *ordo rerum agibilium*, sagte schon der heilige Thomas von Aquino, der nicht weit von der Villa Malta seine Vorlesungen hielt.

Der Gedanke, Italien Österreich dadurch zuzuführen, daß wir ihm die schöne Rolle des Friedensvermittlers zuschieben, hat auch mich oft beschäftigt. Die Verhältnisse liegen aber so, daß, solange die Trentinofrage nicht geregelt ist, keine italienische Regierung sich zu Drohungen oder einer Pression gegenüber Frankreich aufraffen wird. Und wenn sie es täte, würde sie damit zur Zeit den Franzosen schwerlich besonderen Eindruck machen, denn diese wissen ganz gut, wieviel Terrain wir hier in den letzten Monaten verloren haben und in wie großem Umfange es unseren Feinden gelungen ist, die italienische öffentliche Meinung gegen Österreich und auch gegen uns zu montieren. Ist es auch sicher, daß die Franzosen schon

kriegsmüde sind? Hier ist man vom Gegenteil überzeugt. Ich nehme an, daß Sie den „Temps“ lesen, und verweise Sie besonders auf seine Leitartikel vom 1., 3. und 4. Januar. Alle französischen Blätter, auch die „Humanité“, sprechen in derselben Tonart, alle Nachrichten, die sonst aus Frankreich hier einlaufen, lauten ähnlich. Wir dürfen nicht die Meinung aufkommen lassen, als ob wir uns schon nach Frieden sehnten. Das würde unsere Gegner übermütig machen und könnte sehr schädlich wirken. In dieser Beziehung ist der Leitartikel des „Temps“ vom 1. Januar besonders beachtenswert. Wobei ich bemerke, daß auch, was Rußland angeht, hier an kein ernstliches Friedensbedürfnis bei dem nordischen Bären geglaubt wird. Der hiesige russische Botschafter hat erst vor einigen Tagen alle dahingehenden Gerüchte im Auftrage seiner Regierung kategorisch dementiert, und Paul Cambon, den Sie nennen, hielt erst kürzlich in der Guildhall eine ganz intransigente Rede. Den Italienern gegenüber dürfen wir um so weniger irgendwelche Kriegsmüdigkeit durchblicken lassen, als sie zur Zeit die österreichische militärische Lage als eine ganz ungünstige ansehen (nach hiesigen Nachrichten sollen drei österreichische Divisionen in Serbien vernichtet worden sein), von den Türken nicht viel erwarten, den herrlichen Sieg unseres herrlichen Hindenburg nicht als eine endgültige Entscheidung betrachten, die Lage im Westen als partie remise auffassen und von unseren Gegnern immer wieder hören, daß sie alle an dem Londoner Pakt vom 4. September festhielten. Das Ziel wollen wir im Auge behalten, uns aber hüten, durch vorzeitiges Vorgehen uns Blößen zu geben oder gar die Möglichkeit seiner Erreichung zu verlieren.

Mit herzlichen Grüßen von meiner Frau, von Donna Laura und von mir und besten Wünschen für ein gutes neues Jahr von uns allen

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Rom, den 25. Januar 1915.

Mein lieber Professor!

Vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 13. d. M., die mir ein neuer Beweis Ihrer freundschaftlichen Anhänglichkeit für mich waren und die gleichzeitig für mich von lebhaftem

Interesse sind. Ich teile Ihre Ansicht, daß eine Verständigung zwischen Österreich und Italien von weitreichender Bedeutung sein würde, nicht nur, weil sie die ernste Gefahr bannen würde, eine Million Italiener plus 500 000 Rumänen zu unseren Feinden abschwenken zu sehen, sondern auch, weil die Eliminierung dieser Gefahr dämpfend auf Franzosen und Russen wirken würde. Die Gefühle des ehrwürdigen Kaiser Franz Joseph, des braven österreichischen Heeres und treuer schwarzgelber Patrioten, die sich gegen jede Konzession an Italien sträuben, verstehe ich sehr wohl, der ich wahrlich Österreich immer die Nibelungentreue gehalten habe. Aber ich habe nicht die Situation geschaffen, die ich bei meiner Ankunft hier vorfand und die sich in zwei Worten dahin resumieren läßt, daß, wenn nicht zwischen Österreich und Italien in der Trentinofrage eine Verständigung erzielt oder wenigstens die Hoffnung auf eine solche Verständigung bei den Italienern mit Geschick wachgehalten wird, ein italienisches und damit auch rumänisches Vorgehen gegen Österreich-Ungarn in absehbarer Zeit nicht nur möglich, sondern, wie sich die Dinge vor meinem Eintreffen gestaltet hatten, sogar wahrscheinlich ist. In Wien hält man noch immer an dem Non possumus fest, und ich tue mein möglichstes, um den Italienern klarzumachen, daß sie dem neuen Herrn am Ballplatz nicht sofort und überhaupt nicht mit übertriebenen Forderungen kommen dürfen. Auch wenn Wien intransigent bleiben sollte, werde ich nicht die Flinte ins Korn werfen, sondern tun, was ich kann, um Italien ruhig zu halten. Aber leicht wird es nicht sein, und die Situation bleibt unter solchen Umständen eine prekäre.

Meine Frau und Donna Laura tragen mir herzliche Grüße an Sie auf. Letztere fragt, wie es dem verehrten Professor geht, der ihr die Hallen der Philosophie erschlossen hat. Hoffentlich haben Sie gute Nachrichten von Ihrer Frau Tochter und Ihrem Schwiegersohn.

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Um den nachfolgenden Brief besser zu verstehen, dürfte es geboten sein, auf eine Mission hinzuweisen, die ich Anfang Februar 1915 mit Wissen und Willen des Auswärtigen Amtes bei Feldmarschall von Hindenburg zu erfüllen hatte, der da-

mals in Posen residierte. Der Feldmarschall sollte in der Trentinofrage aus Gründen, die ich in meinem Vortrag ihm gegenüber dargelegt hatte, auf den Kaiser dahin wirken, daß die deutsche Politik sich für die Aktion des Fürsten Bülow in Rom einzusetzen habe. Dem Feldmarschall leuchteten meine Argumente ein, aber er erklärte mir, daß er kein politischer General sei und sich nur als Militär fühle, der die Befehle des höchsten Kriegsherrn auszuführen habe. Es mußte daher ein anderer Weg gegangen werden, und auf diesen anderen Weg beziehen sich die nachfolgenden Briefe des Fürsten, die bis zum Fehlschlagen seiner Sendung in Rom die politischen Zustände hell beleuchten und deren Wiedergabe für die kommende Geschichtsschreibung von nicht zu unterschätzendem Belange sein dürfte.

Rom, den 4. Februar 1915.

Lieber Professor Stein!

Hoffentlich sind Sie aus Posen wohlbehalten wieder in Berlin eingetroffen. Es muß ein schönes Gefühl für Sie gewesen sein, unserem großen Feldmarschall von Hindenburg gute Nachrichten überbringen zu können und dann im Feldlager einen Vortrag halten zu können.

Hier stehen wir in der Hauptfrage noch auf dem alten Punkt, denn noch hat Wien sein grundsätzliches Einverständnis, in Verhandlungen über die Zession österreichischer Gebietsteile einzutreten, nicht ausgesprochen. Niemand versteht besser als ich die nicht nur gefühlsmäßigen, sondern auch realpolitischen Schwierigkeiten, die einer solchen Zession und selbst Verhandlungen über eine solche Zession im Wege stehen. Aber es ist nun einmal das Wesen der Politik, daß sie mit den gegebenen Verhältnissen rechnen muß. Ich habe hier seit meinem Eintreffen manches zuwege gebracht: eine im großen und ganzen bessere italienische Presse, eine freundlichere Haltung der (auch politisch nicht unwichtigen) gesellschaftlichen Kreise, bei vielen maßgebenden Persönlichkeiten eine klare Einsicht in die Gefahren, denen Italien sich durch ein Vorgehen gegen Österreich aussetzen würde. Ich werde nach wie vor alle meine Beziehungen anspannen und was ich an Überredungsgabe besitze, um die Italiener auch unter den schwierigsten Verhältnissen ruhig zu halten. Ich kann mir aber

nicht verhehlen, daß, wie hier die Verhältnisse liegen, die ich nicht hervorgerufen, sondern vorgefunden habe, als ich (etwas spät) nach Rom geschickt wurde, auch mein Einfluß und meine Arbeit uns keine endgültige Sicherheit gegen ein italienisches Vorgehen gewähren, wenn nicht Wien das seine tut. Die in Rumänien eingetretene Besserung habe ich hier kräftig ausgeschlachtet. Nach wie vor aber glauben viele Italiener, daß im Falle ihres Vorgehens gegen Österreich Rumänien mit oder ohne seinen König schwerlich zurückbleiben würde. Der Artikel von Monts in der „Neuen Freien Presse“ hat geschadet, da er als Botschafter hier ein zu schlechtes Andenken hinterlassen hat, auch waren seine Ausführungen weder auf die jetzige Situation noch auf die italienische Psyche berechnet.

Wenn wir eine Verständigung zwischen Italien und Österreich-Ungarn erreichen und diese dann von Österreich mit gewandter Hand et avec un peu de bonne grâce inszeniert wird, so werden wir nicht nur von Österreich und von uns die Gefahr abwenden, daß wir eine bis anderthalb Millionen neuer Feinde auf den Hals bekommen. Eine solche Einigung wird auch auf Frankreich einen deprimierenden und friedensfördernden Eindruck machen. Vorher werden die Italiener sich schwerlich gegenüber den Westmächten die Finger verbrennen (vide das Verbot, einen herrlichen Artikel des „Mattino“ gegen England und Frankreich im Ausland zu verbreiten), noch ernstlich kalte Wasserstrahlen nach Rumänien richten, da es ihnen im Grunde nicht unerwünscht ist, daß die Haltung der Rumänen als Druck auf Österreich wirkt. Natürlich müssen wir so operieren, daß wir weder den Italienern noch den Ungarn das Odium der Grenzkorrektur im Trentino abnehmen, die ja eventuell nur erfolgen würde, um Österreich eine militärische Situation zu ersparen, der es nicht gewachsen wäre.

Unsere gute Donna Laura liegt mit Influenza im Bett, ist aber sonst in diesem Winter besonders frisch. Mit herzlichen Grüßen von meiner Frau und mir

Ihr aufrichtig ergebener Fürst von Bülow.

Rom, den 24. Februar 1915.

Mein lieber Professor!

Besten Dank für Ihre wie immer interessanten und inhaltsreichen Mitteilungen vom 3. und 10. d. M., die ich ebenso wie

Ihr mir durch Baron Ferdinand v. Stumm übermitteltes Schreiben richtig erhalten habe. Die hiesige Lage spitzt sich mehr und mehr dahin zu, daß entweder die Trentinofrage befriedigend gelöst werden muß oder das Vorgehen der Italiener gegen Österreich immer schwerer zu verhindern sein wird. Was an Beruhigen und Zurückhalten, Mäßigen und Dämpfen mit dem Stab Sanft und dem Stab Wehe möglich ist, habe ich seit meiner Ankunft geleistet. Aber wie die Situation lag, die ich nicht geschaffen, sondern vorgefunden habe, war von Anfang an vorzusehen, daß ohne österreichisches Entgegenkommen die Lage eine sehr prekäre bleiben würde.

Mit Bezug auf das, was Sie mir über bulgarisch-rumänische Möglichkeiten schreiben, wird es Sie interessieren zu hören, daß gerade der bulgarische Gesandte nicht aufhört zu erklären: Wenn die Italiener losgingen, würden die Rumänen nicht zu halten sein, was wiederum die Lahmlegung, wenn nicht einen Frontwechsel Bulgariens wie der Türkei herbeiführen müsse. Der türkische Botschafter spricht sich ebenso aus. Beide sind außer sich über die Wiener Hartnäckigkeit. Der bulgarische Vertreter sagte einem Konfidenten der österreichischen Botschaft: „Die Österreicher haben uns, als wir, von Griechen und Serben angegriffen, uns nicht rechtzeitig mit Rumänien verständigen wollten, gesagt, daß wir mit sehenden Augen in unser Verderben rennten. Ich muß ihnen heute diesen Vorwurf zurückgeben, sie machen dieselbe Dummheit, die wir gemacht haben, aber noch ärger.“ Inzwischen schreiten die militärischen Rüstungen hier fort. Unser Militärattaché glaubt, daß die Italiener in kurzer Zeit eine Million Soldaten marschbereit haben. Sie mögen keine erstklassigen Soldaten sein, aber die Serben, Belgier und Engländer haben auch mehr geleistet, als erwartet wurde. Eine solche Mehrbelastung von uns abzuwenden, wie sie das Losschlagen der Italiener plus der Rumänen mit seiner Rückwirkung auf den Orient wie auf den Kriegsmut des Dreiverbandes bedeuten würde, ist unsere Pflicht. Und wenn wir das tun, handeln wir auch im Interesse von Österreich, dem ich wahrlich immer die Nibelungentreue gehalten habe.

Der neue Hindenburgsche Sieg war herrlich, aber solange Sassonow, Viviani und Grey eine so innige intransigente Sprache führen, will man hier trotz allem, was ich sage, noch

nicht recht an die Kriegsmüdigkeit der Alliierten glauben. Nun, ich sage mit Septimus Severus: „Laboremus!“ und denke, Sie stehen auf demselben Standpunkt. Meine Schwiegermutter trägt mir herzliche Grüße auf, ebenso meine Frau, und ich bin

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

PS. Bitte, übermitteln Sie Graf Albert Apponyi meinen verbindlichen Dank für die Übersendung seines schönen Vortrags über Ungarns Stellung in der Weltpolitik.

Rom, den 20. April 1915.

Mein lieber Herr Professor!

Für Ihre freundlichen Briefe vom 22. v. M. und 2. d. M. besten Dank. Ihre Mitteilungen waren mir von großem Interesse. Sir Rennell Rodd stellte um die Weihnachtszeit das Losschlagen der Italiener für Anfang März in Aussicht, später prophezeite er den Krieg für Mitte März. Es ist mir gelungen, die Katastrophe über die Iden des März hinauszuhalten. Jetzt erklärt Rodd, und mit größter Bestimmtheit, für Anfang Mai den Krieg für unvermeidlich, und Franzosen und Russen verkünden triumphierend das gleiche. Wenn ich die Sache weiter halten soll, ist Maßhalten, Besonnenheit und Selbstbeschränkung auf italienischer Seite, aber auch diplomatische Geschicklichkeit und Souplesse auf österreichischer notwendig. Dem Philosophen brauche ich nicht zu sagen, wieviel sich vom ethischen Standpunkt gegen die italienische Politik sagen läßt, aber leider liegen die tatsächlichen Verhältnisse so, daß Italien weitgehende Ansprüche stellen zu können glaubt. Wir müssen die Italiener immer wieder darauf hinweisen, daß, wenn ihr Vorgehen in der Gegenwart für Österreich und für uns beileibe keine Katastrophe, aber gewiß eine militärische Unbequemlichkeit bedeuten würde, Italien seine ganze Zukunft zerstört, wenn es die Dinge bis zum Bruch mit Österreich und mit Deutschland treibt. Was geschehen kann, um hier der Vernunft Eingang zu verschaffen, geschieht. Sehr wichtig ist, daß Rumänien unter allen Umständen ruhig bleibt. Mir scheint, seitdem die Russen so unverhüllt ihre Absichten auf Zarigrad gezeigt haben, kann kein zurechnungsfähiger Rumäne mehr im Zweifel darüber sein, wo das Interesse von

Rumänien liegt und von wo ihm Gefahr droht. Hier verwerte ich natürlich überall die ganz offen zur Schau getragenen slawischen Ansprüche auf die Adria. Aber auch auf österreichischer und ungarischer Seite darf nicht vergessen werden, daß, um mit dem alten Fürsten Kaunitz zu reden, wir die politischen Dinge nehmen müssen, „wie sie seyndt“, und nicht, wie wir möchten, daß sie wären. Das hat Wien leider monatelang übersehen; im Januar, noch im Februar hätten wir die Verständigung billiger bekommen als jetzt. Es ist immer wieder die alte Geschichte von den sibyllischen Büchern. Gottlob lauten die Nachrichten von den Karpathen gut, und unsere Heere bedecken sich mit Ruhm.

Meine Damen tragen mir herzliche Grüße an Sie auf, und ich bin

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Als alle Bemühungen des Fürsten fehlschlügen, kehrte er mit gebrochenen Flügeln nach Deutschland zurück und nahm vorerst im Hotel Atlantic in Hamburg Aufenthalt. Natürlich setzte ich meine Berichte fort, insbesondere schickte ich dem Fürsten von Zeit zu Zeit meine Diplomaticus-Aufsätze, aus denen er mancherlei entnahm. Die Berliner Freunde Bülows trugen sich mit der stillen Hoffnung, daß Bülow im gegebenen psychologischen Augenblick wieder ans Ruder kommen könnte, um mit diplomatischem Geschick den kommenden Frieden besser vorzubereiten, als sein Nachfolger den Krieg nicht hat vermeiden können. Auf meine fortlaufenden Berichte, die zu sämtlichen obschwebenden Fragen Stellung nahmen und Informationen über persönliche Rücksprachen enthielten, kamen aus Hamburg und später nachfolgende Antworten:

Hamburg, den 3. Juli 1915.

Lieber Herr Professor!

Besten Dank für Ihre freundlichen und interessanten Mitteilungen vom 26. v. M. Den Diplomaticus-Artikel über Nicolson wird der ständige Unterstaatssekretär des Foreign Office sich nicht hinter den Spiegel stecken. Ob aber England wirklich schon den Weltkrieg abbauen will? Hier scheint die Mei-

nung zu herrschen, daß wir noch nicht so weit sind. Auch Metternich konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die durch den Krieg hervorgerufene und seitdem eher intensiver gewordene als abgeflaute englische Erbitterung gegen uns nicht leicht zu überwinden sein wird. Graf Metternich ist ein Mann von ruhigem Urteil und ausgesprochenem Commonsense. Bevor er Botschafter in London wurde, war er Gesandter in Hamburg, wo er viele Freunde besitzt, bei denen er auch jetzt wieder zum Besuch weilt.

Ich freue mich der guten Nachrichten, die Sie über den Stand der Dinge in Rumänien, Bulgarien und Griechenland geben. Ich habe nie daran gezweifelt, daß unsere herrlichen Erfolge in Galizien den günstigsten Eindruck auf die Stimmung der ganzen Balkanhalbinsel ausüben würde.

Meine Frau ist eifrig mit der Einrichtung unseres Flottbeker Hauses beschäftigt, wobei der vortreffliche Stobwasser hilft. Der schöne Park hatte sehr unter der langen Dürre gelitten, wird aber durch intensives Sprengen und, so Gott will, gelegentliche Regengüsse von oben bald wieder grünen.

Mit herzlichen Grüßen von uns beiden

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Hamburg, den 30. Juli 1915.

Mein lieber Professor!

Wieder danke ich Ihnen für einen interessanten Brief, dessen günstige Nachrichten mich lebhaft erfreuten. Hell leuchtet der Stern von Hindenburg, herrliche Erfolge wurden erzielt und noch größere scheinen bevorzustehen.

Der „Diplomaticus“ über das Duell Haldane-Lloyd George legt den Finger auf Wunden am britischen Reichskörper, die alle Dialektik der „Times“ nicht mehr lange wird verdecken können. Wenn sich hinsichtlich der Iren wie der Unzufriedenheit der englischen Arbeiter Ihre Erwartungen erfüllen und der von Ihnen bald in Aussicht genommene Zusammenbruch Rußlands hinzutritt, so kann sich Ihre Hoffnung auf ein Einlenken der Engländer realisieren, wenn wir uns auch nicht verhehlen sollen, daß in England wie in Frankreich und auch bei der russischen Intelligenz die Erbitterung gegen uns seit

dem Kriege tief geht. Beruhigend ist, was Sie darüber schreiben, daß es mit der Durchlassung der Munition nach Konstantinopel nicht eilig ist. Ist die Verständigung zwischen den Türken und Bulgarien inzwischen perfekt geworden?

Meine Frau hofft, in 8 bis 14 Tagen unser Heim an der Elbe eingerichtet zu haben und sendet mit mir herzliche Grüße.

In aufrichtiger Ergebenheit Ihr

Fürst von Bülow.

Klein-Flottbek, 12. August 1915.

Mein lieber Professor Stein!

Auch uns war Warschau und Iwangorod eine innige Freude. In Hamburg wehten alle Flaggen und alle Herzen schlugen höher. Die Duma-Reden erinnern mich an die Kinder, die im Dunkeln und in der Beklommenheit ein lautes Lied anstimmen. Den „Diplomaticus“ lese ich immer mit Interesse, und er bestätigt mich in meiner Hoffnung, daß in Bulgarien, Rumänien und Griechenland die Dinge gottlob gut stehen. Daß der griechische Gesandte in Ihrem Hause wohnt, ist eine glückliche Fügung, und daß Frau von Wangenheim ruhig in Konstantinopel bleibt, beweist, wie sicher wir der Dardanellen sind. Wir sind vorgestern von Hamburg hierher übersiedelt. Wenn Sie Ihr Weg einmal nach der Waterkant führt, so dürfen Sie nicht an unserem Heim vorbeigehen, das von Hamburg in einer Stunde zu erreichen ist. Schreiben Sie uns aber bitte einige Tage vorher, damit Sie uns finden. Von Donna Laura haben wir gottlob gute Nachrichten. Sie ist in Fiuggi und von Freunden umgeben. Mit herzlichen Grüßen von meiner Frau und mir

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Klein-Flottbek, den 31. August 1915.

Lieber Herr Professor!

Schon wieder habe ich Ihnen für einen interessanten Brief zu danken. Der von Ihnen angekündigte Siegeszug unserer Truppen hat inzwischen ruhmvollen Fortgang genommen. Gewaltigeres als das, was unser Heer in diesem Kriege geleistet

hat, kennt die Geschichte nicht, in der Hindenburg zwischen Moltke und dem alten Blücher fortleben wird.

Ist es denkbar, daß angesichts so durchschlagender Erfolge die Bulgaren und Rumänen zögern sollten, sich klar und rückhaltlos auf unsere Seite zu stellen? Von den Griechen nicht zu reden! Ich hoffe, es wird nun nicht mehr lange dauern, bis die Rumänen gegen Rußland, die Bulgaren gegen Serbien vorgehen. Der letzte Brief von Grey macht einen kleinmütigen Eindruck — he climbs down, wie der Engländer so gut sagt. Und wenn auch in Paris die friedlichen Elemente so sehr an Boden gewinnen, wie dies nach Ihren Nachrichten der Fall ist, so dürfte der Augenblick nicht mehr fern sein, wo die Ernte in die Scheune gebracht werden kann. Die Haltung unserer Nation ist nach wie vor bewunderungswürdig, auch hier in Hamburg, das als Handelsstadt doch besonders unter dem Kriege leidet, ist man auch weiter zu jedem Opfer bereit und durchaus für strammes Durchhalten. Stehen die Türken erst in Suez, so werden die Engländer wohl noch mehr Wasser in ihren Wein gießen. Von dem polnischen Problem gilt, was der alte Herr von Briest in Fontanes schönem Roman zu sagen pflegt: „Das ist ein weites Feld.“

Meine Frau trägt mir herzliche Grüße an Sie auf. Die Nachrichten von ihrer Mutter lauten nach wie vor gut. Wenn Sie einmal Ihre Absicht ausführen, nach Hamburg zu kommen, so lassen Sie es uns einige Tage vorher wissen, damit wir nicht gerade zufällig verreist sind.

Aufrichtig Ihr

Fürst von Bülow.

Klein-Flottbek, den 16. September 1915.

Lieber Professor Stein!

Haben Sie Dank für Ihre warme Teilnahme, wie für die schönen Worte, die Sie Donna Laura gewidmet haben. Ich werde Ihren Aufsatz meiner Frau übergeben, wenn sie von der schweren Fahrt nach Bologna zurückkehrt. Ich bin sicher, sie wird sehr gerührt sein. Sie war auf die erste Kunde der Erkrankung — bis unmittelbar vor dieser Erkrankung war Donna Laura besonders wohl gewesen — von hier abgefahren, unterbrach aber ihre Reise, als sie in Berlin, Rom und Bologna

ganz beruhigende Nachrichten über das Befinden ihrer Mutter erhielt, und daß die Krisis völlig überwunden sei. Wenige Tage später trat plötzlich ein Rückfall ein, der sehr rasch zum Ende geführt haben muß. Mit nochmaligem Dank und herzlichem Gruß

aufrichtig Ihr

Fürst von Bülow.

Klein-Flottbek, den 17. Oktober 1915.

Lieber Professor Stein!

Für Ihre freundlichen Zeilen vom 9. Oktober sage ich Ihnen meinen besten Dank. Vor allem möchte ich Ihnen im Namen meiner Frau noch einmal aussprechen, wie sehr Ihre Teilnahme sie gerührt hat. Es war mir leid, Sie bei meiner Rückkehr von Brandenburg in Berlin nicht sehen zu können. Ich hielt mich buchstäblich nur zehn Minuten im Hotel Adlon auf, nicht länger, als um mich rasch umzuziehen, weil ich noch am Abend in Flottbek wieder eintreffen wollte. Mit großem Interesse habe ich Ihre Aufsätze in der „Vossischen Zeitung“ gelesen, und noch interessanter ist, was Sie mir schreiben. Nach Ihren Mitteilungen würden wir den Frieden bald zu erwarten haben. Im Orient steht alles günstig. Die drei guten Balkankönige, Konstantin und die beiden Ferdinande, scheinen sich ebenso loyal wie klug zu halten, und der böse Bube Peter wird nach den günstigen Nachrichten, die Sie mir über die Gesamtlage auf der Balkanhalbinsel geben, wohl das Hasenpanier ergreifen. Gott sei weiter mit unseren Fahnen.

Wir hatten die Freude, Graf und Gräfin Julius Andrassy hier bei uns zu sehen. Wir sind alte Freunde, und ich freute mich, in dem Grafen den hervorragenden Staatsmann wiederzufinden, als den ich ihn seit lange kenne, die Gräfin charmant und liebenswürdig wie immer. Mein Bruder Alfred, der zum Besuch bei uns weilt, trägt mir viele Grüße an Sie auf. Er war in Sorge wegen der Gesundheit seiner jüngsten Tochter, die sich bei der Pflege Verwundeter ein Lazarettfieber zugezogen hatte. Sie befindet sich jetzt in einem Sanatorium in Baden-Baden, gottlob geht es ihr besser.

Meine Frau braucht nach den schweren Erschütterungen und großen Anstrengungen, die sie durchgemacht hat, Erholung. Die Ärzte raten zu einem Aufenthalt in der Schweizer

Luft. Wir werden, da der Genfer See für Deutsche jetzt nicht indiziert und St. Moritz bei unserer Trauer zu lärmend ist, wohl Interlaken, Luzern oder Spiez aufsuchen. Mit nochmaligem Dank

Ihr aufrichtig ergebener

Fürst von Bülow.

Die späteren Briefe des Alt-Reichskanzlers haben mehr menschlich-persönliches, denn politisches Interesse. Heute und an dieser Stelle beschränke ich mich auf Wiedergabe von Briefen mit politischem Einschlag. Für einen anderen Zusammenhang behalte ich mir die Bekanntgabe der mehr persönlich gehaltenen Briefe des Fürstenpaares, der Donna Laura Minghetti und des Barons Alfred von Bülow vor. Ich habe mit dem Fürstenpaar den Zusammenbruch im November 1918, den Tag der Ermordung der Rosa Luxemburg erlebt, als es das Hotel Adlon verließ und im Hotel Eden Zuflucht suchte, den Kapp-Putsch, kurz die einschneidenden Nachkriegswehen im persönlichen Verkehr miterlebt. Auch darüber wird einmal zu sprechen sein. Ich möchte aus der Gedenkrede, die ich auf Aufforderung des Rundfunks am Tage des Todes des Fürsten in Berlin gehalten habe, einen Auszug wiedergeben:

Mit dem ehemaligen deutschen Reichskanzler, Fürst Bernhard Bülow, der heute früh 6 Uhr 50 Minuten nach schwerem Todeskampf dahingeschieden ist, verliert das deutsche Volk seinen letzten Staatsmann von weltgeschichtlichem Format, den das Kaiserreich seit Bismarck hervorgebracht hat. Neben dem großen Verlust, den die deutsche Republik durch das tragische Hinscheiden seines außenpolitischen Führers Gustav Stresemann erlitten hat, ist der Tod des Fürsten Bülow der zweite schwere Schlag aus jüngster Zeit. Gab es doch keinen warmerherzigeren Verehrer Bülows als Gustav Stresemann, der seinen ganzen parlamentarischen Einfluß während des Weltkrieges dafür aufgeboten hat, daß Bülow als Botschafter nach Italien kommen sollte und daß nach dem unvermeidlich gewordenen Abschied von Bethmann-Hollweg Bülow wieder ins Reichskanzleramt als Nachfolger seines ehemaligen Nachfolgers Bethmann einzuziehen hätte. Die treue Anhängerschar Bülows verfocht stets die Auffassung, daß jener schwarze Tag vom 28. Juni 1909, an welchem Kaiser Wilhelm II. in brücker Weise Bülow

zur Einreichung seines Abschiedsgesuches genötigt hat, der politische Sündenfall des Kaiserreiches gewesen ist. Es herrschte unter der nicht einflußlosen Anhängerschar Bülows die Auffassung vor, daß Bülow der einzige Staatsmann von großen diplomatischen Fähigkeiten gewesen ist, der die Schmiegsamkeit, die suggestive Macht und die politische Autorität besessen hätte, um im letzten Augenblick den Weltkrieg, in welchen die Unfähigen hüben und drüben „hineingeschliddert“ sind, zu verhindern. Der Führer der Nationalliberalen, Bassermann, und sein späterer Nachfolger, Stresemann, neigten jedenfalls dieser Ansicht zu. Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den ich an diesem 28. Juni 1909 empfang, als mir die Fürstin die Ankunft des Fürsten mit dem Entlassungsgesuch in der Tasche meldete, und der Fürst beim Frühstück nur die schwere Sorge um das Schicksal des Deutschen Reiches mit Beklemmung zum Ausdruck brachte, während seine persönliche Empfindlichkeit über die Zurücksetzung und Kränkung kaum verspürbar war.

Fürst Bülow wußte in allen Lebenslagen Haltung zu bewahren. Er war immer und blieb Grandseigneur von nobler Geste und Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle. Nicht umsonst gehört die Familie seit 700 Jahren in Mecklenburg zum eingewurzelten Landadel. Am 3. Mai 1849 wurde Bernhard von Bülow in Klein-Flottbek, wo seine kürzlich verstorbene Gattin bereits in der Familiengruft ruht, als Sohn des Staatssekretärs und preußischen Staatsministers von Bülow, der ein bewährter Mitarbeiter Bismarcks war, geboren; mütterlicherseits entstammt er einem Hamburger Patriziergeschlecht Rücker, so daß sich das bürgerliche Blut mit adligem mischte. Die gesellschaftliche Vorurteilslosigkeit, die man dem Ehepaar Bülow nachrühmte, mag letzten Endes darauf zurückzuführen sein, daß Bülows Mutter eine Bürgerliche und daß der Stiefvater seiner Gattin, der italienische Staatsmann Minghetti, ebenfalls bürgerlicher Abkunft war. Jedenfalls war das Ehepaar frei von jenem Dünkel und Hochmut, den man gesellschaftlich im Wilhelminischen Zeitalter in den führenden Schichten beobachten konnte. Der junge Bülow studierte die Rechtswissenschaft in Lausanne, Wien und Leipzig, nahm als Husarenoffizier am Kriege 1870/71 teil und trat bereits 1873 in den Dienst des Auswärtigen Amtes, bekleidete Posten in Rom, Petersburg, Wien, Athen, Paris und dann zum zweiten

Male in Petersburg. Ich betone dieses zweimalige Petersburg deshalb, weil ich, ebenso wie Fürst Lichnowsky und Dr. Rosen, dem Fürsten in seiner politischen Einstellung zugunsten Rußlands und zuungunsten Englands in vertraulichen Gesprächen unzählige Male dargetan habe, daß das Mißgeschick seiner diplomatischen Laufbahn darin bestehe, daß er zwar wiederholt Posten in Petersburg, aber niemals in London bekleidet habe. Sein Augenmaß war daher stark beeinflußt von der Länge und Höhe der russischen Leibgarde, aber nicht von der Weite und Fülle der englischen Häfen. Als Bülow 1888 Deutscher Gesandter in Bukarest wurde, war ihm Fürst Lichnowsky, der spätere Personalreferent beim Reichskanzler Bülow und nachmalige Botschafter in London, als Sekretär attachiert. Aus dieser Zeit stammt das persönliche Freundschaftsverhältnis Lichnowskys mit dem Fürstenpaar. Als von Bülow 1893 als Botschafter nach Rom kam, da flüsterte man bereits in eingeweihten Kreisen, daß das prophetische Wort des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, dessen Botschaftssekretär in Paris von Bülow war: „Der hat das Zeug dazu, noch einmal Reichskanzler zu werden“, sehr bald in Erfüllung gehen würde. Noch nicht 50 jährig als Staatssekretär ins Auswärtige Amt berufen, zog er bald als Reichskanzler in die Wilhelmstraße ein. Sein Leitstern war und blieb Bismarck. In einer Reichstagsrede vom 14. November 1906 sagte Bülow einmal, daß die Nachfolge Bismarcks nicht eine Nachahmung, sondern eine Fortbildung sein muß. Bismarcks Arbeit, heißt es in seiner „Deutschen Politik“ von 1916, hat uns die Tore der Weltpolitik recht eigentlich geöffnet. Erst nach der staatlichen Einigung und der politischen Erstarkung Deutschlands war die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft möglich. Während aber Bismarck der deutschen Flottenausdehnung beharrlichen Widerstand entgegengesetzte, um die englische Empfindlichkeit nicht zu verletzen, war es das politische Verhängnis Bülows, daß er sich von Tirpitz umgarnen und in den Strudel der Flottenpolitik hineinreißen ließ. Den großen psychologischen Augenblick, die Revolution in Rußland vom Jahre 1905 zu einer Orientierung nach dem Westen zu benutzen, hat er in seiner einseitigen Russophilie ohnehin verpaßt. Nach der Ablehnung des von Joe Chamberlain dem Kaiserreich angebotenen Bündnisses, nach der dem Kaiser angeratenen Landung

in Tanger, dem „Panthersprung“ von Agadir, nach der politischen Schlappe in Algeciras, nach dem Kongoabkommen mit Frankreich, nach der Veröffentlichung des bekannten Kaiserlichen Interviews im „Daily Telegraph“, die beinahe zu einer Abdankung des Kaiser Wilhelm II. geführt hat, war der politische Stern Bülow im Verbleichen. — Bülow's Haltung im Reichstag war zuerst mannhaft und tapfer, zuletzt biegsam und ausweichend, so daß er weder das Parlament noch den Kaiser zufriedenzustellen vermochte. Durch Zwischenträger und Ohrenbläser wußte man den Kaiser dermaßen umzustimmen, daß ihm später Bethmann gegenüber das böse Wort über Bülow entfuhr: Ich habe das Luder fortgejagt. Welch ein weiter Weg in der Psyche Wilhelms II. gegenüber Bülow seit der Szene, die ich im Reichstag miterlebt habe, als Bülow nach einer Antwortrede auf einen Angriff Bebels im Reichstage ohnmächtig zusammenbrach und der Kaiser, telephonisch herbeigerufen, angesichts des bewußtlosen Bülow in die Worte ausbrach: „Mein Bernhard!“ Um so mehr ist die Großmut Bülow's zu bewundern, daß er diese Demütigung hinuntergewürgt hat, so daß in seiner 1916 erschienenen „Deutschen Politik“ von der Undankbarkeit des Kaisers ihm gegenüber keine Spur zurückgeblieben ist.

Man weiß, daß Fürst Bülow gern in Zitaten schwelgte. Man nannte ihn spöttisch den lebenden Büchmann, aber ich kann aus langjährigem Umgange bezeugen, daß bei seinem wunderbaren Gedächtnis ihm die Stellen aus Klassikern nur so zuflogen. Was er einmal gelesen, verankerte sich in seinem Gedächtnis und blieb sein geistiger Besitz für immer. Als Fürst Bülow nach dem Fehlschlagen seiner letzten politischen Mission flügelahm wurde, zehrte er von diesem geistigen Erbe. Aus seinen Memoiren, deren letzter Band druckfertig vorliegt, wird man ersehen, wie reich die Quelle ist, aus der sein Erleben geflossen ist. Es ist billig, sein Mütchen an Bülow zu kühlen, und die kleinen Schwächen, die auch den Größten anhaften, hervorzukehren und zu unterstreichen. Nach Abzug des Menschlichen, Allzumenschlichen bleibt an diesem Bismarck-Schüler noch so viel des Großen zurück, daß schwächliche Epigonen bestenfalls die Brosamen verzehren, die von seiner reichbesetzten Tafel fielen.

Achtes Kapitel

Donna Laura Minghetti und Fürstin Bülow

Mit der Fürstin Marie von Bülow, einer geborenen Prinzessin Camporeale, ist die letzte „grande dame“ der Berliner Gesellschaft dahingegangen. Sie vereinigte künstlerische Veranlagung, angeborenen Liebreiz und geistige Gepflegtheit in einem Umfange, daß man ihrem Lehrer Hans von Bülow sehr wohl nachfühlen kann, daß er sie bereits 1870 eine „Wunderblume“ nannte. Von ihrer Mutter, Donna Laura Minghetti, der Witwe des berühmten italienischen Staatsmannes, die in erster Ehe mit dem sizilianischen Prinzen Camporeale verheiratet war, erbte sie die hohe Geistigkeit und den Sinn für die Geselligkeit, wie wir sie etwa aus den politischen Salons der großen Französinen, dem Typus der Madame de Sévigné her kennen und bewundern. Gehörte doch ihre Mutter der Abstammung nach jener englischen Familie Acton an, welcher Lord Acton, der britische Historiker großen Formats, die literarische Weihe verlieh. Der englische Einschlag kam Mutter und Tochter gleich sehr zugute. Nicht nur die Sprachgewandtheit, die die Fürstin in so hohem Maße besaß, daß sie neben ihrer italienischen Muttersprache das französische, englische und deutsche Idiom mit gleicher Souveränität beherrschte, geht auf diese Blutmischung zurück, sondern auch die Formgewandtheit, welche das Schillersche Ideal von Anmut und Würde geradezu vollendet in sich verkörperte, rührt aus der glücklichen Mischung von südlicher Grazie mit englischer Haltung her.

Um die Jahrhundertwende durfte ich Mutter und Tochter menschlich näher treten. Am 30. Dezember 1900 erhielt ich vom nachmaligen Reichskanzler von Bülow die Einladung, ihn in Berlin aufzusuchen. Bald darauf wurde ich zum Essen im intimen Kreise gebeten. Neben dem Reichskanzler waren nur noch Fürstin von Bülow und ihre Mutter, Donna Laura Minghetti, zugegen. Die Unterhaltung wurde italienisch geführt, da Donna Laura die deutsche Sprache nur unvollkommen beherrschte. Dieser erste Abend war für mich von entscheidender Bedeutung. Donna Laura fühlte ihre philosophische Ader, die ihr zweiter Gatte Minghetti, der von Hause aus Philosophieprofessor war, entdeckt hatte, wieder lebendig pulsen,

und sie erklärte sogleich, daß sie ihre philosophischen Studien, die lange geschlummert hatten, unter meiner Leitung wieder aufnehmen wolle. Da sie ohnehin die Sommermonate in der Schweiz in Gesellschaft des Baron Alfred Bülow zuzubringen pflegte, wurde vereinbart, daß ich inskünftig Alfred von Bülow von Zeit zu Zeit ablösen solle, um in italienischer oder französischer Sprache — ambulando — also im aristotelischen Sinne peripatetisch—philosophische Vorträge zu halten. Es wurde sogleich im Reichskanzlerpalais nachmittags um die Teezeit begonnen. Wenn die Fürstin Bülow gesellschaftlich abkömmlich war, nahm sie an diesen nachmittäglichen Vorträgen teil, seltener der Fürst selbst. Dagegen wurde bei abendlichen Mahlzeiten der besprochene Gegenstand lebhaft erörtert. Die Fürstin verhielt sich dabei vorzugsweise rezipierend, Donna Laura lebhaft weiterspinnend, der Fürst selbst durchweg aktiv und mitschöpferisch. Fürst Bülow hatte nicht nur eine große Belesenheit, die männiglich anerkannt wurde, sondern auch ein tiefes Interesse für philosophische Probleme. Von Kant und besonders Schopenhauer zitierte er bei solchen Anlässen Sätze der Philosophie, aber ebenso gedächtnissicher Platon, Aristoteles, Horaz im Urtext. Dabei war nicht nur das bewährte Gedächtnis zu bewundern, sondern das innere Erlebnis. Im Anschluß an eine berühmte Fauststelle zitierte er ein ganzes Kapitel des Neuen Testaments in griechischer Sprache. Da gab es keine Galerie, kein Zitieren zum Fenster hinaus, kein „geflügeltes Wort“ von Büchmann, wie wohlfeiler Spott ihm andichtete, sondern natürliche Begabung kam zum Ausdruck. Die Fürstin lauschte diesen Gesprächen mit Andacht und innerer Verhaltenheit. Stellte sie eine Frage, so hatte sie meist mit weiblichem Instinkt das Richtige erfühlt, auch wenn ihre philosophische Vorbildung nicht ausreichen mochte, formelhaft festzuhalten und auszudrücken, was sie innerlich bewegte. Sie hielt es vielmehr mit jener großen Französin des 17. Jahrhunderts, in deren Salon die Philosophie Descartes' eifrig erörtert wurde. Als sie von einem ihrer Ritter gefragt wurde, ob sie denn die Cartesianische Philosophie so gründlich beherrsche, antwortete sie mit französischem Esprit: „Ich halte es mit der Philosophie wie mit dem L'hombre-Spiel (das Kartenspiel der damaligen Mode). Ich spiele zwar selbst nicht mit, aber ich bemühe mich mit Verständnis zuzuhören.“ So ausgesprochen die musikalische Begabung der Fürstin

Bülow war, so hatte sie für philosophische Probleme zwar ein- und nachfühlendes Interesse, aber nicht jene schöpferische Begabung, die ihre Mutter auszeichnete.

Von dieser Begabung der Donna Laura sei hier ein bezeichnendes Beispiel gegeben, das die Tochter mit Genugtuung und Stolz erfüllt hat. Wir verlebten einen Sommer gemeinsam mit Donna Laura und Alfred von Bülow in Interlaken, wo sich auch meine Familie aufhielt. Donna Laura wollte das System Spinozas in den Grundzügen dargestellt haben. Dabei konnte ich nicht umhin, die Möglichkeit eines Einflusses des italienischen Philosophen Giordano Bruno auf Spinoza in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen. Donna Laura unterbrach mich mitten auf dem Spaziergang um den Rugen und bat mich, ihr zuvor das Lehrgebäude ihres Landsmannes Bruno zu skizzieren, was ich auch tat. Dabei zählte ich die Aufenthalte Brunos in Genf, Zürich, Paris, London usw. auf, mit Angabe von Jahreszahlen, um darzutun, was Bruno Calvin, Zwingli, Luther usw. verdanke. Das alles spielte sich auf Spaziergängen ab, natürlich ohne jede Aufzeichnung. Als ich im Herbst desselben Jahres im Reichskanzlerpalais in Gegenwart der Fürstin Bülow eine Repetition der Bruno-Vorlesung vornehmen wollte, holte Donna Laura, die damals schon die 70 überschritten hatte, ihr Büchelchen hervor, in welches sie nach unseren Spaziergängen den Inhalt der Vorträge aus dem Gedächtnis einzuzeichnen pflegte. Sie frug mich, ob die Reihenfolge der Jahreszahlen, Städte- und Namen richtig eingetragen sei. Es stimmte alles lücken- und restlos. Als die Fürstin diese Gedächtnisleistung ihrer Mutter anstaunte, erstrahlten ihre Augen, und sie rief triumphierend aus: „Kann ich auf solche Mutter nicht stolz sein?“

Das rührende, echt kindliche Verhältnis zu ihrer Mutter war gleichsam die Dominante ihres Lebens. So innig und zart die Beziehung zu ihrem Gatten auch war, den sie sich in jahrelangem Ringen um die Wirrnisse des Lebens und um die Hemmnisse der kirchlichen Tradition, sowie des Zeremoniells und der Etikette heiß genug erkämpft hatte, so eng und unzerreißbar war das seelische Band zwischen Mutter und Tochter. Schon ihre Kinder aus der ersten Ehe mit dem Gesandten Graf Dönhoff traten hinter das sie beherrschende Kindesgefühl gegenüber der Mutter weit zurück. Ich erinnere mich eines bezeichnenden Vorfalles im Hause ihrer Mutter Piazza Paga-

nische 4 in Rom aus dem Jahre 1904. Donna Laura hatte zu Ehren von Frau Krupp und ihren beiden Töchtern in ihrem künstlerisch eingerichteten Heim einen Nachmittagstee gegeben, bei welchem Anlaß der Attaché von Bohlen seine jetzige Gattin kennengelernt hat. Die Kinder der Fürstin Bülow wurden nach dem unsichtbaren Dirigentenstab der Hausfrau in eine Ecke gewiesen, wo die jüngere Jugend sich aufhielt, während die reifere Jugend sich im Salon in vier Gesprächsgruppen verteilte. Die Fürstin Bülow hatte neben ihrer Mutter die Honneurs zu machen und die Konversation der vier Gruppen von Prominenten im Fluß zu halten. Donna Laura kommandierte ihre Tochter mit den Augen jeweilen zu derjenigen Gruppe, in welcher das Gespräch zu stocken drohte. Wie ein großer Schachmeister etwa mehrere Partien zugleich blind spielt, so lenkte Donna Laura die vier Gesprächsgruppen mit unsichtbaren Fäden, die ihre Tochter zu spinnen hatte. Und wenn die Fürstin nach Ansicht ihrer Mutter bei einer Gruppe länger als schicklich verweilte, so daß Gefahr bestand, daß die andere Gruppe sich hintangesetzt fühlen konnte, dann genügte ein leises Augenzwinkern der Mutter, die Fürstin zu jener Gruppe hinüberzudirigieren, welche nach Ansicht der Donna Laura fällig war. Das alles vollzog sich mit einer solchen Noblesse der Haltung und Delikatesse der Form, daß es dem Beobachter dieser Szene unverlierbar im Gedächtnis haftenbleiben mußte.

Die gesellschaftlichen Begabungen der Fürstin, die ihren Salon im Reichskanzlerpalais zum Mittelpunkt des geselligen Lebens der wilhelminischen Zeit stempelten, schlugen freilich der höfischen Überlieferung manches Schnippchen. Die Rangliste kam nicht auf ihre Kosten. Nicht mehr Gotha hieß die Parole wie bei Hofe, sondern Geist, Wissen und Können. Die intellektuelle, finanzielle und wirtschaftliche Aristokratie wurde mit der blaublütigen in wundervoller, taksicherer Mischung gleichwertig behandelt. Es vollzog sich im Heim der Fürstin Bülow eine Art von gesellschaftlicher Umwertung aller Werte. Neben der Gräfin Wolkenstein, der feinsinnigen Gattin des ehemaligen österreichischen Botschafters in Paris, die im Wagner-Kultus und in der Bayreuthwallfahrt mit der Fürstin wetteiferte, gehörte Frau Cornelia Richter, die Tochter Meyerbeers, zu dem intimsten Umgang der Fürstin. Neben dem

Fürsten Lichnowsky, der damals Personalchef im Auswärtigen Amte war, aber schon als Attaché unter Bülow in Bukarest gearbeitet hatte, gehörte der Dichter Adolf von Wilbrandt, der Gatte der großen Tragödin Auguste Wilbrandt-Baudius, zu jenen Auserkorenen, die unangemeldet Zutritt zur Fürstin hatten, die gegen 11 Uhr morgens in ihrem mit erlesenem Geschmack gepflegten Garten erschien und mit ihren Gästen bis zur Tischzeit auf den Gartenwegen lustwandelte, während ihr Gatte im Tiergarten seinen Spazierritt machte. Ihre beiden Dackel waren ihre ständigen Begleiter. Als ich mich am 30. Dezember 1902 zur gewohnten Zeit im Garten einfand, hatte sich die Fürstin etwas verspätet, dafür aber hatten sich die Dackel verfrüht oder verpünktlicht. Aus allzu großer Anhänglichkeit zerrissen sie mir meinen italienisch geschnittenen Mantel (Pipistrello), bis die Fürstin erschien und mich aus der stürmischen Begrüßung befreite. In mein Hotel zurückgekehrt, fand ich bereits Bild mit Widmung der Gräfin Marie vor, das mir als Pflästerchen gegen die Unbill ihrer Dackel dienen sollte. Noch heute schmückt dieses Bild mein Arbeitszimmer. Für die innere Einstellung der Fürstin und die Feinfühligkeit ihres Wesens dürfte diese Episode von kennzeichnender Bedeutung sein.

Fürstin Bülow zog zwei Italienerinnen, die mit führenden Männern der Berliner Gesellschaft verheiratet waren, nämlich Giulietta von Mendelssohn und Frau von Ihne, in ihren engen Kreis, zumal beide Frauen durch ihre Heirat ebenso einge-deutscht waren wie sie selbst. Ohne Bevorzugung irgendeiner politischen Richtung war sie doch mit ihrem Gatten darin eines Sinnes, daß man gerade im wohlverstandenen Interesse der deutschen Nation bedeutende Persönlichkeiten aus allen Lagern und Berufen heranziehen müsse. Die beiden, Italienerinnen von Geburt, die nach Neigung, Begabung und Stellung mit den namhaften Vertretern von Kunst, Literatur, Wissenschaft und Finanz enge Fühlung hatten, halfen der Fürstin bei jener glücklichen gesellschaftlichen Mischung von Geburtsadel mit Geistesadel, von Patriziat mit Aristokratie. Der damalige Kronprinz fühlte sich in diesem Kreise ebenso behaglich wie seine Mutter unbehaglich. Als der Kronprinz der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“, Baronin von Heyking, der Mutter der Frau Reichsminister von Raumer, auf einem solchen Ball der Fürstin vom Fürsten Bülow vorgestellt wurde, machte der

Kronprinz der Dichterin, die damals in aller Munde war, eine bewundernde Bemerkung über den erlesenen Stoff ihres chinesischen Kleides. Dabei fiel die Bemerkung eines Teilnehmers dieser Szene: „Frau von Heyking bezieht ihre besten Stoffe, auch ihre Romanstoffe, aus China.“

Weder die spanischen Schnürstiefel des habsburgischen Hofzeremoniells, noch die puritanisch-protestantische Farblosigkeit der Hohenzollernschen Hausetikette, die freilich schon Friedrich der Große reichlich durchlöchert hatte, kamen bei den großen Festen im Reichskanzlerpalais zu ihrem Rechte. Die Fürstin Bülow verstand mit unfehlbarem Geschick und Geschmack jene „mixture“, die dem Herkommen am preußischen Hofe nicht ganz entsprach, dafür aber den neuen Ton der großen Berliner Gesellschaft an der Jahrhundertwende zum Erklingen brachte. Übrigens war bei den Wettinern und Wittelsbachern diese Mischung von Künstlern und Wissenschaftlern mit Staatsmännern, Diplomaten und Blaublütern nicht nur sanktioniert, sondern geradezu zur gesellschaftlichen Überlieferung geworden, bevor Fürstin Bülow im kaiserlichen Berlin den Mut ihrer Überzeugung aufgebracht und durchgesetzt hat.

Ein Vorgang, der die Fürstin Bülow besonders kennzeichnete, ist mir haften geblieben: Der König von Italien hatte ihr den Annunziatenorden verliehen. Als die Depesche eintraf, welche die Ankündigung dieses höchsten italienischen Ordens für die Fürstin enthielt, war ich zugegen. Die Mitglieder des Annunziatenordens, den das italienische Königspaar selbst trägt, genießen alle den Vorzug, sich untereinander, also auch das Königspaar, zu duzen. Ihre Mutter besaß längst diesen Orden. Mit strahlenden Augen zeigte mir die Fürstin die Depesche und fügte schelmisch hinzu: „Das schönste an diesem Orden ist, daß ich endlich meiner Mutter, als Trägerin dieses Ordens, du sagen darf.“

Das Verhältnis der Gattin zum Fürsten konnte ich in den nahezu drei Jahrzehnten unseres freundschaftlichen Verkehres in Freud und Leid beobachten. Die stillen, leisen, unausgesprochenen Wünsche des Reichskanzlers wurden mit der unfehlbaren Instinktsicherheit fraulicher Hingabe von den Augen abgelesen und lautlos erfüllt. Als der Reichskanzler sein großes Rededuell im Reichstage mit Bebel hatte und dabei in Ohnmacht fiel, so daß man das Schlimmste befürchtete, war ich

im Reichstag. Ich begab mich sofort zur Fürstin, um ihr persönlichen Bericht zu erstatten und Trost zuzusprechen. Die Fürstin dachte nur an ihren Mann und beklagte, daß sie an allem Unheil Schuld trüge. Sie habe ihrem Gatten, als er dringend in den Reichstag herantelephoniert wurde, um Bebel zu antworten, auf nüchternen Magen drei rohe Eier zu schlucken gegeben, und sie schob den Unfall auf diese hastige Prozedur, die ihm offenbar ein gastrisches Fieber zugezogen habe. Der behandelnde Arzt Dr. Renvers hatte die größte Mühe, ihr dieses Schuldgefühl auszureden. Wochenlang wich die Fürstin nicht vom Krankenbette ihres Mannes, den sie ungeachtet aller ärztlichen Kunst und technischer Beihilfe der Krankenschwestern selbst pflegen wollte. Als der Fürst wieder genas, hatte ihre eigene Gesundheit infolge der Nachwachen und Sorgen einen Knacks bekommen, den sie nie völlig überwunden hat.

Der Leidensweg des Fürsten, wie er keinem Menschen erspart bleibt, zeigte die Fürstin als aufrechte Kameradin und tapfere Weggenossin. Als der Fürst aus Swinemünde mit seiner Entlassung als Reichskanzler heimkehrte, war ich von der Schweiz aus zu Besuch in Berlin. Mit geradezu stoischer Gelassenheit und philosophischer Ruhe nahm der Fürst seine Entlassung entgegen, während die Fürstin, um ihn abzulenken, die ganze Mahlzeit mit der Schilderung der Innenarchitektur der Villa Malta, die sie kurz vorher erworben hatten, ausfüllte. Kein Wort der Klage oder Unzufriedenheit kam über ihre Lippen. Der schwere Schlag zeigte das Ehepaar von einer Beherrschtheit der Lebensformen und einer Sicherheit des Zusammengehörens in Freud und Leid, die man schlechthin als vorbildlich bezeichnen darf. Nur die Erfahrung mit dem Kaiser und sein Verhalten nach erfolgter Entlassung hinterließen nach wenigen Monaten Spuren von Kränkung und Enttäuschung, die nicht wegretuschiert werden konnten. Die Kaiserin hatte das Fürstenpaar zu ihrem Geburtstag nach Potsdam eingeladen, was mir die Fürstin als Zeichen bleibender Gewogenheit seitens der Kaiserin frohgemut mitteilte. Die Behandlung aber, welche das Fürstenpaar nachher in Potsdam erfuhr, war eine derartige, daß Fürst Bülow, dessen Gleichmut sprichwörtlich war, zum ersten Male im Leben die Contenance verlor und nur durch den Zuspruch seiner Gattin sich wieder emporrichten konnte. Alle diese Vorgänge kenne ich aus Gesprächen und Briefen.

Als das Fürstenpaar allsommerlich nach Norderney und vorübergehend nach Klein-Flottbek übersiedelte, hatte ich Gelegenheit, die Fürstin im kleinen Kreis als Hausfrau mit allen Obliegenheiten des ländlichen Haushalts zu beobachten. Die „grande dame“ erwies sich auch als Heldin des Alltages in den Zwischenfällen, wie sie im Verkehr mit Handwerkern, Gärtnern und Burschen unausbleiblich sind. Sie wurde von ihrer ländlichen Umgebung genau so vergöttert wie als Beherrscherin des Salons von den führenden Schichten der Gesellschaft. Zu Anfang des Krieges erlebte sie den großen Schmerz des Todes ihrer Mutter. Trotz des Wütens der Kriegsfurie fuhr sie nach Bologna, um ihrer Mutter das letzte Geleit zu geben.

Während der Kriegszeit tauchte die Kandidatur des Fürsten Bülow als Botschafter nach Rom mit einer Eindringlichkeit auf, die, aller Hindernisse ungeachtet, sich gegen hundertfache Widerstände als Gebot der Stunde durchgesetzt hat. Im diplomatischen Schachspiel für und gegen die Kandidatur von Bülow war die Person der Fürstin von ausschlaggebender Bedeutung. Man hatte sich zur Überzeugung durchgerungen, daß im Kampfe um die Seele des italienischen Königspaares und des italienischen Volkes eine Figur vom Format der Fürstin Bülow als Botschafterin in Rom zur kritischsten Zeit von wesentlichem Belange sein müsse. Nicht als ob sie Politikerin gewesen wäre, aber man traute ihr mit vollem Fug die gesellschaftliche Feinheit zu, unter so delikaten Umständen das Richtige zu treffen. Gerade als eingedeutschte Italienerin, die das Adoptivvaterland nicht weniger heiß liebte als das Land ihrer Geburt, vermochte sie infolge ihrer unübersehbar reichen Beziehungen zwischen den widerstrebenden Elementen gesellschaftlich die vermittelnde Brücke zu schlagen. Aus den Briefen des Fürstenpaares erfährt man, wie wertvoll und bedeutsam für die deutschen Belange die zarten Fäden einer Frauenhand mit feinfühligem Fingerspitzen gewesen sind. Als indes alle Bemühungen des Fürstenpaares in Rom erfolglos blieben, weil die Übermacht der Gegenspieler eine durchgreifende war, kehrte das Fürstenpaar mit gebrochenen Flügeln in das traute Heim von Klein-Flottbek zurück, um von Zeit zu Zeit kleine Ausflüge nach Berlin zu unternehmen und die alten Freunde wieder aufzusuchen. Nach dem Sturze Bethmanns stand wieder die Kandidatur Bülows als Nachfolger seines Vorgängers im Vorder-

grunde des politischen Interesses. Die Fürstin war dieses Mal weniger rege und unternehmend als ihr Gatte. Sie fand an der Beschaulichkeit des Landlebens mitten im Kriege viel Gefallen und die Arena der öffentlichen Kämpfe lockte sie um so weniger, als sie selbst zusehends hinfälliger wurde und für das seelische Gleichgewicht ihres Gatten mit vollem Recht Befürchtungen hegte. Dieser Kelch der Bitternis, Nachfolger von Bethmann zu werden, ging an Bülow vorüber. So froh auch die Fürstin sein mochte, ihren Gatten nicht mehr dem Getriebe der Parteien ausgeliefert zu sehen, so beschlich sie doch zuweilen die bange Furcht vor dem bitteren Ende des Weltkrieges, und sie beklagte, daß eine solche politische Kraft wie die ihres Gatten in so entscheidenden Momenten der deutschen Geschichte nicht nur unfreiwillig brach lag, sondern mit scharf betonter Geflissentlichkeit lahmgelegt und in verletzender Form ausgeschaltet worden ist. Unter dieser grundsätzlichen Zurücksetzung ihres Gatten seitens des Hofes hat sie schwer gelitten.

Während der Zuckungen und Nachwehen der schicksalsvollen Tage vom 9. November 1918 hielt sich das Fürstenpaar im Hotel Adlon auf, um dem Schauplatz der Ereignisse nahe zu sein. Die Fürstin hatte damals schon mit der einsetzenden und sich ständig verschärfenden Schwerhörigkeit zu kämpfen. Nur wenige Freunde, an deren Sprache sie aus besserer Zeit gewöhnt war, konnten an den Spaziergängen im Tiergarten teilnehmen, weil die Fürstin ihnen die Worte von den Lippen ablesen konnte, ohne mit Gehör dabei beteiligt zu sein. Als die Unruhen der Straße auch das Hotel Adlon umbrandeten, zog sich das Fürstenpaar in das Hotel Eden zurück, wo eine Garde von Offizieren einquartiert war. Am Tage der Ermordung der Rosa Luxemburg war ich Augenzeuge der tapferen Haltung und Beherrschtheit des Fürstenpaares. Der Generalstreik hatte eingesetzt und gegen fünf Uhr war das elektrische Licht im kleinen Zimmer des Fürstenpaares plötzlich erloschen. Keine Kerze war vorhanden, aber die Fürstin wußte sich zu helfen. Beherrscht eilte sie zur Treppe, wo die wachhabenden Offiziere ein Kerzenstümpchen angezündet hatten. Triumphierend kehrte sie mit dem Rest der abgebrannten Kerze zurück, und mit gutem Humor wurde der kümmerliche Lichtstreifen begrüßt.

Inflation und Deflation gingen an dem Fürstenpaar zwar nicht ganz spurlos vorüber, aber durch den Besitz der Villa

Malta, den die italienische Regierung dem Fürstenpaar wieder zugbilligt hatte, war es der kümmerlichen Sorgen des Alltages enthoben. Die Fürstin war ohnehin der Finanzminister des Hauses, während der Fürst nur der Theoretiker blieb. Alle wirtschaftlichen und finanziellen Angelegenheiten gingen von jeher durch die Hand der Fürstin, die ausgezeichnet zu wirtschaften und zu disponieren verstand. Schon der Kauf der Villa Malta in Rom war ihr eigenes Werk, und so schaltete sie denn in den letzten Jahren als Gastgeberin ihres Palazzo, wo sie die deutschen Freunde, die nach Rom pilgerten, mit der ihr eigenen Herzlichkeit bewillkommnete und bewirtete. Bis in die letzten Monate ihres Lebens hinein blieb die Villa Malta Ziel der Deutschen, die das Gefühl einer heimatlichen Insel mitten in Rom zu schätzen wußten. Der Tod meinte es mit der Fürstin besser als das Leben. Schmerzlos und plötzlich huschte sie von dieser Erde hinweg in jenes Reich der Schatten, das sie nie gefürchtet hatte. Was das Leben zu bieten hatte, war der Fürstin in allen Arten und Graden der Vollkommenheit zuteil geworden. Jetzt hatte es ihr nichts mehr zu spenden, und so schied sie mit derselben Grazie, die ihr ganzes Leben begleitete, hinüber in das unbekannte Land, wo sie mit einem letzten Rest von kirchlicher Gläubigkeit ihrer Mutter wieder zu begegnen gewiß war.

Wie eng die Fürstin mit ihrer Mutter verbunden war, hatte ich in jahrzehntelangem freundschaftlichem Verkehr zu beobachten reichliche Gelegenheit. Die Sommerferien pflegte ich mit Donna Laura Minghetti in den Schweizer Bergen zu verleben. Da mit zunehmendem Alter ihre Sehkraft geschwächt war, las ich ihr auf ihren Wunsch die täglichen Briefe ihrer Tochter vor, so daß ich einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben des Hauses Bülow gewann. In den zahlreichen Briefen der Fürstin Bülow an mich spiegelte sich immer wieder die Sorge um das Wohlergehen ihrer Mutter wieder. So schrieb sie mir aus Norderney am 9. September 1904:

Lieber Professor Stein,

Sie haben mir mit den tröstlichen Nachrichten von meiner Mutter eine große Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür! Ich bin oft recht in Sorge um sie, wie Sie sich denken können. Ich kann aus der Ferne so wenig helfen. Meine

Mutter schreibt mir, daß sie mit Ihnen herrliche Stunden mit Philosophie erlebt, und daß man dabei sein eigenes „Ich“ ver-
gibt, was ja eine geistige Befreiung ist. Ich bin also jetzt viel
ruhiger und Ihr freundlicher Brief hat sehr viel dazu beige-
tragen. Mein Mann reist am 15. nach Berlin und wird sich sehr
freuen, Sie dort wiederzusehen. Mit allerbesten Grüßen für Sie
und Ihre liebe Tochter, und allen guten Wünschen

aufrichtig Ihre

Marie Bülow.

Donna Laura war eine Figur aus einem Guß. Wer in ihren
Bannkreis trat, konnte sich dem Zauber ihrer Persönlichkeit
nicht entziehen. Treffend kennzeichnete eine ihrer Freundinnen
sie mit folgenden Worten: „Wir anderen Frauen sind zumeist
Gestirne, die ihr Licht von anderen Himmelskörpern erhalten,
sie hatte ihr eigenes Licht.“ Schon bei unserer ersten Be-
gegnung vor drei Jahrzehnten bemerkte sie schalkhaft, daß ihr
zweiter Gatte, der italienische Staatsmann Marco Minghetti,
ein persönlicher Freund und politischer Erbe Cavours, von
Haus aus ebenfalls Philosophieprofessor war und den Ehrgeiz
besaß, ihr die Anfangsgründe der Logik und Psychologie beizu-
bringen. Aber damals hätte sie für die Psychologie des Lebens
mehr Verständnis aufgebracht als für das Leben der Psychologie.
Ihr wissenschaftlicher Freund, Senator Blaserna in Rom, sei Pro-
fessor der Physik und habe ihr auf zahlreichen Ferienreisen die
Grundzüge der Naturwissenschaft beizubringen versucht. Jetzt
rege sich in ihr eine Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies
der Metaphysik, deren Pforten ich ihr eröffnen möchte. Ihr
Haus in Rom war Mittelpunkt erlesener Geselligkeit. So oft
ich sie in Rom aufsuchte, lud sie mir Staatsmänner, Gelehrte
und Künstler von Rang ein, damit ich mit ihrem römischen
Kreise in Fühlung käme. Bei ihr lernte ich den Herzog von Ser-
moneta, die Gräfin Lovatelli, den Ministerpräsidenten Luzzatti
kennen, der einst Privatsekretär von Minghetti gewesen war
und bis zu seinem Tode ein glühender Verehrer der Donna
Laura war und blieb. Als in Rom ein internationaler Historiker-
kongreß tagte, dem als deutsche Delegierte Adolf von Har-
nack, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, Hermann Diels und
Franz Delitzsch unter vielen anderen teilnahmen, veranstaltete
Donna Laura einen Empfang für Adolf von Harnack, dessen

„Wesen des Christentums“ gerade ins Italienische übersetzt war und ebenso das wissenschaftliche Tagesgespräch bildete, wie Delitzschs „Babel und Bibel“. Ich präsierte der Abteilung für Geschichte der Philosophie, während Harnack, der die Fremdsprachen nicht beherrscht, das Ehrenpräsidium versah. Luzzatti war damals Präsident der römischen Journalisten und bat mich, Harnack zu veranlassen, in der „Sala di Stampà“ vor der vornehmsten Gesellschaft Roms, unter Teilnahme der prominenten Mitglieder des Kongresses, einen Vortrag zu übernehmen. Harnack sagte unter der Bedingung zu, daß er sein Referat in deutscher Sprache halten könne. Da aber die meisten Römer das Deutsche nicht beherrschten, wurde vereinbart, daß drei Ansprachen gehalten werden sollten, und zwar über die Themata: Babel, Bibel, Bebel. Diese Alliteration verfolgte den Zweck, auch Delitzsch' Theorien über Babel und Bibel zur Sprache zu bringen, während man unter dem Stichwort „Bebel“ die sozialen Probleme beider Testamente zusammenfassen wollte. Das erste Referat über Babel sollte der Orientalist Professor Minocchi aus Florenz halten, das zweite Harnack über Bibel, das letzte endlich mein Freund Professor Alessandro Chiappelli, der sich eingehend mit der Lösung der sozialen Frage im Alten und Neuen Testament beschäftigt hat. Alles war glänzend vorbereitet. Als indes Luzzatti die Eröffnungsrede halten sollte, bekam er ein Briefchen von Harnack, daß er wegen Erkältung und Heiserkeit am Sprechen verhindert sei. In seiner Verlegenheit bat mich Luzzatti für Harnack einzuspringen, damit jemand aus dem Kongreß, der im Präsidium vertreten sei, die feierliche Einladung rechtfertige, zumal man nicht wegen zweier Italiener, die man immer hören könne, das gesellschaftliche Rom zu einer feierlichen Sitzung aufbieten könne. Natürlich sprang ich für Harnack ein und begann mit den Worten: Harnack ist Theologe, während ich Philosoph bin. Ich werde daher zwar in der Sprache Harnacks, der deutschen, die er sich vorbehalten hatte, aber nicht im Geiste Harnacks zur Versammlung sprechen. Donna Laura, die in der ersten Reihe saß, nickte mir dankbar zu, um mich zu ermuntern. Als aber das römische Publikum von mir forderte, ich solle in italienischer Sprache fortfahren, da ich ja meine Abteilung des Kongresses ebenfalls italienisch geleitet hätte, blieb mir nichts anderes übrig, als dem Wunsche der Hörschar zu willfahren

und meine Rede über logische und historische Kontinuität in italienischer Sprache zu vollenden. Im wesentlichen liefen meine Ausführungen darauf hinaus, daß zwischen Babel und Bibel, zwischen Hamurabbi und Moses vielleicht nur ein logischer Zusammenhang, nicht aber ein historischer konstruierbar sei. In der geschichtlichen Abfolge lasse sich ein historisches oder philosophisches System nur aus direkter zeitlicher Berührung ableiten. In der logischen Abfolge hingegen sei ein Zusammenreffen von Ideen denkbar ohne bestimmt faßbare geschichtliche Beeinflussungen. Historisch folge ein System auf das andere, logisch hingegen nur aus dem anderen. Übrigens seien Heilswahrheiten, wie sie Jesus und Moses verkündet haben, nicht deshalb wahr weil die Religionstifter sie gelehrt haben, sondern umgekehrt: sie haben sie gelehrt, weil sie wahr sind. Meine dreiviertelstündigen Ausführungen lösten einen Wiederhall aus, wie ich ihn in den zahllosen Reden an Kongressen und Veranstaltungen aller Art niemals wieder erlebt habe. Luzzatti umarmte mich vor dem ganzen Auditorium und Donna Laura strahlte mich an und war an diesem Abend nicht wenig stolz auf ihren Lehrer der Philosophie. Für mein Nervensystem war indes die Anstrengung einer improvisierten dreiviertelstündigen Rede auf Italienisch vor einer so selekten Zuhörerschaft eine schwere Belastungsprobe. Der Schlaf, sonst mein treuester Freund und Regenerator meines körperlichen und seelischen Gleichgewichts, floh mich radikal. In meiner Verzweiflung ob des ungewohnten Zustandes benutzte ich den dazwischen liegenden Sonntag, den die Kongreßler für einen Ausflug nach Frascati in Aussicht nahmen, um zum Bahnhof zu gelangen und mir ein Schlafwagenbillet, gleichgültig wohin, zu nehmen, damit das ebenmäßige Geräusch der Räder nach alter Gepflogenheit mein Nervensystem beruhige. Ich bekam einen Platz nach Turin und habe das Rezept als probat empfunden. Schief fest durch bis Turin, verlebte den Tag bei meinem Freunde Cesare Lombroso und kehrte am Montag früh frisch und erholt nach Rom zurück, um meine Arbeiten mit neuer Spannkraft wiederaufzunehmen. Als ich Donna Laura dieses absonderliche Heilmittel zum besten gab, lachte sie und riet mir, ein Patent auf dieses neue Schlafmittel anzumelden.

Ein anderes Erlebnis an diesem Kongreß entbehrt nicht eines lustigen Beigeschmacks. Während der Sitzungen des Kon-

gresses kam Geheimrat Professor Dr. Deußen aus Kiel, der berühmte Übersetzer der „Veden und Upanishaden“ und Begründer der Schopenhauergesellschaft, den ich noch aus seiner Privatdozentenzeit in Berlin kannte, auf mich zu und machte mich mit Fräulein Herz, der hochherzigen Spenderin der Mittel für die Schopenhauergesellschaft und berühmten Sammlerin, die einen Palazzo auf dem Pincio bewohnte, bekannt. Fräulein Herz, eine nahe Verwandte des Großindustriellen und Kunstmäzens Mond in London, lud sogleich den neben mir sitzenden Harnack und mich zum Frühstück ein, an welchem neben ihrem Gaste Deußen auch Siegfried Wagner teilnehmen sollte. Deußen war so gut wie erblindet, so daß die Hausfrau für ihn sorgen mußte. Als Vorspeise gab es einen unerhörten Primeur für den Monat März, nämlich frische Himbeeren. Der Diener servierte die silberne Schüssel zuerst dem Mithausherrn Deußen. Deußen nahm die ganze Schüssel auf seinen Teller und begann mit dem Suppenlöffel den Inhalt hastig zu verschlingen. Siegfried Wagner sah ihn mit scheelen Augen an, Harnack unterdrückte mühsam das Lachen. Als Deußen gemächlich löffelte und seine Verwunderung über die köstliche Frucht mit den Worten äußerte: bei uns in Kiel werden Kartoffeln in solchen Mengen gegessen! verbissen sich die Teilnehmer das Zucken der Mundmuskeln. Nach Tisch winkte mir Deußen zu, ich möchte den von ihm bewohnten Flügel des Palazzo besichtigen. In seinem Schlafzimmer, das von der Mittagssone hell erleuchtet war, ließ er die Vorhänge herunter, um mir ein technisches Wunder vorzuführen. „Alles ist dunkel, Herr Kollege, jetzt schließen Sie die Augen“, dabei drückte er auf den elektrischen Knopf und sagte: „knips, jetzt machen Sie die Augen auf.“ Natürlich war alles elektrisch beleuchtet, aber Deußen hatte in Kiel noch nichts vom elektrischen Licht erfahren. Als ich diese Begebenheit Donna Laura schilderte, sagte sie: also gibt es deutsche Professoren, die noch leben, wie sie die „Fliegenden Blätter“ schildern.

Mit Wehmut gedenke ich der schweren Stunde, als die Fürstin Bülow zu Anfang des Krieges mir aus Klein-Flottbeck schrieb, daß sie, der Kriegsgefahren ungeachtet, zum Totenbette ihrer Mutter nach Bologna eile. Ich widmete Donna Laura nach ihrem Heimgang eine eingehende Schilderung in der „Vossischen Zeitung“, wofür mir das Ehepaar Bülow dankbar

war. Als bezeichnend für Gesinnung und Stil jener großen Frau sei ein Brief wiedergegeben, der sich auf unsere philosophischen Unterhaltungen bezieht.

3. November 1902.

Wilhelmstraße 77.

Cher Docteur, Je regrette d'avoir tardé à répondre à votre bonne et intéressante lettre, d'autant plus que vous sachant dans des épreuves pénibles, j'aurais désiré vous dire un mot sympathique qui vous redonne la sérénité. Je vois que vous traversez une phase qui après tout sera bienfaisante et salutaire. En vous dégageant de soucis qui contrastent avec les mouvements de votre intelligence qui aime à se remuer dans des régions plus hautes et plus pures. Je suis persuadée que vous y réussirez. Je vous remercie du Volume sur Kant, en l'attendant j'avais entrepris la lecture de Taine sur „les origines de la France contemporaine“, je m'y suis plongée avec admiration, car c'est une œuvre magistrale comme histoire et comme philosophie, j'en suis dans l'admiration. Mais je me réserve des heures tranquilles pour entreprendre Kant avec votre aide qui m'a été déjà si secourable et qui m'a introduit dans des sphères sublimes. Je reste ici encore six semaines auprès de ma fille qui est un ange de bonté et d'amour. Le Baron Alfred est encore avec nous, et tous vous envoient leur souvenir. Vous voudrez m'écrire encore, et en attendant croyez-moi avec reconnaissance

votre dévouée

Laura Minghetti.

Aus dem Tenor dieses Schreibens ersieht man den geistigen Habitus dieser ungewöhnlichen Frau. Aus der Fülle mir zugegangener Briefe habe ich gerade diesen als besonders charakteristisch für Geistesart und Gemütsverfassung dieser Individualität größten Formats wiedergegeben. Bei meinen in französischer oder italienischer Sprache gehaltenen Vorträgen war ich nicht allein der Gebende, sondern vielfach auch der Empfangende. Das römische Wahrwort: „discendo didici“, hat sich im geistigen Umgang mit Donna Laura durchweg bewährt. Durch ihre Art der Fragestellung, die von liebevollem Verständnis und Eingehen auf die vorgetragene Materie zeugte, gab sie mir Anregungen, die sich als fruchtbar erweisen sollten.

Gewiß hat auch die Fürstin anläßlich solcher Vorträge im Reichskanzlerpalais in graziöser und charmanter Form Aufklärung und Belichtung eines besonders schwierigen Problems gefordert. Aber ihre Fragen glichen mehr denen eines reizvollen Kindes, das naiv an die Gegenstände herantritt und unter Umständen Fragen aufwirft, denen ein tieferer Sinn innewohnt. Wenn Fürst Bülow gelegentlich anwesend war und die neugierigen Fragen seiner Gattin mitanhörte, war er nicht wenig belustigt, daß sie als die Stieftochter eines Philosophieprofessors und Gattin eines philosophisch eingestellten Kanzlers so wenig Vertrautheit mit philosophischen Problemen an den Tag legte, die er in ihrer Gegenwart so oft mit seiner Schwiegermutter und mir zu behandeln liebte. Anders geartet waren die Fragen der Donna Laura. Sie war eine nachdenkliche und schöpferische Natur, der philosophische Probleme kein Zeitvertreib waren, sondern ernste Beschäftigung. Sie wollte an Stelle des verlorengegangenen Kinderglaubens in der Philosophie Ersatz suchen und besonders für das Problem der Unsterblichkeit im Goetheschen Sinne Bewährung und Erprobung seitens philosophischer Genies finden. Platon und Schopenhauer standen ihr am nächsten, während sie sich in Spinoza nur mühsam hineinfand. Mir gereichte es zu großer Genugtuung, daß ich den Bülow-Kreis philosophisch zu durchdringen vermochte. Auch Lichnowsky, der zu diesem Kreise gehörte, hatte eine stark philosophische Ader. Es gelang mir nach und nach, den Einfluß Schopenhauers auf diesen Kreis herabzumindern, um an Stelle des weinenden den lachenden Philosophen zu setzen. Mein gelebter Optimismus bewährte hier eine werbende Kraft.

Neuntes Kapitel

Fürst Lichnowsky

Eine Persönlichkeit eigenartiger Prägung war Karl Max Fürst von Lichnowsky. Als er am 28. Februar des Jahres 1928 einer schweren Angina erlegen ist, war eine bemerkenswerte Figur auf dem politischen Schachbrett dahingegangen, zugleich aber ein wertvoller Mensch, der mir eine geraume Weile besonders nahe stand. Im Hause Lichnowsky war die musische Tra-

dition wach und lebendig. Beethovens Spinett wurde auf dem Schlosse Graetz wie eine Reliquie verehrt. Regimentskamerad des Kaisers Wilhelm II., mit dem er sich duzte, war er zeit- lebens künstlerisch veranlagt und philosophisch orientiert. An der Bibliothek seiner Ahnen im Schlosse Graetz konnte man, ähnlich etwa wie bei Kreideschichten in den Felsen, die Reihenfolge der Generationen an den Büchertiteln ablesen. Eine Schicht seiner Vorfahren war auf Voltaire eingestellt und sammelte alles, was zur Freigeisterei des 18. Jahrhunderts gehörte. Ein späterer Ahne war Romantiker und sammelte mit Feuereifer die Schriften der französischen und deutschen Romantiker. Der Fürst Karl Max war bereits vom Odem der sozialen Bewegung angeweht und interessierte sich für Karl Marx und Lassalle. Als ich an einigen Regentagen seine Bibliothek auf Schloß Graetz durchmusterte, verfaßte ich zu seinem nicht geringen Gaudium an der Hand seiner Bücherei eine geistige Genealogie seiner Ahnen, die sich im wesentlichen mit den Überlieferungen deckte, die sich in seinen Aufzeichnungen vorfanden. Als seine Mutter, geborene Prinzessin Croy, mir auf einer Spazierfahrt nahelegte, ihren Sohn zu beeinflussen, daß er heirate, um nicht das Fideikommiß nach seinem Tode einer feindlichen Linie zu überantworten, die nicht einmal Lichnowsky hieß, mußte ich ihr anheingeben, mit dieser delikaten Sendung einen anderen Freund des Hauses zu betrauen: ich würde das Vertrauen des Fürsten aufs Spiel setzen, wenn ich mich in private Familien- verhältnisse mischte, ohne von der zuständigen Stelle darum ge- beten zu werden.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Fürst Lichnowsky reicht bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts zurück. Er war damals Personalreferent im Auswärtigen Amt und begleitete Fürst Bülow nach Venedig, wo eine Erneuerung des Dreibun- des festgelegt wurde. An diesem Dreibund hatte Lichnowsky zu jener Zeit schon im wesentlichen auszusetzen, daß man sich durch die allzu starke Anlehnung an die österreichische Mon- archie Fesseln auferlegt habe, die Deutschland, je länger desto mehr, drücken würden. Besonders die Beziehungen zu Rußland und England würden durch die einseitige Parteinahme für Öster- reich gefährdet. „Wir schleppen“, so führte Lichnowsky damals mir gegenüber in Venedig aus, „ein Bleigewicht an unserm Bein.“ Seiner Zuneigung zum englischen Regierungssystem,

dem er innerlich zeitlebens als einem Modell parlamentarischer Regierungsform anhing, gab er bereits damals entschiedenen Ausdruck. Als letztes Ziel seiner diplomatischen Tätigkeit mochte ihm damals schon der englische Botschafterposten vorschweben.

Als wir uns kurz nach diesem Zusammentreffen in Venedig im Hause des Fürsten Bülow trafen, und wiederholt in engstem Kreise politische Dinge erörterten, traten Lichnowskys weltpolitische Anschauungen immer deutlicher hervor, und ich bewunderte sehr oft den Freimut, mit welchem er auch seinem Chef, dem Fürsten Bülow, gegenüber abweichende Ansichten, insbesondere in bezug auf England, mit starkem Impuls und vollem Nachdruck vertrat. Lichnowsky war damals stark hypochondrisch eingestellt und neigte bei seiner geschwächten Gesundheit sehr zu pessimistischer Wertung des politischen Kurses sowohl des Kaisers als auch seines Chefs. Als Max Liebermann damals von Kaiser Wilhelm unsanft angepackt wurde, legte sich Fürst Lichnowsky in die Bresche zugunsten des großen Künstlers. Max Liebermann hatte in der „Neuen Rundschau“ einen künstlerischen Bekenntnisaufsatz veröffentlicht, und es schien mir wichtig, daß der Kaiser diesen Aufsatz zu Gesicht bekäme, damit er sein Urteil über Liebermann revidiere. Fürst Lichnowsky las auf meine Veranlassung diesen Aufsatz dem Fürstenpaar Bülow vor, und der Fürst unterbreitete die Ausführungen des Künstlers dem Kaiser, worauf eine glimpflichere Stimmung Platz griff, so daß die Opposition des Hofes gegen Liebermann dank dem diskreten Eintreten Lichnowskys abflaute. Ich führte Lichnowsky auf seinen Wunsch persönlich bei Liebermann ein, der dann später das Fürstenpaar malte und besonders das Bild der Fürstin mit großer Wärme und Hingebung schuf.

Im Januar 1912 war der Wahlkampf entbrannt, und ich bat Fürst Lichnowsky um seine Stellungnahme. Schon die ersten Worte seines Aufsatzes zeigen eine ruhige und sachliche Haltung, die einfühlendes Verständnis auch für die Sozialdemokratie bekundet. Hier einige Sätze daraus: „Die bevorstehenden Reichstagswahlen werden im allgemeinen recht pessimistisch beurteilt. Man erwartet namentlich ein mächtiges Anwachsen der Sozialdemokratie, hervorgerufen nicht so sehr durch den zunehmenden Glauben an die Lehren der Herren

Marx und Lassalle und an die Verwirklichung des utopistischen Himmels auf Erden, der nach Einführung des Zukunftsstaates uns alle aufnehmen wird, als wie als Ausdruck des Widerspruches gegen das heutige System. Ohne die alten Parteideale formell aufgegeben zu haben, zu denen sie steht, wie etwa die Kurie zum Patrimonium Petri, die Legitimisten zum Roy, die Franzosen zur Revanche oder die Juden zum Messias, hat die Sozialdemokratie sich doch im Sinne der Revisionisten so weit gemausert, um eine Annäherung an die bürgerliche Demokratie anbahnen zu können. Das Schreckgespenst des blutigen Kladde-radatsch kann nicht mehr im früheren Umfang als Waffe gegen ihre Propaganda beim unzufriedenen, aber doch ruhliebenden Kleinbürger gelten.“ — Und ferner: „Was alle Demokraten zusammenführt, ist vor allem die Abneigung gegen ein System, das der Volksvertretung nicht die Macht verschafft, die Anschauungen und namentlich die Männer der jeweiligen Mehrheit zur Herrschaft zu bringen. Mit der Einführung des Parlamentarismus steht und fällt die Frage der Versöhnung der Sozialdemokratie und nicht etwa mit der Monarchie oder der Republik. Es ist vor allem die Machtfrage, die die linksstehenden Parteien einander nähert, und es ist von ihrem Parteistandpunkt aus zu verstehen, daß sie eine patriarchalische Regierungsform bekämpfen, die sich notgedrungen auf ihre politischen Gegner, die Rechte, stützen muß, und die den politischen und gesellschaftlichen Anschauungen und Sympathien der rechtsstehenden Parteien am meisten entspricht. Nur nach Einführung des parlamentarischen Systems ist der Übergang zum reinen Mehrheitsprinzip mit allen seinen Folgerungen denkbar, zur Herrschaft eines neuen politischen und sozialen Wertmessers. Wenn heute der von der Volksvertretung unabhängige Beamte und Soldat und diejenigen Gesellschaftskreise, aus denen kraft Bildung, Besitz und geschichtlich-politischer Überlieferung die meisten Vertreter der gegenwärtigen Organisation hervorgehen, eine führende Stellung im Staate einnehmen, so würden an ihre Stelle alsbald Schichten treten, deren Führer vermöge ihres Einflusses auf die Massen durch Schrift und Wort emporkommen und sich volkstümlichen Schlagworten dienstbar gemacht haben. An Stelle der heutigen hierarchischen Machtorganisation mit konservativer Färbung und erblich unveränderlicher Autoritätsquelle träte eine unpersönliche, von

Zufälligkeiten wie von der öffentlichen Meinung unabhängige Autorität, deren demokratischer Ursprung die weitgehendste Rücksichtnahme auf die Volksgunst nach sich ziehen würde. Auf diesem Boden begegnen sich die linksstehenden Parteien, und der Wunsch nach Einführung des reinen Parlamentarismus, d. h. nach einer Umgestaltung der Autoritätsquelle, nach Umwertung der bestehenden Autoritätswerte und ihrer Wirkungen führt sie zusammen.“

Man ersieht aus diesen Ausführungen, daß die liberalisierende Tendenz Lichnowskys sich immer schärfer ausprägte, so daß es nicht wundernehmen darf, daß er auf unseren zahlreichen Spaziergängen auf seinem Schlosse Graetz, wo ich Jahre hindurch im Herbst als Gast weilte, außenpolitische Ideen über England entwickelte, die ihn zum Botschafter in London prädestinierten. Als ich im Frühjahr 1912, mit Wissen und Willen des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg, nach England fuhr, um dort jene Kampagne einer deutsch-englischen Verständigung in meiner Monatsschrift „Nord und Süd“ anzubahnen, war Fürst Lichnowsky der erste, an den ich herantrat, um ihm das Wort zu geben, damit er auf den Offenen Brief Lord Balfours an mich im Juniheft 1912 die autoritative Antwort erteile. Das Juliheft brachte dann folgende Äußerungen Lichnowskys: „Ich habe eingangs erwähnt, daß, da Verhältnisse stärker sind als einzelne Menschen, ich nicht glaubte, daß Gegensätze und Strömungen, die auf Machtverteilungen und Entwicklungsrichtungen beruhen, sich vollkommen überwinden oder beseitigen lassen. Im Wesen politischer wie sozialer Probleme liegt auch ihre Unlösbarkeit, ihre psychologische Struktur läßt eine Radikalkur gewöhnlich nicht zu, ermöglicht es aber durch richtige Erkenntnis der widerstreitenden Kräfte und Interessen, zu einem Kompromiß zu gelangen, bei dem der menschliche Fortschritt zu seinem Rechte kommt und die Beteiligten keinen Schaden leiden. So kann auch der Wettbewerb zwischen Briten und Deutschen der gesamten Kulturwelt zugute kommen, falls er die Bahnen friedlicher Arbeit und gemäßigter Rüstungen nicht verläßt, indem der Brite als Champion of the World Gelegenheit findet, sich mit einem beachtenswerten Partner im Frieden zu messen und volkswirtschaftlichen Gefahren dadurch entgegenzuwirken, die für jedes Volk entstehen aus Macht, großer Wohlhabenheit und damit verbundener materialistisch-sybaritischer

Lebensauffassung. Im übrigen sollte man sich in England sagen, daß, da nun einmal britische Sitten, Mode, Sports und Spiele die Welt erobert haben und von uns wie von anderen nachgeahmt werden, kein Grund vorliegt, weshalb das englische Vorbild nicht auch hinsichtlich unserer Flotte gelten sollte. Weshalb sollen wir bloß Lawn-tennis und Polo, Rennen und Regatten von unseren englischen Freunden lernen und nicht auch die Liebe zur Flotte? Ich sehe keine Ursache für eine solche Einschränkung unserer weitverbreiteten Anglomanie!“

Auf diesen Aufsatz bezieht sich nachfolgender Brief des Fürsten:

Kuchelma, Oberschlesien.

9. Juni 1912.

Lieber Herr Professor!

Meinen Aufsatz haben Sie wohl erhalten? Ich habe noch einiges hinzugefügt. Hoffentlich findet er auch in der letzten Fassung Ihre Zustimmung. Delbrück habe ich aber nicht erwähnt, es würde nicht hineinpassen, auch ist seine Art so ganz anders als die meine. Ich bin sehr gespannt auf den Eindruck, den meine Antwort machen wird, vielleicht senden Sie mir wieder einige Presseäußerungen.

Mit vielen Grüßen

Lichnowsky.

Damals war noch Graf Wolff-Metternich deutscher Botschafter in London, trug sich aber ernstlich mit Rücktrittsgedanken. Als mich maßgebende Männer der englischen Regierung, die an „Nord und Süd“ mitgearbeitet hatten, nach einem passenden Nachfolger des Grafen Wolff-Metternich fragten, nannte ich als mögliche Kandidatur den Fürsten Lichnowsky, dessen Name zu jener Zeit im Foreign Office völlig unbekannt war. Ich deutete nur an, daß man aus der Antwort, die der Fürst auf den Offenen Brief Balfours in „Nord und Süd“ erteilen werde, seine Stellung zum britischen Weltreich kennenzulernen Gelegenheit finden werde. Fürst Lichnowsky war damals mit seiner jungen Frau auf einer Reise nach Ägypten begriffen; da ich aber kurz zuvor als Gast der Neuvermählten in Graetz geweilt hatte, war er von mir darauf aufmerksam gemacht worden, daß er sich parat halten müsse, rechtzeitig die Antwort auf Balfours Ausführungen zu geben, und daher mit Beschleunigung nach

Europa zurückkehren müsse. Der bekannte Historiker Friedrich Thimme schreibt in seiner scharfen Kritik von Lichnowskys Erinnerungen in der „Kölnischen Zeitung“ vom 11. Dezember 1927:

„In seinem Aufsatz ‚Deutsch-englische Mißverständnisse‘ im Juliheft 1912 der Zeitschrift ‚Nord und Süd‘, den er freilich wohlweislich nicht in die Sammlung seiner Aufsätze eingereiht hat, hat er sich recht deutlich darüber ausgesprochen. Hier weiß er noch gar nichts von dem friedlichen Sinne der englischen Staatsmänner, auf die er heute so inbrünstig schwört. Hier warnt er unter ausdrücklichem Hinweis auf den drohenden und beunruhigenden Charakter der englischen Flottenrüstungen vor einer Einschränkung der deutschen. Hier weist er die englische Zumutung, daß Deutschland auf eine Erweiterung seiner Seemacht verzichten solle, mit den klassischen Worten zurück: ‚Eunuchen haben bekanntlich Zutritt zum Harem, das Mittel ist zwar einfach, aber nicht schmerzlos. Wir wollen weder in einen Harem, noch auch uns entmannen.‘ Nebenbei bemerkt, dieser Satz, dem sich noch andere gleich klassische anreihen, hat in seiner Tendenz damals Kaiser Wilhelm II. so sehr gefallen, daß er den Fürsten daraufhin, jawohl, nur daraufhin, zum Botschafter in London ernannt und ihm so nach einem eigenen Ausdruck des Fürsten zu dem ‚markantesten Ereignis seiner dienstlichen Vergangenheit‘ verholfen hat!“

An dieser Darstellung Timmes ist folgendes richtig: Ich hatte dem Fürsten Lichnowsky den Rat gegeben, seine Antwort auf den Offenen Brief Balfours erst dem Kaiser und Bethmann-Hollweg vorzulegen, damit man in diesem Aufsatz Lichnowskys eine Art von inoffizieller, halbamtlicher Kundgebung erblicken könne. Tatsächlich hat der Kaiser das Juliheft von „Nord und Süd“ nicht nur aufmerksam gelesen, sondern es auch mit Randglossen versehen. Als nämlich Botschafter Marschall kurz nach seinem Amtsantritt in London plötzlich starb und die Frage des deutschen Botschafters in London wieder akut wurde, nahm sich der Kaiser, wie aus einem ausführlichen Briefe des Fürsten Max Lichnowsky hervorgeht, der mich — unmittelbar vor seiner Ernennung zum Botschafter — in Rom erreichte, wo ich den Internationalen Soziologen-Kongreß zu leiten hatte, das Heft von „Nord und Süd“ mit seinen Randglossen wieder vor, ließ sich Lichnowsky kommen und teilte ihm in seiner impulsiven

Art mit, daß er beschlossen habe, ihm den Botschafterposten anzutragen. Lichnowsky bat mich in diesem Briefe, sofort nach Berlin zu kommen, um hier die weiteren Schritte mit ihm durchzusprechen. Ich verließ sogleich den Kongreß und traf am selben Tage wie Lichnowsky in Berlin ein. Dort entwickelte er mir beim Essen unter vier Augen in meinem Hause am gleichen Abend noch sein Programm für London. Am andern Tage rief er mich an und bat mich um sofortigen Besuch im Hotel Esplanade, weil etwas Schwerwiegendes vorgefallen sei. Der damalige Staatssekretär von Jagow, der weder vom Kaiser noch von Bethmann-Hollweg befragt worden, nahm es Lichnowsky außerordentlich übel, daß die Fäden hinter seinem Rücken gesponnen worden waren, so daß er die Umgehung der zuständigen Instanz als persönliche Kränkung empfand. Lichnowsky war darüber so verzweifelt, daß er im letzten Augenblick auf den Botschafterposten verzichtete und auf sein Schloß zurückkehren wollte. Es gelang mir, nach Rücksprache mit einer zuständigen, mir nahe befreundeten Persönlichkeit, Lichnowsky von diesem Vorhaben abzubringen und ihn zu bewegen, sich nachträglich die Zustimmung Jagows zu erwirken, damit jeder politische Skandal vermieden werde. Wie ich übrigens aus zuverlässiger Quelle erfahre, war auch von Bethmann-Hollweg nicht vom Kaiser befragt worden, sondern er erhielt in Hohenfinow ein Telegramm, worin der Kaiser ihn vor die vollendete Tatsache stellte; es blieb ihm somit nichts anderes übrig, als sich *bon gré mal gré* mit der Ernennung Lichnowskys zum englischen Botschafter abzufinden. Rückgängig war die Sache schon aus dem Grunde nicht zu machen, weil am Tage der Ernennung Lichnowskys, noch vor der amtlichen Bekanntgabe, sämtliche Londoner Morgenblätter, einschließlich der „Times“, den Offenen Brief Lichnowskys aus dem Juliheft von „Nord und Süd“ publizierten, um daraus die Stellungnahme des Fürsten gegenüber England ihren Lesern deutlich vor Augen zu führen. — Am gleichen Abend gab Lichnowsky im Esplanade im engsten Kreise ein Abendessen, an welchem auch der Bruder des Reichskanzlers von Bülow, der unmittelbar nach Beginn des Weltkrieges gefallene General von Bülow, teilnahm. Bei diesem Anlaß interpretierte Lichnowsky allerdings den Artikel in „Nord und Süd“ in derselben Weise, wie es jetzt sein Kritiker Thimme in der „Kölnischen Zeitung“ getan hat.

Ich habe Lichnowsky während seiner Botschaftertätigkeit in England nicht gesehen. Die Dinge nahmen offenkundig einen Verlauf, der in den ersten Monaten alles hoffen und nichts befürchten ließ. Die Berichte von und über Lichnowsky lauteten außerordentlich zufriedenstellend; die Botschafterin, Frau Mechthild Lichnowsky, geborene Gräfin Arco, verstand es, die deutsche Botschaft wieder zu einem geselligen Mittelpunkt zu gestalten. Es schien sich das erfüllt zu haben, was mir ein namhaftes Mitglied des englischen Kabinetts sagte, als er von dem Botschafterwechsel sprach: daß es für die deutsche Botschaft kein besonderer Glücksfall war, daß die vorangegangenen ausgezeichneten Botschafter, Fürst Hatzfeld und Graf Wolff-Metternich, keine Hausfrau besaßen (Hatzfeld war verwitwet und Metternich Junggeselle).

Kurz vor seiner Abreise nach England hatte mich Fürst Lichnowsky gebeten, ihn mit dem sozialdemokratischen Revisionisten Eduard Bernstein zusammenzubringen, da er Bernsteins Kenntnisse englischer Wesensart, insbesondere die Struktur der Labour-Party, kennenzulernen wünschte. Eduard Bernstein schreibt darüber im „Berliner Tageblatt“ vom 18. Juli 1918 folgendes: „Deutsche Zeitungen haben einen Brief des Fürsten Lichnowsky, den das ‚Neue Wiener Journal‘ in seiner Nummer vom 11. Juli veröffentlicht hat, mit Randbemerkungen begleitet, die es mir zum Gebote machen, in dieser Sache das Wort zu nehmen.

Vorerst einige Bemerkungen darüber, wieso der Fürst überhaupt dazu gekommen ist, an mich zu schreiben. Wir waren einander im Herbst 1912 zu Berlin im Hause eines Gelehrten begegnet, der den akademischen Lehrstuhl mit dem Redaktionsstuhl vertauscht hatte und einer in Verfall geratenen Zeitschrift neues Leben einhauchte. Da der Fürst im Begriff stand, den ihm übertragenen Posten als deutscher Botschafter in London anzutreten, wandte sich unser Gespräch bald englischen Zuständen zu. Es interessierte ihn offenbar, die Ansichten eines Politikers über sie kennenzulernen, der zwölf Jahre in England gelebt hatte und als ein objektiv prüfender Beobachter galt. Zudem war ich als einer der theoretischen Begründer und literarischen Verfechter des sozialistischen Revisionismus bekannt und wurde daraufhin auch von Leuten, die dem politischen Parteileben näher standen als der Fürst, als ein Sozialist

eingeschätzt, mit dem sich reden ließ. Ein Teil unserer Unterhaltung betraf begreiflicherweise Fragen der auswärtigen Politik und der Art ihrer Führung im Mutterlande des parlamentarischen Regierungssystems.“

Daß das obengenannte Haus das meinige war, brauche ich kaum hinzuzufügen. Eduard Bernstein, der noch zuletzt die Revisionsbogen der 4. Auflage meines Buches „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ (1923) kritisch überprüfte, wofür ich ihm im Vorwort meinen Dank aussprach, war mir seit meiner Züricher Zeit (1886–1890) befreundet, und es war mir vergönnt, den Fürsten Bülow zu bewegen, vom Kaiser die Genehmigung zur Rückkehr Eduard Bernsteins zu erwirken. Es lag daher nahe, daß Fürst Lichnowsky sich zum Behufe der Fühlungnahme mit Bernstein an mich wandte.

In den schwülen Julitagen 1914, unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges, sagte mir Graf Botho Wedel, der als Freund Lichnowskys wiederholt mit mir zusammen dessen Gast auf Graetz gewesen war, daß die Berichte Lichnowskys dahin gingen, England werde im Falle der Kriegserklärung gegen Frankreich nicht neutral bleiben. Ich maß dieser Mitteilung des Grafen Wedel eine solche Bedeutung bei, daß ich den Weltkrieg unter Teilnahme Englands auf gegnerischer Seite für unvermeidlich hielt und sogleich meine nächsten politischen Freunde davon in Kenntnis setzte. Meine Freunde waren erschüttert und fragten mich, ob ich dem Lichnowskyschen Bericht nicht zuviel Bedeutung beilege. Ich antwortete, daß die persönliche Gegnerschaft zwischen Lichnowsky und dem Staatssekretär von Jagow mich befürchten lasse, Lichnowskys Warnung werde nicht gehört werden, so daß das Schicksal seinen unentrinnbaren Lauf nehmen würde. Als dann der Weltkrieg unmittelbar darauf ausbrach, holte ich Lichnowsky von der Bahn ab und fand zu meinem Schrecken einen gebrochenen Greis vor mir. Er hatte alle Haltung und alle Fassung verloren und machte einen gottesjämmerlichen Eindruck. Ich muß hier meiner persönlichen Überzeugung Ausdruck geben, daß es das Schicksal des deutschen Volkes, und nicht sein eigenes war, das diesen Mann zu Boden streckte. Versuche, in seiner Uniform im Hauptquartier zu erscheinen, schlugen fehl. Sie hatten den entgegengesetzten Effekt, den er sich davon versprechen mochte. Der Kaiser und seine Umgebung behandelten ihn ge-

ringschätzig und abweisend. Lichnowsky war solchen Kränkungen nicht mehr gewachsen und zog sich völlig aus dem öffentlichen Leben zurück. Er kaufte das für einen Fürsten bescheidene Heim in der Buchenstraße, das er mit künstlerischem Geschick, unterstützt von seiner genial veranlagten Gattin, auszustatten wußte. Engere Freunde, wie der spätere Außenminister Rosen und, in unverminderter Treue, Fürst Bülow und Gattin bildeten den kleinen Kreis, der sich um den einsam gewordenen Mann scharte.

Eines Tages bat mich Lichnowsky zu einer vertraulichen Aussprache in sein Heim. Er legte mir die im Spätherbst 1914 verfaßte Denkschrift über die Entstehung des Krieges vor und bat um mein Urteil. Ich erwiderte dem Fürsten, daß ich dazu bereit sei. Wenn er die Erlaubnis dazu gebe, würde ich diese Denkschrift mit meinem Freunde Georg Bernhard zusammen durchlesen; wir würden ihm dann einen gemeinsamen Rat erteilen. Georg Bernhard war so entsetzt, daß er mir nahelegte, die Denkschrift auch nicht eine Nacht in meinem Hause aufzubewahren, sondern sie dem Fürsten sogleich zurückzustellen und ihm unseren gemeinsamen Rat zu geben, sie unverzüglich zu verbrennen, weil es mitten im Kriege untunlich sei, derartiges auch nur in seinem Hause aufzubewahren. Als ich Lichnowsky die Denkschrift zurückgab und ihm nahelegte, sie zu verbrennen, war er sehr ungehalten, denn er glaubte unbedingt an die subjektive Wahrheit seiner Ausführungen. Nach dem Kriege erst werde man einsehen, wie sehr er im Recht sei. Ich riet ihm, das Manuskript in einen Safe zu legen und einer dritten, neutralen Persönlichkeit den Schlüssel zu diesem Safe zu geben, damit nach seinem Tode das Manuskript hervorgeholt werden könne. Davon wollte er nichts wissen, er wurde vielmehr ziemlich unwirsch, daß wir uns so ablehnend verhielten, und vertraute sich, wie Theodor Wolff in seinem Nachruf im „Berliner Tageblatt“ vom 28. Februar 1928 ausführt, auch diesem an. Theodor Wolff verhielt sich ebenso abweisend wie wir. Leider ließ dem Fürsten das Manuskript keine Ruhe; er gab es auch Geheimrat Witting, dem Bruder Maximilian Hardens, zur Durchsicht, und von diesem bekam es der Hauptmann von Beerfelde, der es in gutgemeinter, aber übel angebrachter Ideologie, ohne den Verfasser zu fragen, in hundert Exemplaren verbreitete und versandte. Theodor Wolff suchte zurückzuhalten, aber

es war zu spät. Von Beerfelde kam ins Gefängnis. Die Freunde Lichnowskys suchten ihn frei zu bekommen, was auch gelang.

Lichnowskys Feinde ruhten nicht. Sie hetzten im Hauptquartier gegen ihn, insbesondere stifteten sie den Kaiser, dessen Regimentskamerad er war und der ihn geduzt hatte, dermaßen gegen Lichnowsky auf, daß man ihn am liebsten unschädlich gemacht, jedenfalls aber gern in seiner Ehre getroffen hätte, indem man seine zwangsweise Entfernung aus dem Herrenhause betrieb. Das war die bitterste Ungerechtigkeit, denn Lichnowsky tat von sich aus alles, um die Verbreitung seiner Denkschrift zu verhindern. Eduard Bernstein hat zwei Briefe von ihm veröffentlicht, in denen Lichnowsky zum Ausdruck brachte, daß jede weitere Verbreitung seiner Denkschrift im Interesse des Landes zu verhindern sei. Er schrieb am 30. August 1917: „Sie hatten mir auf meine Bitte zugesichert, bei Ihren Parteigenossen dahin zu wirken, daß ein Mißbrauch meiner Denkschrift von dieser Seite unterbleibt. Nun höre ich, daß ein Mitglied Ihrer Partei beabsichtigt, die genannte Aufzeichnung in Tausenden von Exemplaren über das ganze Land zu verbreiten. Ein derartiger Schritt wäre im höchsten Grade bedauerlich. Er würde nicht nur mich in meiner Eigenschaft als Beamter ernststen Schwierigkeiten aussetzen, sondern auch im gegenwärtigen Augenblick eine schwere Schädigung vaterländischer Interessen bedeuten. Für die Abrechnung über die Kriegsursachen ist es noch Zeit nach Beendigung des Krieges. Vorläufig handelt es sich doch lediglich darum, mit Anstand herauszukommen, und da hilft es uns nichts, selbst wenn die Schuld Bethmann-Hollwegs und seiner Berater einwandfrei festgestellt wird. Ich wäre Ihnen daher zu besonderem Danke verpflichtet, wenn Sie einen derartigen unüberlegten Schritt eines Ihrer Parteifreunde und jede weitere Erwähnung der Denkschrift von dieser Seite verhindern wollten.“

Was Eduard Bernstein als Kommentar zu diesem Briefe veröffentlichte, kann ich unterschreiben. Auch mir gegenüber vertrat Fürst Lichnowsky nach wie vor die Ansicht, daß mit seinem Namen Unfug getrieben worden sei. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich seine Unvorsichtigkeit mißbilligte, aber keinen Augenblick gezögert habe, in vollem Einvernehmen mit seinen Freunden Fürst Bülow, dem verstorbenen Botschafter Freiherrn Ferdinand von Stumm, dem alten Fürsten Henckel-

Donnersmarck, Fürst Hatzfeldt, Herzog von Ratibor und der sogenannten „linken Oberbürgermeisterpartei“ im Herrenhaus dahin zu wirken, daß diese Ausstoßung aus dem Herrenhause unterbleibe. Eine Besprechung mit dem damaligen Außenminister von Kühlmann zugunsten Lichnowskys, seines ehemaligen Chefs in London, führte zu dem Ergebnis, daß das Auswärtige Amt, insbesondere Staatssekretär von Kühlmann selbst, jeden annehmbaren Weg gehen wollten, um das Äußerste von Lichnowsky fernzuhalten. Leider scheiterte der gefundene Ausweg an dem Starrsinn Lichnowskys selbst, der sich zu keinerlei Konzession bereiftinden ließ, sondern auf sein gutes Recht pochte. Als aber der Prozeß gegen Lichnowsky ernste Formen annahm — im Juni 1918 —, kam der Anwalt Lichnowskys, Grünspach, zu mir nach Waren, wo ich zum Sommeraufenthalt weilte, mit der Bitte, beim damaligen Außenminister von Hintze vorstellig zu werden, damit das Äußerste verhindert werde. Ich reiste sogleich nach Berlin, hatte zwei Rücksprachen mit von Hintze, und muß zu dessen Ehren bekunden, daß er wohlwollendes Verständnis für Lichnowsky aufbrachte und nachdrücklich versprach, beim Kaiser vorstellig zu werden, um die Ausstoßung Lichnowskys zu verhindern. Es wurden seither keine weiteren Schritte gegen Lichnowsky unternommen. Der Weltkrieg neigte sich seinem Ende zu, und man hatte Wichtigeres zu tun, als sich mit politischen Bagatellen zu befassen.

Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches glaubte Lichnowsky wieder eine politische Rolle spielen zu können. Er hielt sich für den „roten Prinzen“, auf den man zurückgreifen werde, sobald die Glocke der Weltgeschichte künden würde, daß seine Stunde gekommen sei. Lichnowsky lebte in einer Welt von Illusionen, die von den Realitäten des Lebens weit entfernt war. Weder Sozialdemokraten noch Demokraten fanden es mehr für nötig, ihn als Staatsmann heranzuziehen. Das kränkte ihn tief. Er wurde immer einsamer, verhärmteter, zurückgezogener und verbitterter, so daß seine besten Freunde, die durch dick und dünn mit ihm gegangen waren, sich stillschweigend von ihm zurückzogen. Da und dort tauchte er in den letzten Monaten in Gesellschaften auf; aber sein Spiel war ausgespielt, er hatte den großen Einsatz im Spiel des Lebens vertan.

Seine letzten Publikationen: „Meine Londoner Mission 1912 bis 1914“, „England vor dem Kriege“, „Wahn nicht Wille“ und die Dokumentensammlung „Auf dem Wege zum Abgrund“ haben nicht dazu beigetragen, seine diplomatische Rehabilitation in der öffentlichen Meinung zu bewirken. Er hat durch diese Veröffentlichungen seine Gegner aufs neue in die Arena gerufen und dabei den Kürzeren gezogen. An seinem lauterem Willen ist nicht zu zweifeln. Seine Haltung war nahe verwandt dem Helden in jenem Hauptmannschen Roman, der in den Wolken lebt und auf der Erde strauchelt. Lichnowsky war sein Leben lang eine tragische Figur. Bei aller Begabung und Gesinnungsnoblesse hat er es doch nicht verstanden, seinem Leben und seinem Berufe das Tiefste und Letzte abzugewinnen. Lichnowsky hätte unvergleichlich mehr sein können, wenn er weniger hätte sein wollen.

Zehntes Kapitel

Interparlamentarische Union und Friedensbüro in Bern

Die Interparlamentarische Union verdankt ihre Entstehung dem französischen Pazifisten Senator Frédéric Passy und dem englischen Parlamentsmitglied Randolph Cremer. Die ersten Zusammenkünfte der Interparlamentarischen Union fanden in London, in Rom, im Haag und in Brüssel statt. Der belgische Staatsmann Descamps hatte schon an der Tagung in Brüssel den Entwurf eines internationalen Schiedsgerichtsvertrages durchgesetzt, der später als Grundlage für die beiden Haager Schiedsgerichtskonferenzen gedient hat. An der Brüsseler Konferenz hat der ungarische Staatsmann Graf Albert Apponyi im Auftrage seiner Regierung teilgenommen und die fünfte Tagung nach Budapest offiziell eingeladen. Von Anfang an war Generalsekretär der Interparlamentarischen Union das schweizerische Mitglied, Nationalrat Dr. Albert Gobat, bernischer Erziehungsdirektor (Kultusminister). Nach der Tagung der Interparlamentarischen Union in Berlin im Jahre 1908 trat Gobat das Generalsekretariat dem Sekretär der Nobelstiftung Dr. Christian Lange ab, der

noch heute die Interparlamentarische Union als Generalsekretär vertritt und beim Völkerbund sein ständiges Büro unterhält.

Die Interparlamentarische Union hatte schon in der Vorkriegszeit einen halbamtlichen Charakter. Sie wurde von verschiedenen Regierungen unterstützt und dehnte ihren Umkreis nach und nach auf mehr als 1000 Parlamentarier aus. An der Berliner Tagung vom Jahre 1908 nahmen meiner Erinnerung nach nicht weniger als 1100 Parlamentarier aller Länder teil, darunter etwa 100 deutsche Abgeordnete unter Führung des Prinzen Heinrich von Schönau-Carolath und des Landtagsabgeordneten Professor Eickhoff aus Remscheid. Diese Berliner Tagung hat eine kleine Vorgeschichte, die als charakteristischer Beitrag zur damaligen Zeitgeschichte an dieser Stelle zum erstenmal erzählt werden soll.

Seit den beiden Haager Konferenzen, an denen zuletzt Botschafter von Marschall das Deutsche Reich, die Senatoren Léon Bourgeois und d'Estournelles de Constant Frankreich vertraten, war von parlamentarischer Seite der Gedanke aufgetaucht, daß eine Einladung der Interparlamentarischen Union nach Berlin die politische Krönung dieser Institution bedeuten würde. Als an der zweiten Haager Konferenz die Vertreter des Deutschen Reiches mit ihrem Sachverständigen, Prof. Zorn aus Bonn, und den beiden französischen Senatoren Bourgeois und de Constant in starke Meinungsverschiedenheiten gerieten, befand ich mich zu Besuch des Fürstenpaares von Bülow in Norderney. Da d'Estournelles de Constant, der französische Vertreter, auch dem „Bureau International de la Paix“ in Bern angehörte, dessen permanente bernische Mitglieder der Generalsekretär der Parlamentarischen Union Dr. Gobat und ich waren, lag es nahe, diese persönlichen Beziehungen zu einer Schlichtung der Gegensätze oder Angleichung der Auffassungen zwischen den Hauptträgern der II. Haager Schiedsgerichtskonferenz, Deutschland und Frankreich, zu versuchen. Ich begab mich noch in derselben Nacht, als in Norderney die Depeschen Marschalls aus dem Haag eintrafen, nach dem Haag, und es gelang mir im Laufe eines Vormittags, mit den beiden französischen Delegierten und von Marschall, dem damaligen Botschafter in Konstantinopel, eine Formel zu finden, die zwar zu keiner Lösung führte, jedoch eine Brücke zwischen beiden Auffassungen herzustellen vermochte. Bei diesem An-

laß möchte ich feststellen, daß der Fürst Bülow es mit der II. Haager Konferenz aufrichtig gemeint hat und nicht etwa, wie man ihm von gegnerischer Seite vorwirft, diese Konferenz bewußt sabotiert hat. Aus diesem Vermittlungsversuch erwuchs später die Anregung zur Einladung der deutschen Regierung an die Interparlamentarische Union, die im Jahre 1908 zum erstenmal in Berlin tagte.

Die Vorgeschichte dieser Einladung entbehrt nicht eines pikanten historischen Reizes, da sie ein Schlaglicht auf die Geheimdiplomatie der Vorkriegszeit wirft. Dr. Albert Gobat, der Generalsekretär der Union, hatte nämlich sein Büro im selben Hause wie unser Bureau International de la Paix, am Kanonenweg in Bern. Beide Institutionen hatten durch die Personalunion mit Gobat enge Fühlung miteinander. Auch das Berner Friedensbüro, dessen österreichische Vertreter, Baronin von Suttner und Dr. Fried, Träger des Nobelfriedenspreises waren, erhielt von mehreren Regierungen jährliche Subventionen, darunter auch von der Schweiz, und wurde als offizielles Organ der Friedensbewegung anerkannt.

Dieses Berner Friedensbüro hielt jedes Jahr in den Hauptstädten der Welt Friedenstagungen ab, ähnlich wie die I. U. Nur galt es als stille Vereinbarung, daß die beiden Weltkongresse niemals im gleichen Jahre in derselben Stadt tagen sollten, sondern hintereinander. 1907 tagte nun die Interparlamentarische Union in London, wurde von König Eduard feierlich empfangen, und der damalige liberale Ministerpräsident Campbell Bannermann gab zu Ehren der Parlamentarischen Union ein großes Bankett. Als Dr. Gobat aus London zurückkehrte und mir den großen Erfolg der Parlamentarischen Union schilderte, legte er mir den Gedanken nahe, durch Vermittlung des deutschen Gesandten in Bern, Baron Alfred von Bülow, des Bruders des Reichskanzlers, eine Einladung der deutschen Regierung an die Interparlamentarische Union nach Berlin zu erwirken. Ich machte Dr. Gobat, der Welschschweizer war, den Vorschlag, zuerst nach Paris zu reisen und durch unsere Freunde Frédéric Passy, Léon Bourgeois und d'Estournelles de Constant Unterschriften französischer Parlamentarier zu sammeln, die sich bereit erklärten, den Berliner Weltkongreß der Union zu besuchen, falls eine offizielle Einladung der deutschen Regierung erginge. Berlin galt nämlich als der Haupt-

widerstand gegen die Idee der Interparlamentarischen Union. Wäre dieser Widerstand gebrochen, so gäbe es kein Hemmnis für die Weiterentwicklung der Union.

Die Psychologie des Kaisers den Franzosen gegenüber war mir nicht unbekannt. Hatte doch der Kaiser auf der Jacht des Fürsten von Monaco, der selbst Pazifist war, auf Anregung des Berner Büros auf der Rückseite eines Menüs ein Emblem für die Pazifisten entworfen, das noch im Berner Büro als Andenken aufbewahrt wird. Der Adjutant des Fürsten, der französische Kapitän Gaston Moch, der an der Pazifistenversammlung in Berlin im vorletzten Jahre teilgenommen hat, hatte damals als Mitglied unseres Berner Büros dem Kaiser den Wunsch unseres Büros unterbreitet. Der Kaiser entwarf impulsiv ein Emblem mit der Inschrift „Pax“. Der Kaiser legte großen Wert auf ein besseres Verhältnis zu Frankreich. Wenn man ihm klarmachte, daß auf eine deutsche Einladung französische Parlamentarier in großer Anzahl nach Berlin kämen, so würde er, wie ich vermutete, einer solchen Einladung seine Zustimmung nicht versagen. Dr. Gobat kam mit Unterschriften von 220 Parlamentariern zurück. Wir legten die Listen dem deutschen Gesandten Alfred von Bülow vor, worauf eine Einladung des Reichskanzlers von Bülow erfolgte, bei welchem Anlaß Dr. Gobat die französischen Unterschriften zeigte, und tags darauf hatte Bülow beim Kaiser die Einladung an die Internationale Union nach Berlin durchgesetzt.

Als ich mich im Jahre 1908 anschickte, die Adresse des Berner Büros an König Eduard zu überbringen und das Berner Büro an unserem Weltkongreß in London 1908 zu vertreten, erhielt ich unmittelbar vor meiner Abreise einen Brief des mir befreundeten ungarischen Staatsmannes Grafen Albert Apponyi, der Präsident der ungarischen Abteilung der Interparlamentarischen Union war. In diesem Briefe setzte Graf Apponyi in beweglichen Worten auseinander, daß die Interparlamentarische Union mit ihrer Tagung in Berlin zu einem Echee vor der ganzen Welt verurteilt sei, weil weder der Kaiser, noch der Kronprinz, noch endlich der Reichskanzler von Bülow selbst ihr Erscheinen zugesagt oder auch nur eine offizielle Einladung hätten ergehen lassen, was doch angesichts des feierlichen Empfanges im Vorjahre in London einer Bruskierung gleichkäme. Mit gleicher Post erhielt ich aus London die Einladung

zur Überreichung der Adresse an König Eduard persönlich, und als Mitglied des Berner Büros zu einem Bankett der Regierung, ganz ähnlich wie es im Vorjahr mit der Interparlamentarischen Union in London gehalten wurde. Nach Verständigung mit dem deutschen Gesandten Alfred von Bülow schickte ich den Brief Apponyis sogleich an den Reichskanzler, dem ich anheimgab, mir nach London zu depeschieren, was zu geschehen habe, um Mißstimmungen und Ärgernisse aus dem Wege zu räumen. Bei meiner Ankunft in London fand ich bereits Eilbriefe und Depeschen des Fürsten vor, in welchen der Reichskanzler mich ermächtigte, dem englischen Führer der Interparlamentarischen Union, Lord Weardale (früher Philip Stanhope), auseinanderzusetzen, daß weder Unachtsamkeit noch böser Wille vorhanden sei, sondern ein fatales zeitliches Zusammentreffen der Tagung der Parlamentarischen Union mit der Zusammenkunft des Kaiser Wilhelm und des russischen Zaren in den Schären, der er als Reichskanzler beiwohnen müsse. Sollte sich aber die Interparlamentarische Union damit einverstanden erklären, daß die Weltkonferenz um eine Woche verschoben würde, dann werde der Reichskanzler nicht bloß persönlich den Kongreß im Reichstag eröffnen, sondern auch im Reichskanzlerpalais zu Ehren der I. U. und der gleichzeitig tagenden Internationalen Pressekonferenz ein Gartenfest geben. Mit diesen Dokumenten begab ich mich sogleich zu Lord Weardale und legte ihm elf Depeschenformulare vor, die am selben Tage noch mit Rückantwort an die elf führenden Mitglieder der I. U. abgehen sollten, ob sie auf den Vorschlag Bülows eingehen und den Kongreß vertagen würden. Am selben Abend waren zehn bejahende Antworten eingelaufen, und ich konnte dem Fürsten am gleichen Tage melden, daß seine Vorschläge einhellig angenommen seien.

Als ich mich von dem Londoner Weltkongreß der Pazifisten mit Baronin von Suttner nach Berlin zur Sitzung der Parlamentarischen Union begab, bat mich der Reichskanzler dringend um sofortigen Besuch, weil ein peinlicher Zwischenfall sich ereignet habe. Im letzten Augenblick schlug nämlich die französische Presse Lärm und wollte die Konferenz dadurch sabotieren, daß den französischen Delegierten, die sich schriftlich bereits verpflichtet hatten, dringend angeraten wurde, die Reise nach Berlin als politisch inopportun aufzugeben. Selbst

unser Freund Baron d'Estournelles de Constant brachte den Mut nicht auf, der öffentlichen Meinung in Paris entgegenzutreten, trotzdem er der eigentliche Initiator dieser Einladung war, und er sagte im letzten Augenblick telegraphisch ab. Das brachte den Fürsten Bülow in begreifliche Erregung, zumal er dem Kaiser gegenüber stark darauf gepocht hatte, daß die Franzosen in Berlin erscheinen würden. Ich wußte Rat. Ich telephonierte dem Senator Frédéric Passy, der trotz seiner Blindheit seinen politischen Mut nicht eingebüßt hatte, er möchte in Begleitung von Sohn und Tochter mit dem nächsten Zuge nach Berlin kommen, um die Situation zu retten. Passy begriff sofort die Sachlage, sagte zu, reiste in derselben Nacht nach Berlin. Als ich dem Fürsten Bülow die Ankunft Passys meldete, legte ich ihm nahe, in seiner französischen Ansprache im Reichstag den Nestor der Pazifisten, den mehr als 80jährigen ehrwürdigen Greis Passy, den er persönlich kannte und verehrte, zu apostrophieren, worauf Frédéric Passy im Namen der Union im Reichstag offiziell antworten werde. Der Schlag der französischen Nationalisten war damit ins Wasser gefallen; man sah und hörte den prominentesten französischen Pazifisten im Reichstag und merkte kaum, daß die anderen Franzosen gefehlt haben. Die Ansprache des Fürsten Bülow im Reichstag, in einem tadellosen pariserischen Französisch, war damals ein politisches Ereignis. Als Bülow sodann die Konferenzteilnehmer sowohl der Parlamentarischen Union als auch der internationalen Presse in seinem schönen Garten in der Wilhelmstraße begrüßte, konnte er mit Genugtuung das Gelingen des Werkes der Parlamentarischen Union in Berlin feiern.

Diese Kulissengeheimnisse der Diplomatie vieux jeu erzähle ich, um die damalige Haltung des Kaisers und des Fürsten Bülow zu schildern. Der Kaiser hat nicht nur das Emblem für die pazifistische Bewegung gezeichnet, sondern auch den Schöpfer des Schiedsgerichtsgebäudes im Haag, Carnegie, auf eine betont bevorzugte Weise aufgenommen. Carnegie hatte nämlich anlässlich der Eröffnung des Carnegie-Gebäudes im Haag in meiner Monatsschrift „Nord und Süd“ einen offenen Brief an den deutschen Kaiser gerichtet, in welchem er Wilhelm II. als Friedenskaiser feierte. Der Kaiser hat daraufhin Carnegie nebst Frau und Tochter nach Berlin eingeladen, wo er die Familie Carnegie mit der Kaiserin zum Tee einlud und sich

nahezu 11½ Stunden schlicht und einfach über die Friedensfrage im positiven Sinne unterhielt. Ich sprach Carnegie, bevor er zum Kaiser fuhr, und gleich nach seiner Rückkehr vom kaiserlichen Palais. Carnegie, seine Frau und seine Tochter waren begeistert vom Kaiserpaar, und er selbst, Carnegie, versicherte, daß er mehr denn je an die ehrliche Friedensabsicht des Kaisers glaube.

Abgesehen von der geschichtlichen Reminiszenz, die hier aus dem Gedächtnis wiedergegeben wird, aber Wort für Wort dokumentarisch belegt werden kann, hat diese Vorgeschichte der Tagung der Interparlamentarischen Union in Berlin auch eine tief eingreifende politische Bedeutung. Sie beweist zur Genüge den guten Willen von Kaiser und Reichskanzler, mit der pazifistischen Bewegung in Fühlung zu kommen. Die Menschen glauben zu schieben und werden doch vom Weltgeist dahin getrieben, wohin die Tendenzen aller Geschichte zielen. Solche Kongresse und festlichen Veranstaltungen haben weder den Krieg zu verhindern vermocht, noch werden sie in Zukunft entscheidende Beschlüsse fassen können, durch die die Regierungen festgelegt werden. Aber sie erzeugen die Stimmungen, aus denen heraus die Tendenzen eines Zeitalters erwachsen. Wie wenig die geheime Diplomatie die Strömungen unserer Zeit hat hintanhaltend können, mag das hier vorgeführte Beispiel nach der negativen Seite illustrieren, zugleich aber positiv dartun, daß der Pazifismus dem heutigen Menschengeschlecht im Blute steckt. Selbst Kaiser und Kanzler konnten sich dieser Strömung nicht entziehen.

Der Zug unseres Zeitalters drängt unaufhaltsam zur friedlichen Beilegung und Schlichtung der politischen Gegensätze und wirtschaftlichen Interessenkonflikte unter den Völkern. Der Völkerbund ist nur das sichtbare Symbol dieser Tendenz unseres Zeitalters. Erst der Weltkrieg hat dem wahren Pazifismus die Zunge gelöst. Was der Prophet Sacharia einst seherisch aussprach: „Gott verkündet den Frieden den Völkern, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis ans Ende der Erde“, das beginnt in der Nachkriegszeit durch den Völkerbund und den Kellogg-Pakt Körper zu bekommen. Religionsstifter, Apostel, Propheten und Dichter antizipieren die Wirklichkeit in der Form von Ahnungen, Deutungen, Visionen und instinktiv richtiger Witterung des Kommen-

den. Ihre Sicherheit und Voraussage ist wie die der Nachwandler und Somnambulen tief im Unterbewußtsein verankert. Und wenn auch Leibniz einmal spottet, der „ewige Friede“ passe nur als Aufschrift auf Kirchhofspforten, denn nur die Toten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden seien in anderer Stimmung, so läßt sich nicht verkennen, daß die Friedfertigkeit in der Nachkriegszeit geradezu Gemeinplatz geworden ist. Das Tempo des Staatsmannes freilich, der Geschichte macht, ist ein anderes als das des Philosophen, der sie erklärt. Aber was einst Dichter und Philosophen gepredigt haben, ist durch die physikalischen Entdeckungen und technischen Erfindungen eines Stephenson, Bell, Edison, Marconi, Zeppelin zum großen Teil schon verwirklicht.

Wir leben in der Nachkriegszeit in dem gemeinschaftlichen Versuch der Völker, ein Regulierungssystem der Weltwirtschaft ausfindig zu machen. Die Interparlamentarische Union in Berlin ist nur ein Schrittmacher und Wegbereiter dieser großen Bewegung. Die nationale Wirtschaftsregelung hat der Weltwirtschaft die Wege zu ebnen. Wer Ewigkeitsideen in sich trägt, läßt sich auch durch den Weltkrieg, dieses größte Erdbeben der Geschichte, nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Der Weg zum Paradiese führt nun einmal durch die Hölle. Am Zeitmesser des Weltgeschehens sind Jahrtausende nur ein einziger Pendelschlag. Herder bemerkt einmal sinnig, jedes Volkstum habe sein eigenes Kriterium des Rechts und seine eigene Formel der Glückseligkeit. Soll daher dereinst, wenn das Weltwirtschaftsproblem gelöst ist, in einer sozialen Welt-symphonie die Harmonisierung der gesamten Menschheit in mächtigen Akkorden ausklingen, so lautet das erste Erfordernis, das jeder Mitwirkende an diesem von der Menschheit sehnsüchtig herbeigewünschten Weltkonzert ein Virtuose seines Instrumentes sei. Man kann von einer Nation nur heischen, daß sie zu jenem erträumten Weltkonzert dasjenige Instrument stelle und diesem wieder nur solche Töne abgewinne, wie sie sich aus den gesamten Kulturbedingungen des betreffenden Volkstums von selbst ergeben.

Der Fortschritt des Menschengeschlechts nach der Richtung der friedlichen Beilegung unvermeidlicher Zusammenstöße ist unverkennbar. Zuerst leben die Menschen in chaotischem Durcheinander in wilden Horden, Clans, Sippen, Tribus, Fra-

trien, Gaugenossenschaften, bis hinauf zu den Stadtstaaten. Von unbestimmter Gleichartigkeit schreitet die menschliche Gesellschaft fort zu bestimmter Ungleichartigkeit. Der kriegerische Typus, der im „Kampf ums Dasein“, vollends im „Kampf um die Erde“ sich herausbilden mußte, schweißt die Stämme und Sippen zu großen Verbänden und Gruppen, kurz zu staatlicher Ordnung zusammen. Die kleinen Stadtstaaten treten durch Bündnisse oder kriegerische Unterjochung zu größeren Staatengebilden zusammen, letzten Endes zu großen Staatenverbänden mit ausgeprägten Kultursystemen. Die Linie der Entwicklung führt geradeswegs von Staatenbündnissen zu Bundesstaaten. In demselben Maße aber, wie sich durch solche Machtkonzentration die Anpassung an äußere Daseinsbedingungen vervollkommnet hat, verliert der Krieg, der bisher ausschlaggebende Machtfaktor, seinen Sinn. Der heutige Krieg maskiert sich nicht mehr als religiöser Krieg (Kreuzzüge) oder als dynastischer Krieg (Erbfolgekriege), sondern er tritt schlank und blank als Wirtschaftskrieg auf. Er ist ein Kampf um die Bodenschätze (Kohle, Erdöl, Eisen, Kali). Ist aber der Zweck des Krieges, die Herstellung des politischen Gleichgewichts, erreicht, so ist das Mittel überflüssig geworden. An die Stelle des kriegerischen Typus des Menschengeschlechts tritt dermal ein der industrielle, der Weltverkehr: Handel, Gewerbefleiß und Industrie. An die Stelle des politischen Krieges tritt der wirtschaftliche Wettbewerb. Der rote Saft der blutigen Fehde weicht dem schwarzen der staatlichen Verträge.

Die Staatenbündnisse, Ententen und Allianzen, unter deren politischen Zeichen wir vor Kriegsbeginn standen, haben aber den Gedanken der schiedsgerichtlichen Austragung schwebender Differenzen, denen keine vitalen Lebensfragen der Nation zugrunde liegen, gefördert. Die beiden Haager Konferenzen, das Rote Kreuz, die Wilsonschen 14 Punkte, das Institut des Völkerbundes in Genf, der Hardingsche Kongreß in Washington im November 1921, der Kellogg-Pakt und die Londoner Abrüstungskonferenz (April 1930) sind offenkundige Zeichen dafür, daß die Völkerbundidee, wie sie die Propheten des Alten Bundes und die Stoa kündeten, in drei Jahrzehnten mehr Fortschritte gemacht hat, als in drei Jahrtausenden des geschichtlichen Erlebens. Es hieße die Augen vor der Wucht dieser Tatsachen gewaltsam verschließen, wollte man verkennen, daß

in allen diesen Anzeichen eine innere Logik der Geschichte hervortritt. Man braucht diese Symptome nur nebeneinander zu stellen, um auch die grundsätzlich Widerstrebenden davon zu überzeugen, daß die Logik der sozialen Entwicklung mit immanenter Gesetzmäßigkeit beharrlich und unbeirrt, wenn auch nur langsam und auf scheinbaren Umwegen dem Endziele einer friedlichen Verständigung unter den Kulturvölkern entgegenstrebt.

Überall dort, wo neben den nationalen Lebensinteressen, die zuerst und zuhöchst gewahrt werden müssen, eine Interessensolidarität und ein Interessenskompromiß unter den Kulturstaaten besteht, wird man zu internationalen Verträgen übergehen müssen. Der von Grund aus veränderte Weltverkehr, der das Problem der Weltwirtschaft in den Vordergrund rückt, hat das Dogma vom isolierten Nationalstaat über den Haufen gerannt. Der Sinn der Geschichte ist der Völkerbund, gemäß dem Worte des Neuen Testaments: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Elftes Kapitel

Meine Vermittlungsaktion in London-Petersburg 1912; Haldane, Balfour, Poincaré, Bethmann, Kokowzew

Als ich im Januar 1912 vom Begründer Paul Lindau die Monatsschrift „Nord und Süd“ von ihrem 140. Bande an übernahm, entwickelte ich an der Spitze des ersten Heftes mein Programm unter der Überschrift: „Kulturpolitik“. „Nord und Süd“ soll positive schöpferische Kulturarbeit leisten. Nicht das Zwiespältige soll nörglerisch herausgehoben, sondern das Einigende soll mit dem ganzen Können ehrlicher Begeisterung für unser Kultursystem in künstlerische Form gebracht werden. In einem offenen Brief an mich führt Lindau aus: „Sie sind vom Katheder herabgeklettert und haben mit Studien über Willensfreiheit, Psychologie und Erkenntnistheorie der Stoa, Leibniz und Spinoza sich Ihre ersten Sporen verdient. Dazu kommt noch ein kleiner Unterschied: der Unterschied des Alters. Ich halte es für durchaus richtig, daß Sie in weit höherem Grade,

als ich es vor siebenunddreißig Jahren tat, jetzt in ‚Nord und Süd‘ das wirkliche Leben packen wollen, wo es am lebhaftesten pulsiert. Deswegen haben Sie den Lehrstuhl aufgegeben, um die im Hörsaal und als Herausgeber der philosophischen Sammelwerke gewonnenen Erfahrungen für eine Zeitschrift, die sich an die weitesten Kreise der Gebildeten wendet, nutzbar zu machen, — ‚non scholae, sed vitae‘“.

Vom Anbeginn meiner Tätigkeit in ‚Nord und Süd‘ trat ich für die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts ein. Völkerbund und Paneuropa schwebten mir bereits als Ideale vor, wie ich dies im Juliheft 1912 von ‚Nord und Süd‘ programmatisch zum Ausdruck gebracht habe. Ich warnte vor dem kommenden Weltkrieg, indem ich die drei Gefahren vor Augen führte, denen unser ganzes Kultursystem ausgesetzt wäre, wenn wir in einen Weltkrieg hineinschliddern würden. Der Einsatz ist nicht mehr und nicht weniger als unser ganzes Kultursystem. Und deshalb werden Kulturpolitiker, die aller Mystik abhold sind und nur der Logik der Tatsachen Rechnung tragen, der Festigung des europäischen Gleichgewichts das Wort reden müssen. Wir sind keine Utopisten, Schwärmer, Phantasten, sondern Soziologen, die den Tatsachen der Geschichte fest ins Auge schauen. Als Forderung der Selbsterhaltung unseres Kultursystems verlangen wir daher die Herstellung eines europäischen Gleichgewichts behufs Aufrechterhaltung des Weltfriedens. Dieses Gleichgewicht aber ist nur dann möglich und durchführbar, wenn die Ententemächte und die Dreibundmächte planmäßig und zielsicher an einer „Entspannung“ zusammenarbeiten.

Mit diesem Programm ging ich mit Wissen und Willen des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg nach London, um dort eine Aktion in großem Stile einzuleiten. In erster Reihe rechnete ich auf die Mithilfe des englischen Lordkanzlers Haldane of Cloan, mit dem mich eine mehr als vierzigjährige freundschaftliche Beziehung verband. Als ich nämlich im Jahre 1888 in Zürich mit meinem Lehrer Eduard Zeller, mit Wilhelm Dilthey und Hermann Diels bei Georg Reimer in Berlin das „Archiv für Geschichte der Philosophie“ begründete, gehörte Lord Haldane zu meinen ersten Mitarbeitern. Haldane war damals noch junger Privatdozent der Philosophie an der kleinen schottischen Universität St. Andrews. Er aspirierte auf einen Lehr-

stuhl der Universität Edinburg. Nach englischer Sitte brauchte er eine Sammlung von Zeugnissen über seine Befähigung zu diesem Amte. Er bat mich in meiner Eigenschaft als Herausgeber des „Archiv“ um ein Gutachten über seine philosophische Befähigung. Haldane war mit der deutschen Philosophie gründlich vertraut, insbesondere mit Hegel, dessen Werke er ins Englische übertrug. Auch seine unverheiratete Schwester, die Haldane, der Junggeselle blieb, den Haushalt führte, hat sich eingehend mit Hegel befaßt und dessen Religionsphilosophie monographisch dargestellt. Auf die schriftliche Bitte Haldanes um ein „Testimonial“ antwortete ich, daß ich noch zu jung sei, um ein solches Zeugnis mit Anspruch auf Geltung auszustellen, wohl aber meinen Meister, Eduard Zeller, darum bitten wolle. Zeller schickte auf Grund der Schriften des jungen Privatdozenten das gewünschte Zeugnis, was Haldane nicht hinderte, noch einmal an mich mit der Bitte um ein „Testimonial“ heranzutreten, da er den Herausgeber des „Archiv“ brauche. Diese beiden Zeugnisse erschienen in einem kleinen Sammelbändchen, das er der Universität Edinburg einreichte. Durch die wissenschaftliche Zeitschrift blieben wir mit Haldane in ständiger Berührung.

Haldane war sein Leben lang bemüht, eine deutsch-englische Annäherung auf Grund einer Angleichung der beiderseitigen Wirtschaftsinteressen herbeizuführen. Als Haldane im Jahre 1885 als liberaler Abgeordneter ins Unterhaus zog, ließ er es sich angelegen sein, seinem Gedanken der Annäherung die Wege zu ebnen. Im Jahre 1905 gelangte die liberale Partei, der er angehörte, zur Regierung, und Haldane, der ehemalige Philosophieprofessor, übernahm in diesem Kabinett das Kriegsportefeuille. Seine grundlegende Reform der englischen Armee haben wir im Weltkriege in ihrer Auswirkung kennengelernt. Gleich nach seinem Amtsantritt machte Haldane eine Studienreise nach Deutschland, angeblich um die deutschen Heereseinrichtungen zu studieren, in Wirklichkeit aber, um in Übereinstimmung mit dem ihm persönlich nahestehenden deutschen Botschafter in London eine Basis für ein deutsch-englisches Abkommen über den Flottenbau herzustellen. Mit der nachtwanderischen Sicherheit des seherischen Weltweisen fühlte Haldane instinktiv, daß der überhastete Flottenbau Deutschlands das Verhängnis eines Weltkrieges heraufbeschwö-

ren würde. Ganz im Sinne seiner Ideologie kam Haldane im Februar 1912 wieder nach Berlin, um ein weitgehendes Neutralitätsabkommen Englands als Kompensation gegen das von ihm angebotene Flottenbau-Feierjahr (Ship buildings holiday year) anzubieten. An Tirpitz' Widerstand scheiterte der Plan Haldanes, dem der Kaiser nicht abgeneigt schien. Unverrichteter Dinge kehrte er nach London zurück, aber er setzte seine Bemühungen um die Herstellung einer deutsch-englischen Verständigung mit zäher Beharrlichkeit fort. Haldane schickte gleich darauf den damals liberalen, nunmehr sozialistischen Unterstaatssekretär Charles Trevelyan mit einem Einführungsschreiben an mich nach Berlin, um die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Ich führte Trevelyan beim damaligen Reichskanzler von Bethmann-Hollweg ein, der den Haldaneschen Plänen geneigt war. Da „Nord und Süd“ von Anbeginn meiner Leitung (1912) grundsätzlich für Völkerverständigung eingetreten war, so ergaben sich die Berührungspunkte von selbst. Ich verabredete mit Trevelyan und dem Reichskanzler, daß ich in England eine Kampagne von „Nord und Süd“ zugunsten einer deutsch-englischen Verständigung einleiten würde. Der damalige britische Botschafter in Berlin gab mir einen entsprechenden Brief an den jetzigen britischen Botschafter in Paris, Tyrrell, mit, der damals Privatsekretär des britischen Außenministers Sir Edward Grey war. Als ich Haldane bei einem Frühstück in seinem Hause meinen Aktionsplan auseinandersetzte, versprach er, nicht bloß selbst für „Nord und Süd“ zu schreiben, sondern auch seinen ganzen Einfluß aufzubieten, damit meine Aktion gelänge. Haldane machte mich schon damals darauf aufmerksam, daß ich die Tory-Partei zu dieser Kampagne mindestens in gleicher Stärke heranziehen müsse wie die gerade in der Regierung befindliche liberale Partei, zumal die Außenpolitik des britischen Imperiums seit Jahrhunderten traditionell von Tories, wenn auch hinter den Kulissen, dirigiert wurde. Ein Cecil ziehe immer die Fäden. Da Lord Arthur James Balfour ein Cecil sei, so müßte ich ihn zuerst begrüßen und seine Auslassung an die Spitze des englisch-deutschen Verständigungsheftes von „Nord und Süd“ stellen.

Gleich nach Tisch rief Lord Haldane Balfour an, um ein Appointment mit mir zu vereinbaren. Ebenso ließ er sich mit Lord Nathaniel Rothschild verbinden, um für den anderen Mor-

gen eine Besprechung herbeizuführen. Balfour bat mich, sogleich nach Tisch zu ihm zu kommen. Er sei der unmittelbare Nachbar des deutschen Botschafters, Grafen Wolf Metternich, und werde sich freuen, den Herausgeber des „Archiv für Philosophie“, das er seit Jahrzehnten kenne und schätze, und den jetzigen Leiter von „Nord und Süd“ persönlich kennenzulernen. Bei meinem Eintritt in sein Arbeitszimmer zeigte er mir die Bilder, die dieses Zimmer schmückten. Es waren ausschließlich Klassiker der deutschen Musik, die er leidenschaftlich liebte und deren Schöpfer er mit inbrünstiger Hingabe verehrte. Unsere Konversation begann damit, daß Balfour mir auseinandersetzte, wie wenig er antideutsch eingestellt sein könne, da seine eigene Philosophie aufs engste mit dem deutschen Idealismus verbunden sei und seine Leidenschaft für die Tonschöpfungen der großen Meister lediglich und ausschließlich deutschen Komponisten gelte. Er selbst teilte Haldanes Meinung, daß die Konservativen an einem solchen Werke der Verständigung mitarbeiten müßten und erklärte sich sofort bereit, den einleitenden Aufsatz zu schreiben, den ich an die Spitze des Verständigungsheftes von „Nord und Süd“ (Juni 1912), an den sich Haldanes Bekenntnis zu Goethe anschloß, gesetzt habe und den Karl Max Fürst Lichnowsky, der nachmalige deutsche Botschafter in London, an der Spitze des Juliheftes von „Nord und Süd“ unter dem Titel „Deutsch-englische Mißverständnisse“ beantwortete. Das Ergebnis unserer mehrstündigen Aussprache, die immer wärmer und herzlicher wurde, war, daß ich bei meinem Eintreffen im Hotel seine beiden Werke „A Defense of philosophic Doubt“ und „The Foundation of Belief“ mit herzlichen persönlichen Widmungen vorfand. Der Umstand, daß ich Lord Balfour an die Spitze des Heftes von „Nord und Süd“ setzte, erleichterte mir meine Aufgabe dermaßen, daß ich mit vergleichsweise geringer Mühe die politischen und wissenschaftlichen Spitzen beider Parteien für das Verständigungsheft von „Nord und Süd“ gewinnen konnte. Es entsprach daher meiner vollen Überzeugung, daß ich im Juliheft 1912 von „Nord und Süd“, das mit einem Bildnis von Balfour geschmückt war, unter der Überschrift: „Arthur James Balfour und das Autoritätsprinzip“ mein Verständigungsprogramm, verbunden mit einer wissenschaftlichen und menschlichen Würdigung Balfours, darlegen durfte. Beide Par-

teien Englands hatten das Gefühl, daß vor einer solchen Kundgebung die Trennungspunkte zurückzutreten hätten. Es ist für den englischen Geist bezeichnend, daß mir auch von den Konservativen geraten wurde, die Vertreter der „Labour Party“, besonders den späteren Premierminister Ramsay Macdonald, zu Sympathiekundgebungen im Sinne Haldanes zu gewinnen. Worauf es mir ankam, war die offene Aussprache, die Bloßlegung der Differenzpunkte, die Dar- und Klarlegung des deutschen und des englischen Standpunktes von berufener Seite. Beide großen Nationen sollten erfahren, wie ihre „representative men“ fühlten und dachten. Ich wollte jene „politische Mystik“ entschleiern, welche einen Krieg zwischen den Schwesternationen als unabwendbares politisches Fatum hinzunehmen gewillt war. Vor allem wollte ich durch meine Methode der wechselseitigen offenen Aussprache der kriegerischen Massensuggestion, der politischen Autohypnose, wirksam entgegenreten. Auf beiden Seiten wurde mit offenem Visier gekämpft, und zwar nach dem ungeschriebenen Kodex einer anständigen Fechtbodenmoral: ritterlich, gehalten, gedämpft. Nicht der blinde Affekt, sondern die sehende Vernunft führte auf beiden Seiten das Wort.

Als im Herbst 1912 meine Aktion damit abgeschlossen war, daß auf die etwa 30 maßgeblichen englischen Stimmen entsprechende deutsche Antworten erschienen (Juliheft 1912), gaben Lord Haldane und Charles Trevelyan im englischen Unterhaus ein Essen zu meinen Ehren, an welchem neben den liberalen Kabinettsmitgliedern auch Ramsay Macdonald, Graf Reading u. a. teilnahmen. An diesem Abendessen gab mir Lordkanzler Haldane einen klugen Rat, den ich ihm über das Grab danke. Einige Tage vor diesem Essen fand nämlich ein Empfang bei Baron Leopold Rothschild statt, an welchem das Königspaar teilnahm. Ich wurde von Rothschild der Königin und dem König vorgestellt und erntete für meine Bestrebungen, mit denen das Königspaar sympathisierte, Dank. Die Königin sagte mir wörtlich: „Ich bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß die Periode der Mißverständnisse (das Wort ‚Mißverständnis‘ fügte sie noch deutsch ein) zwischen den beiden Ländern im Abebben begriffen ist.“ Sie sah dabei den König fragend an, und der König stimmte durch beifälliges Nicken zu. Der damalige österreichische Botschafter in London, Graf

Mensdorf, ein Schwager des mir befreundeten ungarischen Staatsmannes Graf Albert Apponyi, war Zeuge des Gespräches. Als ich beim Abschied das Königspaar noch einmal frug, ob die Äußerung der Königin privater Natur und nur für mich bestimmt sei oder für die Öffentlichkeit, antwortete die Königin: „Ich denke, für die Öffentlichkeit“, wobei sie den König ansah, der ebenfalls zustimmte. Graf Mensdorf, der beide Gespräche mit anhörte und meiner Aktion in England ebenso sympathisch gegenüberstand wie der deutsche Botschafter Graf Wolf Metternich, gab mir einen Wink und nahm mich beiseite. Er legte mir nahe, die Worte der Königin erst mit dem deutschen Botschafter (inzwischen war von Marschall an die Stelle von Graf Wolf Metternich getreten) zu besprechen, da verfassungsmäßige Bedenken gegen politische Äußerungen der Souveräne ohne Beisein des verantwortlichen Außenministers bestünden. Marschall teilte die Bedenken des österreichischen Botschafters und gab mir den Rat, die Angelegenheit mit Haldane zu besprechen. Um meiner Sache sicher zu sein, hatte ich nämlich dem Königspaar einen Brief geschrieben, in welchem ich den Wortlaut der Äußerung der Königin wiederholte und um die schriftliche Feststellung bat, ob die Worte der Königin richtig wiedergegeben seien. Nach zwei Stunden hatte ich bereits vom Kabinettschef Lord Stamfordham die Antwort, die eine Bestätigung des von mir niedergelegten Wortlautes enthielt. Als ich Lord Haldane an dem genannten Abend den Brief aus Buckingham Palace zeigte, beriet er sich mit seinen anwesenden Kabinettskollegen und bat mich, die Antwort an das Königspaar bis zur morgigen Kabinettsitzung, in welcher die Frage der Opportunität der Veröffentlichung vorgelegt würde, zu vertagen. Am anderen Morgen bat mich der jetzige britische Botschafter in Paris, Tyrrell, im Namen des Kabinetts, auf die Veröffentlichung des Wortlautes gerade im Interesse der deutsch-englischen Beziehungen zu verzichten. Haldane gab mir nun den Rat, dem Königspaar zu antworten, daß ich kein Tagesschriftsteller, sondern ein Geschichtsschreiber der Philosophie sei und darum das Königspaar um die Erlaubnis bäte, die Äußerung der Königin erst zu einem Zeitpunkt zu veröffentlichen, der mir als der geeignete erschien. Die zustimmende Antwort, die mir den Zeitpunkt überließ, traf sogleich ein. Seit dem Weltkriege haben sich, dank der sechs-

jährigen Bemühungen des britischen Botschafters in Berlin, Lord d'Abernon, England und Deutschland wieder die Hände gereicht. Als Haldane in das sozialistische Kabinett Ramsay Macdonald wieder als Lordkanzler eintrat, wirkte er mit heißem Bemühen an der Verbesserung der deutsch-englischen Beziehungen und leistete der Pionierarbeit Lord d'Abernons Vorschub. Und so nehme ich denn nach 40jährigem wissenschaftlichen und politischen Zusammenarbeiten von diesem großen Toten Abschied. Ave, pia anima. Der Mensch stirbt, seine Idee lebt.

Haldanes Zustimmung zu meinen Plänen sicherte mir den Erfolg. Wenn auch Haldane und Balfour politisch in zwei Lagern standen, so berührte diese Gegensätzlichkeit ihr menschliches Verhältnis um so weniger, als sie beide Philosophen von Beruf und Neigung waren. Auf dieser Ebene trafen sich die politischen Gegenfüßler, die freilich auch im Philosophischen manchen Strauß miteinander auszufechten hatten. Die persönliche Wertschätzung Haldanes für den am 19. März 1930 im zweiundachtzigsten Lebensjahr verschiedenen großen englischen Staatsmann und Philosophen Arthur James Balfour war eine unbegrenzte. So sonderbar es auch klingen mag: der englische Kriegsminister Haldane, dessen autobiographische Aufzeichnungen beweisen, wie intensiv der Philosoph es verstanden hat, sein Kriegsministerium nach preußischem Muster auszubauen, war im Herzen genau so pazifistisch gestimmt wie der konservative Führer Balfour. Praxis und Theorie berühren sich sehr häufig, aber sie decken sich nie, denn hart im Raume stoßen sich die Sachen. Selbst Lloyd George, der damals Finanzminister war, sagte mir bei diesem Anlaß, daß er ebenso wie Haldane und Balfour für eine Marineverständigung auf der Basis des von englischer Seite angebotenen „Ships' building holiday year“ stünde. Ich habe mir in Deutschland, sagte Lloyd George, die Sozialversicherung angesehen. Das möchte ich den Deutschen nachmachen. Sagen Sie dem Reichskanzler, daß eine Marineverständigung beiden Ländern gleichermaßen frommen würde, verschaffen Sie mir diese Verständigung, dann werde ich keinen Penny englischen Arbeitsschweißes in die blöden „Dreadnoughts“ stecken. Deutschland ist mein bester Kunde, sagte mir Lloyd George, „why shall I kill him?“ Also selbst der Urheber des berühmt gewordenen Schlagwortes „Hands

off“ war für eine Verständigung mit Deutschland. Um so mehr Haldane, der dem liberalen Kabinett Asquith—Grey angehörte und mir bei unserem ersten Zusammensein in London erklärte, Balfour sei der gegebene Mann, um den Auftakt zu einer solchen Kundgebung, wie ich sie in „Nord und Süd“ plane, darzubieten.

Der Charakteristik der politischen Physiognomie Balfours möchte ich einige Züge seines philosophischen Bildes anfügen, soweit es in seiner Behandlung des Autoritätsproblems zum Vorschein kommt. Unter Autorität verstehen wir das ungeprüfte Fürwahrhalten eines fremden Werturteils, unter Autonomie hingegen die felsenfeste Zuversicht in die Tragfähigkeit des eigenen Verstandes. Der Konflikt zwischen Autorität und Verstand, zwischen Fremdgesetzlichkeit und Eigengesetzlichkeit, ist das eigentliche Thema der neueren Kulturgeschichte. Humanismus, Renaissance und Reformation heißen die Etappen im Kampfe zwischen menschlichem Verstand und kirchlicher Autorität. Revolution und Gegenrevolution nennen sich diese Kämpfe, wenn ihr Hintergrund ein politischer ist. Balfour geht diesem weltgeschichtlichen Konflikt zwischen der Eigengesetzlichkeit des menschlichen Verstandes und der Fremdgesetzlichkeit der autoritativen Normen auf den Grund. Der Verstand, sagt Balfour, erscheint gar manchem als eine Art Ormuzd, der sich in ständigem Kampfe gegen den Ahriman Tradition und Autorität befindet. Das ist der Standpunkt des strengen Rationalismus, dem Balfour seine irrationalistischen Bedenken entgensetzt. Balfour trifft mit dem Wiener Physiker und Philosophen Ernst Mach, dessen Werke er kaum kennt, in der Argumentation zusammen. Mach selbst ist einer der vorurteilsfreiesten Denker unserer Zeit und bricht dabei eine Lanze für den denkökonomischen Wert des Vorurteils. Es ist ein Glück, sagt Mach, daß andere immer schon vorgeurteilt haben, sonst müßte jeder von uns mit eigenem Urteil wieder von vorne anfangen. Das Vorurteil ist eine Entlastung des Gedächtnisses, als solche eine nützliche Funktion im Haushalte des Geistes. So wie keiner physisch bestehen könnte, wenn er die Blutbewegung, die Atmung, die Verdauung durch willkürliche vorbedachte Handlungen im Stande halten müßte, so könnte auch keiner intellektuell bestehen, wenn er gewöhnt wäre, alles, was ihm vorkommt, zu beurteilen, ohne sich viel-

fach durch ein Vorurteil leiten zu lassen. Das Vorurteil ist eine Art Reflexbewegung im Gebiete der Intelligenz. Damit nähern wir uns dem modernen Autoritätsprinzip. Für uns ist Autorität eine Art Reflexbewegung auf dem Gebiete des Willens, wie ich dies in meinem Werke „Philosophische Strömungen der Gegenwart“¹⁾ dargetan habe. Autoritäten sind Machtzentren und Willensabbreviaturen, Schablonen des Handelns, welche als bequeme Urteilsquellen jenen Individuen, die sich den betreffenden Autoritäten unterwerfen, das eigene Wählen und Prüfen unendlich erleichtern. Nicht jedes Individuum hat, in die Not des Lebens gestellt, in sich die Fähigkeit, zwischen zwei Möglichkeiten das für sein Wohl und Wehe Richtige zu wählen. Ohne Autoritäten, die den einzelnen nicht bloß vorgedacht, sondern und vor allem vorgewollt und vorgehandelt haben, würden die Menschen wie Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln seelisch verhungern. Die Formen der Autorität mögen wechseln und stürzen, aber das Prinzip der Autorität, die eine psychologische und nicht bloß eine historische Kategorie ist, bleibt, weil sie eine biologisch nützliche Funktion der Arterhaltung ist. Balfour spricht sehr glücklich vom psychologischen „climate“ und weist (S. 235) nach, daß im tiefsten Grunde Autorität und Vernunft nicht kollidieren, zumal die Autorität selbst ihre Vernünftigkeit dargetut. Balfour erkennt eben im Autoritätsprinzip eine Nützlichkeitsfunktion im Interesse der menschlichen Arterhaltung. Autoritäten sind Hemmungsapparate zur Herstellung des sozialen Gleichgewichtes. In diesem Sinne habe ich in meinem Buche „Der soziale Optimismus“²⁾ den modernen Konservatismus, wie ihn Balfour typisch repräsentiert, zu verstehen gesucht. Als Befürworter sozialer Hemmungsvorrichtungen hat der Konservatismus soziologische Daseinsberechtigung. Wer wirkliche „Kulturpolitik“ großen Stiles treiben will, der wird unmöglich die gesamte Kulturerrengenschaft unserer Vorfahren auf die eine Karte des Anarchismus setzen wollen. Autorität und Anarchie sind aber die beiden Pole des sozialen Lebens. Balfour sagt nicht mit Stahl: Autorität, nicht Majorität, wohl aber mit den heutigen Soziologen (er war Präsident der soziologischen Gesellschaft in London): Autorität ist das einigende, zusammen-

¹⁾ Stuttgart, Enke, 1908, S. 412.

²⁾ Jena, Costenoble, 1905.

schließende, arterhaltende, Anarchie das auflösende, zersetzende, artschädigende Prinzip. Der Anarchismus vertritt das egoistische Eigeninteresse des Individuums, die Autorität das altruistische Allgemeininteresse der menschlichen Gattung. Das Prinzip der Autorität ist jenes unterirdische Mittel, dessen sich der Hegelsche „Weltgeist“ in der stufenweisen Erziehung des Menschengeschlechtes von der Bestialität zur Humanität bedient. Vortrefflich sagt einmal Bossuet: „Où tout le monde peut faire ce qu'il veut, nul ne fait ce qu'il veut. — Où il n'y a pas de maître, tout le monde est maître. — Où tout le monde est maître, tout le monde est esclave.“ Man könnte das modern-konservative Autoritätsprinzip Balfours, unter Umbiegung des bekannten Ausspruchs von Voltaire, folgendermaßen formulieren: „Si l'autorité n'existait pas, il faudrait l'inventer.“

Die Ideen, die Balfour in seinem Buche „Theism and Humanism“ niedergelegt hat, waren die politische Dominante seines Lebens. Gütig und wohlwollend, milde und verständlich, wie dies seiner aufs Große gerichteten Natur als Lebensmelodie ständig vorschwebte, hat er sich auch in der berühmten Balfour-Note, die sich weltgeschichtlich an seinen Namen knüpft, bewährt.

Der Schmerz Englands um den Verlust dieser großen, weltgeschichtlichen Figur ist ein tiefgehender. Die gesamte gesittete Welt neigte sich in Ehrfurcht vor der ragenden Gestalt dieses Philosophen, der neben seiner philosophischen Begabung und staatsmännischen Haltung noch ein Weiser war. Das englische Unterhaus ehrte sich selbst, als es am Todestage Balfours seine Sitzung abbrach und sich zu Ehren des Verstorbenen vertagte. Die Kundgebung des Königs beklagt den Verlust seines lebenslänglichen Freundes. Die politischen Gegner Balfours entblößen ehrfurchtsvoll ihr Haupt und senken die Fahne am Grabe des Verstorbenen. Der sozialistische Innenminister Clynes hat das erlösende Wort gefunden: „Lord Balfour hat nicht einen einzigen Feind hinterlassen. Er war die bemerkenswerteste parlamentarische Erscheinung seit Gladstone.“ Mag Balfour für Freund und Feind eine ehrwürdige Gestalt der Weltgeschichte sein und bleiben — mir war er mehr.

Als ich Balfour nach dem Weltkriege, im Jahre 1920, anlässlich einer Tagung des Völkerbundes in Rom wiedersah,

war er müde und resigniert. Den einzigen Erfolg des verheerenden Krieges sahen Balfour und Léon Bourgois in der Institution des Völkerbundes. Damals bereits deutete Balfour mir gegenüber an, daß ohne Eintritt Deutschlands in den Völkerbund die ganze Institution ein Torso sei und bleiben werde. Aber die Kriegspsychose war damals noch dem Eintritt Deutschlands abhold, wobei zu bemerken ist, daß in Deutschland selbst die Stimmung für den Eintritt noch nicht reif war. Das providentielle Wort Moltkes: „Der Krieg selbst wird den Krieg abschaffen“, sollte sich als tiefste soziologische Weisheit erweisen.

Der große Schweiger hat sich als beredter Prophet vor dem Forum der Geschichte erwiesen. Unser Kampf um Brennstoffe, um Eisen und Kohle, um Kali und Erze, besonders aber das weltgeschichtliche Ringen zwischen Kapital und Arbeit beherrschen die Gegenwart weit intensiver als früher die Religionskriege oder dynastischen Erbfolgekriege. Deshalb hat der Weltkrieg die Notwendigkeit eines Völkerbundes, wie ich ihn seit vier Jahrzehnten etwa in meinen Vorlesungen (zuerst 1888 in Zürich) und in meinen Werken (der ewige Friede und soziale Frage 1895), unbeirrt durch die Ereignisse des Tages, stets postuliert habe, eindringlicher ins Hirn der Staatsmänner und Völker eingehämmert, als Philosophen und Soziologen mit ihren wissenschaftlichen Formeln es vermöchten. Denn Staatsmänner machen Geschichte, während Philosophen sie nur deuten. Jedenfalls hat die Idee des Völkerbundes in den vier Kriegsjahren mehr Fortschritte gemacht als in den vier Jahrhunderten seit den „irenischen Briefen“ des Erasmus von Rotterdam und den Völkerbundsplänen des Abbé St. Pierre.

Ich hoffte nur, um einen billigeren Preis als zehn Millionen vernichteter Menschenleben und zerstörter Werte zum Völkerbund gelangen zu können. Zu diesem Zweck führte ich in „Nord und Süd“ den beharrlichen Kampf gegen Völkerverhetzung und nationale Zwietracht. Gleich nach Übernahme der Leitung von „Nord und Süd“, Anfang 1912, veröffentlichte ich zur Beilegung des damals akuten österreichisch-italienischen Zwischenfalls eine italienisch-österreichische Sondernummer, in welcher führende Staatsmänner beider Länder zu Worte kamen und in mäßigendem Sinne auf beiden Seiten Förderliches geleistet haben. Der Konflikt ist auch bald beigelegt worden.

Kurz darauf traten die Anzeichen einer englisch-deutschen Spannung empfindlich in die Erscheinung. Der italienische Botschafter in Berlin machte im April 1912 den damaligen englischen Botschafter auf die gute Wirkung der Aussprache in „Nord und Süd“ aufmerksam. Und so begab ich mich nach eingehender Rücksprache und mit rückhaltloser Gutheiung seitens des damaligen Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg mit Briefen des englischen Botschafters nach London, um eine offene Aussprache über eine Behebung des Konfliktes zwischen Großbritannien und Deutschland herbeizuführen. Meine damalige Entspannungsformel: „détente entre entente et alliance“, fand hüben und drüben das erwartete Echo. Unter Führung von Sir Edward Grey und Arthur James Balfour, deren Bilder nebst eigenhändiger Unterschrift die Juni- und Julinummern 1912 von „Nord und Süd“ schmückten, richteten mehr als fünfzig geistige und politische Führer jenseits und diesseits des Kanals offene Briefe an mich, die sich im wesentlichen auf den Boden meiner Vermittlungsformel stellten. Ich greife nur folgende Namen heraus: A. J. Balfour, Lordkanzler Viscount Haldane of Cloan, Premierminister J. Bonar Law, der frühere englische Botschafter in Berlin Sir Frank Lascelles, Baron Alfred von Rothschild, Lord Weardale, Sir Alfred Mond (jetzt Lord Melchett), Lord Courteney of Penwith, J. L. Garwin, Noel Buxton, Sir Herbert Samuel, Sir Rufus D. Isaacs (jetzt Viscount Reading), der jetzige englische Premierminister J. Ramsay Macdonald, Charles Trevelyan, und von deutscher Seite Fürst Max Lichnowsky, Arthur von Gwinner, Oberbürgermeister Adolf Wermuth, Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath, Admiral von Holleben, Vizekanzler Graf Posadowsky, Graf von Kanitz, Ernst Bassermann, Hugo Stinnes, August Thyssen sen., Geheimrat Professor Dr. Riesser, Professor Wilhelm Wundt, Dr. Walter Rathenau, Chefredakteur Theodor Wolff.

Der Einwand, daß ungeachtet dieses Alarmrufes von „Nord und Süd“, den die englischen wie die deutschen maßgeblichen Stellen in je 100 000 Exemplaren zu Propagandazwecken gegen einen kommenden Krieg verbreitet haben (heute ist kaum mehr ein Exemplar aufzutreiben), der Weltkrieg doch ausbrach, ist zu banal, um ernste Widerlegung zu erheischen. Notsignale bannen den Sturm nicht, aber sie kündigen ihn rechtzeitig an, damit jedermann auf seiner Hut sein

kann. Feuerwehr und Löscharparate verhindern keine Feuersbrunst, aber sie ersticken das Feuer im Keime, wenn sie zur richtigen Zeit eingesetzt werden. „Nord und Süd“ nahm nur für sich in Anspruch, auf die politischen Gefahrenmomente den Finger zu legen, um die leitenden Staatsmänner aufhorchen zu lassen. Zu diesem Behuf veranstaltete die Zeitschrift bis zum Ausbruch des Krieges Sondernummern für die Schweiz, die Niederlande, die skandinavischen Staaten und Rußland (Dezember 1912), in denen die Staatsmänner, Künstler und Gelehrten der betreffenden Länder das Wort ergriffen, um die kulturlichen Leistungen ihrer Nationen auf den knappsten Ausdruck zu bringen und auf die Gefahren hinzuweisen, denen unser Kultursystem ausgesetzt ist, wenn man ungeachtet aller Bemühungen zur Vermeidung des Weltkrieges mit elementarer Wucht doch zur Katastrophe treibt. Solche Enqueten, wie sie „Nord und Süd“ vor Ausbruch des Krieges planvoll und zielbewußt in den meisten europäischen Ländern veranstaltet hat, hätten vielleicht einen leichten Zephyrwind aufhalten können, aber sie konnten naturgemäß keinen Orkan beschwören. In einem „das europäische Gleichgewicht“ überschriebenen Aufsatz von „Nord und Süd“ (September 1912) habe ich auf die drei Gefahrenpunkte hingewiesen, denen Europa ausgesetzt ist, wenn „der große Kladderadatsch“ hereinbricht.

Setzen wir den Fall, der europäische Krieg bricht heute aus irgendeinem politischen Wetterwinkel aus — man stolpert bekanntlich über Apfelsinenschalen — und ganz Europa steht unter Waffen. Gekämpft wird, und das ist bei der nationalistischen Tendenz aller europäischen Staaten unzweifelhaft, bis zum letzten Blutstropfen. Lassen wir den Erfolg ganz aus dem Spiel. Was wird, vom Standpunkte des Bevölkerungsstatistikers, Hygienikers und Eugenikers gesehen, die unvermeidliche Folge eines solchen Vernichtungskrieges „bis aufs Messer“ sein? Millionen und Abermillionen unserer jugendkräftigen, gesunden, tapferen, tüchtigen und zeugungskräftigen Männer bedecken als Leichen die Schlachtfelder. Gerade diejenigen Gestalten, von denen man sich im Interesse der Rassenhebung und Arterhöhung das Wertvollste für das nächste Geschlecht verspricht, verschwinden für immer ins Schattenreich.

Zurück bleiben Greise, Schwächlinge, Kränklinge, Invaliden. Wieweit ich mit meiner politischen Prognose vor dem Forum

der Geschichte Recht behalten habe, hat die außer Rand und Band geratene Nachkriegsgeneration mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. *Discite moniti*. Wenn die Universalgeschichte ein Laboratorium für Geschichtsforscher darstellt, so haben, wie ich an anderer Stelle dartat, die Erlebnisse und Beobachtungen der letzten Jahre mehr experimentelles Material für den Soziologen zutage gefördert als irgendein vorangegangenes Zeitalter. Selbst Völkerwanderung, Kreuzzüge, Reformation, Dreißigjähriger Krieg und große französische Revolution stehen an soziologischer Verwertbarkeit hinter den gewaltigen Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegszeit, der Inflation und Deflation, weit zurück. Der Hexenkessel im fernen Osten, besonders China, stellt den Okzident vor völlig neue Aufgaben.

Meine englische Aktion hatte nicht die ausschließliche Zweckbestimmung, eine einseitige Verständigung zwischen England und dem Deutschen Reich anzubahnen. Ich dachte vielmehr der Formel: „*Détente entre Entente et Alliance*“ auch in Frankreich und Rußland zum Siege zu verhelfen. Der französische Botschafter in Berlin, Jules Cambon, unterstützte mich in allen meinen Plänen und Entwürfen. Er schrieb an seinen Bruder, den französischen Botschafter in London, Paul Cambon, daß ich eine groß angelegte Kampagne zur Herstellung eines europäischen Gleichgewichts in die Wege leite; er bitte ihn daher, mich in meinen Bestrebungen wirksam zu unterstützen. Als ich im Juli 1912 die englische Mission beendet hatte, übergab mir Paul Cambon einen Brief an den Kabinettschef des damaligen französischen Ministerpräsidenten Poincaré, in welchem er eine persönliche Aussprache zwischen mir und Poincaré warm befürwortete. Unmittelbar nach meiner Ankunft in Paris übergab ich den Brief Cambons und erhielt noch im Laufe der Nacht telephonisch eine Einladung, mich am anderen Morgen 8 $\frac{1}{2}$ Uhr in der Privatwohnung von Poincaré einzufinden. Poincaré empfing mich in seinem Pyjama und begrüßte mich als alten Bekannten, den er schon von seinem Vetter, dem Physiker Poincaré, und dessen Schwager, dem Philosophen Boutroux, her kenne. Poincaré war in Petersburg anlässlich der Jahrhundertfeier von Moskau, zu welcher er sich mit dem Schiff „*Condé*“ im Herbst über Petersburg begeben wolle, zum feierlichen Staatsbesuch angemeldet. Als ich Poincaré anheimgab, daß die Annahme meiner Vermittlungsformel von seiten

Frankreichs auch den deutschen Kaiser veranlassen könnte, sich anlässlich seiner demnächstigen Zusammenkunft mit dem Zaren in den Schären dieser Formel anzuschließen, erklärte er sich unter der Bedingung dazu bereit, daß der Kaiser als Repräsentant der größten militärischen Macht in seinem Toast auf den Zaren die Formel sich zu eigen mache und der Zar sie in seiner Antwort an den Kaiser billige. Erst wenn die beiden Kaiser zustimmten, würde er im Namen von Frankreich anlässlich seines Staatsbesuches in Petersburg im Trinkspruch auf den Zaren sich der gleichen Formel bedienen, womit sie von allen beteiligten Faktoren sanktioniert wäre. Auf meine Anspielung, daß er demnächst nicht bloß Ministerpräsident, sondern voraussichtlich Präsident der Republik würde, meinte Poincaré, daß man in Deutschland auch dann keinerlei Befürchtung hinsichtlich seiner kriegerischen Einstellung hegen dürfe. Wörtlich sagte mir Poincaré: „Je suis Lorrain de naissance. Quand j'avais treize ans, la grande guerre éclatait. J'ai vu avec mes propres yeux toutes les terreurs, toutes les horreurs d'une grande guerre. Dites, s'il vous plaît, à Monsieur Bethmann, si un jour je serai Président de la République, j'aurais sous ma Présidence éclaté une guerre.“ Ich habe an die Aufrichtigkeit dieser Worte Poincarés geglaubt und glaube auch heute noch daran. Poincaré wollte mich nicht hinters Licht führen, sonst hätte er diese Aktion nicht unterstützt, denn er ging noch einen Schritt weiter. Wenn es mir gelänge, den Kaiser zu bewegen, sich meine Formel dem Zaren gegenüber zu eigen zu machen, solle ich gleichzeitig mit ihm in Petersburg sein, um der Verkündigung meiner Formel in seinem Trinkspruch auf den Zaren beiwohnen zu können. Beschwingt und beflügelt eilte ich mit dieser frohen Botschaft zum Baron von Schön, dem damaligen Botschafter in Paris, den ich aus der Zeit seines Staatssekretariats unter Bülow näher kannte. Schön fand meine Mitteilungen so belangreich, daß er sofort den österreichisch-ungarischen Botschafter, Graf Széchen, herbeirief, um auch die Zustimmung Österreich-Ungarns zu erlangen, daß der deutsche Kaiser in seiner Zusammenkunft mit dem Zaren diesen Schritt tue. Reichskanzler von Bethmann wurde sofort von Paris verständigt und mein Besuch bei ihm für den anderen Morgen angekündigt. Von Bethmann war gerade im Begriff, mit dem Kaiser zur Zusammenkunft in den Schären abzureisen, als ich ihm die Botschaft Poincarés

übermittelte. Bethmann versprach mir, den Kaiser zu bewegen, sich der Wendung eines Einvernehmens zwischen Entente und Alliance in seinem Trinkspruch auf dem Schiffe zu bedienen, zumal auch vom Ballhausplatz in Wien eine telephonische Zustimmung zu diesem Schritt eingetroffen war. Von Bethmann hat Wort gehalten. Der Kaiser hat den Trinkspruch meiner Anregung gemäß unter Betonung der Worte „Einvernehmen zwischen Entente und Alliance“ tatsächlich gebraucht, und der Zar hat sie in seiner Erwiderung wiederholt. Der Widerhall dieser beiden Trinksprüche, deren Hintergründe nur den Kabinetten bekannt war, äußerte sich in der öffentlichen Meinung der Weltpresse durch enthusiastische Kundgebungen. Der gegenwärtige Ministerpräsident Frankreichs, Tardieu, schrieb einen Leitartikel unter der Überschrift: „La Formule de Monsieur Stein.“ Jules Cambon empfand keine geringe Genugtuung darüber, daß der Brief an seinen Bruder Paul in London eine so starke politische Wirkung ausgeübt habe. Die Resonanz der führenden Weltblätter war getragen von einer einmütigen Zustimmung. Cambon ermutigte mich, der Einladung Poincarés zu folgen und dort die Durchsetzung meiner Formel in den Trinksprüchen zwischen Poincaré und dem Zaren ebenso nachhaltig zu betreiben, wie es meinen Bemühungen gelungen war, durch von Bethmann Hollweg den Kaiser Wilhelm II. zur Aufnahme dieser Formel in seinem Trinkspruch zu bewegen. Mit meinem Freunde Jules Hédeman vom „Matin“, der mir damals ebenso nahe stand wie heute Jules Sauerwein vom „Matin“, reiste ich im Herbst 1912 nach Petersburg, was mir um so willkommener war, als ich ohnehin eine deutsch-russische Verständigungsnummer von „Nord und Süd“, ähnlich der englischen, vorzubereiten gesonnen war. Ministerpräsident Kokowzew, der sich mit dem Reichskanzler von Bethmann angefreundet hatte, und der Leiter des Finanzdepartements Dawydow, der kurz zuvor mein Gast in Berlin war, bei welchem Anlaß er auf seinen Wunsch Helfferich und Walter Rathenau kennenlernte, versprachen mir rückhaltlose Unterstützung meiner Bestrebungen. Auf Kokowzews Schreibtisch fand ich das kleine Buch von Helfferich über die russischen Finanzen. Als ich Kokowzew erzählte, daß ich Helfferich beim Fürsten Bülow im intimen Kreise kennengelernt hätte, um die Frage der Wiederbeleihbarkeit russischer Werte an der Berliner Börse gemeinsam zu erörtern, bat mich Ko-

kowzew Helfferich auszurichten, daß sein Büchlein über die russischen Finanzen nicht von seinem Schreibtisch weiche, was ich zu gelegener Zeit weitergegeben habe. Zur Familie Kokowzew's trat ich in enge menschliche Beziehungen, die sich auch auf die Nachkriegszeit erstreckten. Der frühere russische Ministerpräsident Witte schrieb für „Nord und Süd“ einen Aufsatz in französischer Sprache, in welchem er sich ganz pazifistisch einstellte und in der Weissagung erging, daß Kriege in der Zukunft sich nur noch an der Peripherie abspielen werden, nicht aber im Zentrum Europas. Da aber Witte das Französische nur mangelhaft beherrschte, half seine damals dreizehnjährige Enkelin bei der Niederschrift und Fassung des Textes mit. Zum Glück ließ ich mir aus Vorsicht den Aufsatz Wittes von ihm eigenhändig unterzeichnen. Diese Behutsamkeit erwies sich später als durchaus angebracht. Witte wollte gern russischer Botschafter in Berlin werden, weil er sich von seiner Entsendung nach Berlin eine dauernd gute Beziehung zwischen beiden Ländern versprach. Durch meine Mittelsmänner ließ ich in Berlin beim Auswärtigen Amt anklopfen, wie man sich zu einer Botschaftskandidatur Wittes stelle. Die Antwort lautete, daß die Anregung zu Wittes Entsendung nicht von Berlin ausgehen dürfe, weil ein solcher Schritt eher zur Durchquerung des Planes beitragen müßte, sondern die Initiative dazu müßte vom Zaren selbst ergriffen werden. Der Zar befand sich mit seinen Gästen zur Jahrhundertfeier in Moskau. Es gelang mir, durch meine Freunde tastend beim Zaren vorfühlen zu lassen, wie er sich zu einer Kandidatur Wittes auf den Berliner Botschafterposten verhalte. Witte zeigte mir nämlich in seinem Arbeitszimmer eine kleine Zeichnung von der Hand Kaiser Wilhelms II. und bemerkte, wer die Runenschrift dieser Handzeichnung entziffern könne, werde auch wissen, daß Witte in Berlin persona gratissima sei. Offenbar hatte man dem Zaren derartige Andeutungen hinterbracht, denn seine Antwort in Moskau lautete eindeutig abweisend. Als ich Witte diesen betrüblichen Mißerfolg mitteilen mußte, war er sehr betroffen. Nach dem Erscheinen seines Aufsatzes in „Nord und Süd“ reagierte die Weltpresse etwas säuerlich, um nicht zu sagen hohnneckisch. Witte in seiner Skrupellosigkeit erklärte in einer Unterredung mit einem großen Blatte, der Aufsatz sei apokryph. Als ich ihn ungesäumt telegraphisch daran erinnerte, daß

seine eigenhändige Unterschrift das Manuskript ziere, stoppte er zurück und verkroch sich hinter Vorwände. Aus dieser Erfahrung habe ich gelernt, mir wichtige Unterredungen für meine Blätter eigenhändig unterschreiben zu lassen, damit mir nicht ein zweites Mal „ein Fall Witte“ widerfahren könne.

So unzuverlässig sich Witte als Gewährsmann und als Staatsmann hier erwies, so standhaft und zuverlässig zeigte sich Kokowzew. Kokowzew, der ebenso wie sein Kollege, der russische Außenminister Sasonow, meiner Vermittlungsformel zustimmte, betrieb eifrig hinter den Kulissen, daß Poincaré das mir in Paris gegebene Versprechen einhalte und im Trinkspruch auf den Zaren genau so die Formel der Verständigung zwischen Entente und Alliance verkünde, wie dies der Kaiser Wilhelm II. auf Veranlassung Bethmanns getan habe. Zwei Wochen verstrichen, ohne die gewünschte Gelegenheit zum Wechsel von Trinksprüchen zwischen Poincaré und dem Zaren darzubieten. Am Vorabend der Abreise Poincarés riet mir Kokowzew, Poincaré aufzusuchen, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Poincaré wohnte beim französischen Botschafter Louis. Im Vorzimmer des Botschafters traf ich den englischen Botschafter Buchanan, der bereits angemeldet war. Da Buchanan für meine Londoner Aktion Wertschätzung hatte, bot er mir den Vortritt an, damit ich rascher an mein Ziel gelange. In der Besprechung mit dem Botschafter Louis wurde ich deutlich. Ich sei zwar nur politischer Publizist und befände mich auf russischem Boden, der sehr heiß sei, wenn ich mich auch als schweizerischer Staatsangehöriger geborgen fühle. Aber ich anerkenne zwischen menschlicher und politischer Moral keine Unterschiede. Auf Poincarés Veranlassung hätte ich über Bethmann den Kaiser Wilhelm II. bewogen, den ersten Schritt zu tun und in seiner Ansprache an den Zaren die von mir geprägte Formel vor aller Welt vernehmlich zu verkünden. Jetzt sei es Zeit, daß Poincaré sein Wort einlöse, sonst würde ich mich in Berlin den heftigsten Vorwürfen aussetzen. Deshalb forderte ich kategorisch, daß in dem morgen früh zu wechselnden Trinkspruch zwischen Poincaré und dem Zaren bei der offiziellen Verabschiedung auf dem Schiffe „Condé“ die Formel von der Verständigung zwischen Entente und Alliance eindeutig und ohne Umschweife promulgiert würde. Louis versprach mir warme Befürwortung, worauf ich Kokowzew von meiner Unter-

redung ungesäumt Mitteilung machte. Um drei Uhr morgens rief mich Kokowzew telephonisch im Hotel „Europäischer Hof“ an und schickte mir sein Auto mit der Bitte, sogleich auf seinen Sommersitz nach dem „Iljagin“ hinauszufahren und das Morgenfrühstück mit ihm und seiner Frau einzunehmen, da er mir dringende Mitteilungen zu machen habe. Es war um die Zeit der „Weißen Nächte“, so daß um vier Uhr morgens, als ich ankam, heller Tag war. Kokowzew empfing mich in voller Galauniform mit sämtlichen Orden, da er eine Stunde später sich nach Kronstadt begeben mußte, um der Verabschiedung Poincarés vom Zaren auf dem „Condé“ beizuwohnen. Kokowzew beglückwünschte mich zu meinem Erfolg. Nach dem Galadiner im Schloß waren Poincaré mit Kokowzew und Sasnow übereingekommen, meine Vermittlungsformel in beiden Trinksprüchen zum Ausdruck zu bringen. Kokowzew lege aber Wert darauf, daß Reichskanzler von Bethmann durch eine telegraphische Benachrichtigung von meiner Seite früher über den Erfolg meiner Mission unterrichtet würde, als der amtliche Apparat zu spielen pflege. Von Bethmann befand sich zur Kur in Gastein. Kokowzew gab an die Telegraphenverwaltung die Weisung, daß man meine Depesche an von Bethmann nach Gastein unzensiert durchlassen sollte. Auf dem Wege zum Telegraphenamts siegte die Erwägung, daß ich doch vorerst den deutschen Botschafter, Grafen von Pourtalès, loyalerweise von diesem Vorgang in Kenntnis setzen müßte. Als ich gegen fünf Uhr morgens bei der Deutschen Botschaft, in der ich ein- und ausging, vorfuhr und den Portier weckte, sah er mich entgeistert mit stieren Augen an. Als ich ihm vollends zumutete, den Botschafter zu wecken, da ich Dinge zu besprechen hätte, die keinen Aufschub duldeten, stieg ein Argwohn bezüglich der Intaktheit meines Nervensystems in ihm auf, da ein solcher Vorfall ohne jede Präzedenz war. Erst als ich drohte, daß ihm Entlassung bevorstände, wenn er meinem Gesuche, den Botschafter zu wecken, nicht willfahre, entschloß er sich unter seelischen Krämpfen zur beherzten Tat. Fünf Minuten später kam der Botschafter in Pyjama und Pantoffeln verschlafen in sein Arbeitszimmer, um nach dem Grunde meiner Hast zu fragen. Wie ich richtig vermutet hatte, war er beim Diner am Vorabend von Kokowzew ausgeschaltet worden, so daß ihm der ganze Vorgang mit den zu wechselnden Trinksprüchen vollkommen

neu war. Er dankte mir dafür, daß ich ihn nicht umgehen wollte, und bat mich, das Telegramm so abzusenden, daß es mit seinem Einverständnis formuliert sei. Immerhin konnte er sich nicht entbrechen, mir unter die Nase zu reiben, daß ich an dem ganzen Unglück schuld sei, daß das Wort „Entente“ vom Kaiser Wilhelm II. in den Mund genommen und damit sanktioniert sei. Für die Akten hätte es noch keine „Entente“ gegeben, bevor der Kaiser das Wort gutgeheißen hätte. Er habe schon bei der Zusammenkunft mit dem Zaren Bethmann gegenüber dringend davor gewarnt, daß der Kaiser das Wort Entente vor aller Welt ausspräche, denn erst damit sei die Entente hoffähig und politisch anerkannt. Bethmann aber habe, seiner Bedenken ungeachtet, beim Kaiser den Trinkspruch durchgesetzt, und damit sei das Unglück geschehen, so daß das Verhängnis jetzt seinen Lauf nehme. Im übrigen bemerkte Graf Pourtalès kichernd und schadenfroh: „Wenn Sie glauben, daß Poincaré bei dem gestrigen Bankett zu seinen Ehren im Schloß oben an der Hoftafel neben dem Großfürsten gegessen hat, dann irren Sie sich; er saß mit uns Diplomaten am Katzentisch.“ Mein maliöses Lächeln über die alte Schule der Diplomatie, für die Rangliste und Hofzeremonie maßgebende Faktoren in der Außenpolitik waren, hat der Botschafter zum Glück nicht bemerkt. Als ich ihn im Kriege wieder sah, wo er einen bescheidenen Posten im Auswärtigen Amt schlecht und recht verwaltete, gedachten wir mit Wehmut der hier geschilderten Szene. Wie die meisten Diplomaten, Politiker und Feldherren, hat auch Pourtalès seine Memoiren hinterlassen, in denen er wie die übrigen über solche Episoden von diplomatischen Nebengeräuschen stillschweigend hinweggeglitten ist. Dagegen wußte von Bethmann meine Aktion in Petersburg entsprechend zu würdigen. Er schrieb mir noch aus Gastein einen ausführlichen Brief, in welchem er mich zu meiner Beharrlichkeit, die den politischen Erfolg herbeigeführt hat, herzlich beglückwünschte. Es ist abwegig daran zu erinnern, daß die gewechselten Trinksprüche mit der Einschaltung meiner Vermittlungsformel den Krieg nicht hintanzuhalten, geschweige denn zu verhindern vermochten. Politik machen heißt nicht Wolkenkuckucksheime bauen und Luftschlösser errichten, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, augenblicklich erreichbare Ziele erstreben und mit Entschieden-

heit fördern, wenn man sich auch bewußt bleibt, daß die eigene Leistung im günstigsten Falle nur ein Baustein zur Errichtung eines bestimmten, planmäßig verfolgten politischen Systems darstellt. Meinen Gesinnungsgenossen im Bernischen Friedensbureau und in der „Interparlamentarischen Union“ habe ich immer wieder eingeschärft, daß wir Pfadfinder und Wegebereiter uns nicht vermessen dürfen, einen Weltfrieden tatsächlich herzustellen, sondern im günstigsten Falle bescheiden müssen, stille Maulwurfsarbeit zu verrichten. Aber diese Vorarbeit war nicht vergeblich. Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“, die Begründung der „Interparlamentarischen Union“, das „Bureau international de la Paix“ in Bern, „die Friedenswarte“ der Baronin von Suttner und Dr. Frieds sind Meilenzeiger auf dem Wege zum Schiedsgerichtshof vom Haag, zum Völkerbund in Genf, zur Politik von Locarno und Haag, zum Kellogg-Pakt, zum Abrüstungsvertrag in London vom April 1930, kurz: zur politischen und wirtschaftlichen Befriedung der Welt. Mein Optimismus saugt die Kraft seiner Überzeugung aus dem Umstande, daß viele Taten und Werke, an denen ich in der Vorkriegszeit mitgearbeitet habe, in der Nachkriegszeit allmählich herangereift sind und in internationalen Vereinbarungen ihren Niederschlag gefunden haben. Die Träume und Visionen unserer Jugend beginnen wir jetzt als Wirklichkeit zu erleben.

Zwölftes Kapitel

Wie ich den Weltkrieg erlebte

Die von mir erlebten geschichtlichen Begebenheiten und politischen Konstellationen werden hier nicht in strenger chronologischer Reihenfolge festgehalten. Was ich vielmehr zeitlich vorwegnehmend zu schildern versuchte, war mehr die logische Kontinuität meiner politischen Tätigkeit als die historische der Ereignisse, die bestimmend auf mein weiteres Leben eingewirkt haben. Die akademische Wirksamkeit in Bern, die einen Zeitraum von 19 Jahren umfaßt, hat mich länger im Banne gehalten, als mein Lebensprogramm vorsah. Es war noch eine Reihe wissenschaftlicher Probleme abzuschließen, bevor ich mein Lehramt aufgab, um mich der Publizistik ganz anheimzu-

geben. Vor allen Dingen wollte ich meine Weltanschauung des sozialen Optimismus nach allen Seiten hin wissenschaftlich ausbauen und soziologisch fundieren, bevor ich Bern aufgab und nach Berlin übersiedelte (1910). Im Jahre 1908 gab ich mein dem Andenken Eduard Zellers gewidmetes Werk „Philosophische Strömungen der Gegenwart“ in Stuttgart bei Enke heraus, das die führenden philosophischen Bewegungen der Gegenwart behandelt und in eine systematische Darstellung meiner Weltanschauung mündet. Das Vorwort schließt wie folgt: „Die hier gebotene geschichtliche Orientierung will daher nicht nur berichten, was heute philosophisch gilt oder wirkt, sondern zugleich erklären, wie wir, auf Grund unserer Kenntnis des Gewesenen oder noch Wirksamen, zur Lösung der uns beschäftigenden Fragen gelangen können.“

Während des Krieges hat Professor Shishir Kumar Maitra, der mit einer Dissertation über meine Philosophie in Kalkutta promovierte, das ganze Werk ins Englische übertragen und in drei Bänden unter dem Titel: „Philosophical Currents of the present Day“ im Verlag der Universität von Kalkutta veröffentlicht. Dem dritten Bande seiner Übersetzung, die im Jahre 1924 zum Abschluß gelangte, habe ich auf den Wunsch des Übersetzers, der jetzt Professor der Philosophie an der Hindu-University zu Benares ist, ein englisches Vorwort geschrieben, das vom 8. Dezember 1924 datiert ist. Inzwischen war auch die französische Übersetzung meines Buches über den „Sinn des Daseins“ unter dem Titel „Le sens de l'existence“ erschienen, ebenso das Büchlein über die Anfänge der menschlichen Kultur von 1906, endlich die Monographie über Dualismus und Monismus von 1909. Mit dem Pragmatismus des amerikanischen Philosophen James habe ich mich im Band XIV meines Archivs für systematische Philosophie vom Jahre 1908 auseinandergesetzt. Durch diese Veröffentlichung bekam meine auf den sozialen Optimismus getaufte Weltanschauung ihre äußere Rundung und ihren inneren Schliff. Der Drang zur politischen und publizistischen Betätigung wurde jedoch immer stärker und verlangte nach Auslösung. Eine Reihe von Kongressen, die sich in den letzten Jahren meiner Lehrtätigkeit in Bern abspielten, soll nicht übergangen werden. Der anthropologische Kongreß unter Vorsitz von Rudolf Virchow, Johannes Ranke und dem Schweden Montelius hielt seine Tagung in Bern ab

und beschloß sie mit einem Empfang in meinem Hause, unter Anteilnahme des Senats, der Universität und der Behörden. Mein Trinkspruch auf den Präsidenten der Tagung, Professor Rudolf Virchow, den Begründer der Zellulärpathologie und namhaften Politiker, der zu Bismarck ebenso in Opposition stand wie Theodor Mommsen, trug mir die dauernde Freundschaft Virchows ein. Ich erinnerte nämlich an das aristotelische Wort: „Anthropos physei zoon politikon“ und betonte, daß dieser Satz einzig und allein auf Rudolf Virchow gemünzt sei, da er in einer Art von Personalunion alle diese vier Worte der aristotelischen Definition in sich verkörpere, nämlich: Anthropologie, Physiologie, Zoologie und Politikologie. Dieser Vierverband von Eigenschaften trete nur in einem einzigen Exemplar unseres geschichtlichen Erlebens zutage, und das ist Rudolf Virchow. Als ich später sein Gast in der Schellingstraße war, prangten am Tische die Fähnchen, die Frau Virchow und ihre Tochter vom Bankett in unserem Hause aufbewahrt hatten und die sie sinnigerweise vor meinem Besteck aufpflanzten. Ein späterer Empfang galt dem Kongreß der internationalen Presse in Bern, an welchem nahezu 500 Vertreter der Weltpresse teilnahmen, darunter auch der jetzige Leiter des Wolffschen Telegraphenbüros in Berlin, Dr. Dietz, und der Veteran der deutschen Journalisten, Major Schweitzer, dessen 50jähriges Journalistenjubiläum jüngst feierlich begangen wurde. Der Empfang war als Gartenfest gedacht, mußte aber im letzten Augenblick wegen orkanartigen Regens in die Innenräume verlegt werden. Ein lustiger Einfall rettete die Situation. Wir improvisierten im Kohlenkeller, der im Herbst noch leer war, eine bayrische Bierstube, wo etwa 300 Personen Platz fanden. Der Leiter des Erziehungswesens des Kantons Bern, mein Freund Regierungsrat Dr. A. Gobat, verkündete an diesem Abend in feierlicher Ansprache die Errichtung einer Journalistenfakultät an der Hochschule Bern, wozu es indes nicht kam. Der bekannte Schriftsteller Hermann Bahr schrieb im „Neuen Wiener Tageblatt“ ein längeres Feuilleton über diesen Abendempfang mit 500 Regenschirmen.

Der letzte Kongreß, der in meinem Hause seinen Abschluß fand, galt dem „Institut international de Sociologie“ von Paris, der seine Tagung im Jahre 1909 in Bern abhielt. Unter den Gästen war in erster Linie der Begründer der physikalischen

Chemie, der Energetiker Wilh. Ostwald, mit dem mich eine Art von Schicksal verband. Als er nämlich in seinem 50. Jahre sein 25 jähriges Dozentenjubiläum feierte, wurde ich gebeten, an Stelle des Philosophen Wilhelm Wundt, der mit Ostwald eng befreundet war, aber verhindert sei, die philosophische Festrede zu halten. Für die Chemiker sprach an diesem Abend der Holländer Van t'Hoff, für die Physiker der schwedische Gelehrte Svante Arrhenius, während die Huldigungsrede für den Naturphilosophen Ostwald mir zufiel. Am Schlusse dieses großen akademischen Festes bat mich Ostwald in seine Privatwohnung, da er mir eine persönlich wichtige Angelegenheit mitzuteilen habe. In seinem Buche „Berühmte Männer“ habe er die These verfochten, daß bedeutende Geister mit fünfzig Jahren sich einem anderen Berufe zuwenden müßten, um ihre verbrauchten Ganglien aufzufrischen und durch neu einzuschleifende Assoziationsbahnen zu ersetzen, um noch an ihrem Lebensabend schöpferische Kraft zu neuen Leistungen aufzubringen. Er werde am anderen Morgen seine Demission einreichen, den Lehrstuhl aufgeben, sich in Großbothen bei Leipzig ansiedeln, um sich der Malerei, der Farbenlehre und sonstigen wissenschaftlichen Neigungen in seinem Landhaus „Energie“ unbeschwert und unbelastet widmen zu können. Als kurz darauf, 1909, mein 50. Geburtstag begangen werden sollte, riet mir Ostwald, der diesen ganzen Vorgang in seiner Autobiographie ausführlich schildert, das gleiche Procedere an meinem Geburtstag einzuschlagen und mit ihm gemeinsam in Berlin eine Monatsschrift unter dem Titel „Das Neue Leben“ bei Ullstein herauszugeben. Ich forderte Ostwald auf, nachmittags mein Kolleg und mein Seminar mitanzuhören, um sich darüber klarzuwerden, welche Verantwortung er trüge, wenn ich meinen Lehrstuhl gegen eine Zeitschriftenredaktion vertauschte. Nach den beiden Vorlesungen erklärte mir Ostwald, daß er mich auf dem Zenith meiner akademischen Wirksamkeit fände, aber gerade deshalb sei der psychologische Moment gegeben, gemäß seinem Rezept in dem Buche „Berühmte Männer“ zu verfahren und mein Lehramt niederzulegen, denn man gehe am besten dann, wenn alle Welt sagt: wie schade, und warte nicht erst, bis es heißt: Gott sei Dank! Ostwald malte bei mir ein Bild, genannt „das neue Leben“, und er entwarf noch in der Nacht ein Programm unserer gemeinsamen Zeit-

schrift, die ich Ullsteins in seinem und meinem Namen anbieten sollte. Ullsteins, die damals noch nicht die „Vossische Zeitung“ besaßen, stellten sich meiner Person gegenüber positiv ein, während sie für Ostwald und dessen Ideologie wenig übrig hatten. Immerhin war die Brücke zu Ullsteins geschlagen und dies um so mehr, als sie meine zahlreichen Aufsätze in der „Vossischen Zeitung“, im „Berliner Tageblatt“, in der „Neuen Freien Presse“, in „Hardens Zukunft“ und in Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ kannten und schätzten. Als ich später mit meinen Freunden, dem Dichter Dr. John Lehmann und dem Verlagsbuchhändler Felix Lehmann, einem Freunde von Sudermann und Fulda, die „Vossische Zeitung“ von den Lessingschen Erben, den Besitzern des Blattes, erworben hatte, führten erst recht Wege zu Ullsteins, die nach einer kleinen Zwischenperiode mit einem Frankfurter Bankhause das Eigentum der „Vossischen Zeitung“ erwarben. Die Anregungen Ostwalds zur Übersiedelung nach Berlin fielen auf um so fruchtbareren Boden, als meine Tochter Helene, die Übersetzerin von Herbert Spencers Autobiographie, den Stadtrat Dr. Moritz Licht in Berlin geheiratet hatte und schwer unter einer Nostalgie litt. Sie erklärte uns, daß sie nur gesunden könne, wenn sie wieder mit ihren Eltern und Geschwistern vereint sei. Da meine dritte Amtsperiode von je 6 Jahren gerade ablief, wartete ich nur noch die Neuwahl zur vierten Amtsperiode ab und erbat zunächst einen halbjährigen Urlaub nach Berlin, um festzustellen, ob der neue Beruf als Publizist mir behagen und mich ausfüllen würde. Vorerst führte ich den Kongreß in Bern glücklich zu Ende. Neben Ostwald waren Senator Léon Bourgeois, der nachmalige Präsident des Völkerbundes, Professor René Worms aus Paris, der Generalsekretär des soziologischen Institutes, und Professor Maxim Kowalewski aus Petersburg meine Gäste auf der „Villa Schönburg“. Als ich in der Aula der Universität den Kongreß schloß, war ich mir bereits klar darüber, daß ich zum letzten Male von dem mir so lieb gewordenen Katheder spreche. Nach erfolgter Wahl erhielt ich den von mir erbetenen Urlaub und übersiedelte im Herbst 1909 nach Berlin, ans Lützowufer, wo ich mir längst ein Haus gebaut hatte. Und so schloß ich meine Lehrtätigkeit in der Schweiz, die nahezu ein Vierteljahrhundert umspannt hatte, mit einem jähen Sprung ins Dunkle.

Meine Tochter gesundete, aber mir bekam der Abschied vom Katheder sehr übel. Zur gewohnten Vorlesungsstunde um fünf Uhr stellte sich bei mir mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes eine andere Art der Nostalgie ein, nämlich das Heimweh nach dem Katheder. Eine Studentendeputation, die mir Hunderte von Unterschriften meiner früheren Schüler überbrachte und mich namens der Studentenschaft bat, den Lehrstuhl wieder aufzunehmen, goß zwar etwas lindernden Balsam in die offene Wunde, aber an meinem Entschlusse, mich nunmehr der Publizistik und der Politik anheimzugeben, konnte auch die Deputation nichts mehr ändern. Auf Anraten meines Freundes Sudermann suchte ich den Leiter des Neurobiologischen Institutes, Oskar Vogt, auf und dessen Gattin Cecilie, die seine treue Mitarbeiterin ist. Dank seiner Therapie ist es mir gelungen, das seelische Gleichgewicht wiederzufinden und mich mit jenem energetischen Optimismus, der offenbar mein Lebenselement ist und die innere Melodie darstellt, nach welcher ich handle, endgültig wiederzugewinnen. Ich übernahm vom Verleger Schottländer in Breslau die Leitung der von Paul Lindau begründeten Monatsschrift „Nord und Süd“, und das erwies sich als ein glücklicher Griff, da meine Lebensgeister wieder erwachten und Vogt mit seiner Prognose recht behielt, daß die kleine aufgezwungene Atempause in der schriftstellerischen Produktion dem gesamten Organismus nur förderlich sei, wie bei großen Gütern das Brachfeld, oder in manchen Ländern das Brachjahr, damit ich, vor neue Aufgaben gestellt, mit verdoppelter Kraft und unverminderter Tragfähigkeit an die Bewältigung dieser Aufgaben herantreten könne.

Als der Weltkrieg ausbrach, dessen drohende Anzeichen ich rechtzeitig in „Nord und Süd“ erkannt und denen ich nach Kräften vorbeugend entgegengearbeitet hatte, meldete ich Ullsteins auf Grund meiner Einsicht in die Berichte Lichnowskys an das Auswärtige Amt, die mir zugänglich waren, daß England nicht neutral bleiben, sondern in den Weltkrieg aktiv eintreten werde. Die Schweiz ernannte wie immer in einem Kriegsfall einen General, und zwar Oberst Ulrich Wille, dessen Frau eine geborene Bismarck war, und mit dessen Hause mich jahrzehntelange Freundschaft verband. Ich begann meine Tätigkeit im Ullsteinhause mit einem Leitaufsatz über General Wille. Am 3. August 1914 verabschiedeten sich meine drei

Söhne auf einem Landsitz in der Nähe von Berlin, um ihrer Heerespflicht in der Schweiz nachzukommen. Meine älteste Tochter Helene Licht, die mit der Baronin Suttner eng befreundet war, vergoß beim Abschiedessen leise Tränen, die von den übrigen Familienmitgliedern als Trennung von ihrem Gatten gedeutet wurden, der als Reserveoffizier in geradezu enthusiastischer Stimmung am selben Abend an die Front ging. Ich deutete die Tränen meiner Tochter anders, da ich bemerkte, daß die Kriegsbegeisterung ihres Gatten sie verletzt und verwundet habe. Als ich andeutend nach dem Grund ihrer Tränen forschte, antwortete sie: „Es sind Freudentränen darüber, daß Bertha von Suttner diesen schmerzlichen aller Tage nicht mehr miterlebt hat.“ Mein Sohn Wilhelm gab dem ganzen Gespräch eine scherzhafte Wendung, indem er seine Schwester mit den Worten apostrophierte: „Lene, hast du denn nicht bemerkt, daß die Potentaten bei Lebzeiten der Baronin Suttner sich gar nicht getraut haben, den Krieg zu erklären, sondern ihren Tod abwarteten, um das allgemeine Stichwort zum Ausbruch des Weltkriegs zu geben.“ Mein Schwiegersohn Licht hat beide Schlachten von Tannenberg mitgemacht, wurde schwer verwundet und lag monatelang mit dem Tode ringend in Königsberg darnieder, wo er unter der Pflege meiner Tochter langsam genas und den Rest des Krieges als Lebensmitteldezernent des Magistrats zu Schöneberg, dem er angehörte, fungierte. Nach dem Kriege verließ er den kommunalen Dienst und wurde Direktor der Ostbank in Königsberg, die damals auch als Notenbank der Preußenkasse für den Osten diente. Der kerngesunde Mann hat die Nachkriegswirkungen an sich verspüren müssen. Er erlag nach ersprießlicher Tätigkeit an der Ostbank und im ehrenamtlichen Kommunaldienst Königsbergs einer heftigen Kopfgrippe. Meine Tochter ist ihrem Gatten nach einiger Zeit im Tode nachgefolgt. Das war der schmerzliche Tribut, den wir dem Kriegsmoloch entrichtet haben.

Kurz nach meinem Eintritt in die „Vossische Zeitung“ und in die übrigen Betriebe des Ullsteinhauses trat Rechtsanwalt Ullstein, ein Chef des Hauses, mit der Forderung an mich heran, meine Kräfte auch der aufblühenden „B. Z. am Mittag“ zu widmen. Wir beschlossen, daß ich unter dem Pseudonym „Diplomaticus“ fortlaufend persönliche Erinnerungen an Erlebnisse mit Staatsmännern veröffentlichen sollte, daneben und

darüber hinaus auch Unterredungen mit Politikern und Wirtschaftlern pflegen, die ich entweder in der „Vossischen Zeitung“ unter meinem vollen Namen, bzw. unter der Abkürzung „L. St.“, in der „B. Z.“ als „Diplomaticus“ zeichnen sollte. Es wurde vereinbart, daß dieses Pseudonym streng diskret zu behandeln sei, so daß nur die Eingeweihten des Hauses wußten, wer sich hinter „Diplomaticus“ verbirgt. Der Schleier der Anonymität wurde vergleichsweise spät gelüftet. Nahezu zwei Jahre nach Kriegsausbruch, nachdem ich Hunderte von Aufsätzen veröffentlicht hatte, fragte Fürst Bülow vertraulich, wer „Diplomaticus“ sei, was ihn um so eher berühre, als er selbst wiederholt darauf angesprochen werde, ob nicht er es sei. Ich beharrte auch Fürst Bülow gegenüber auf dem Standpunkt des Amtsgeheimnisses. Später erklärte mir Bülow lächelnd, daß er von dritter Seite erfahren hätte, wer der „Diplomaticus“ sei.

Der Versuchung, die „Diplomaticus-Aufsätze“ nach dem Kriege zu sammeln und als Buch herauszugeben, widerstand ich aus der Erwägung heraus, daß man nach dem Kriege alles streichen und vergessen müsse, was sich kriegspsychotisch in allen Ländern publizistisch ausgewirkt hat. In meiner Monatschrift „Nord und Süd“ habe ich gegen die übereilte Erklärung der 93 deutschen Professoren eine Kampagne eröffnet, um anderen Professoren Gelegenheit zu geben, ihren gegenteiligen Standpunkt zu vertreten. Nahezu 40 Gelehrte waren meinem Rufe gefolgt und haben in „Nord und Süd“ Gegenerklärungen veröffentlicht, darunter auch solche, die ursprünglich zu den 93 Unterzeichnern gehörten, aber diesen Schritt bereuten und sich der Gegendemonstration nachträglich anschlossen. In den beiden Abteilungen meines „Archiv für Philosophie“ habe ich Aufsätze oder Abhandlungen, die sich mit dem Krieg wissenschaftlich auseinandersetzen wollten, grundsätzlich abgelehnt. Ich bin noch einen Schritt weitergegangen. Da mein „Archiv“ seit seiner Begründung vom Jahre 1887 ab ständig Aufsätze in englischer, französischer und italienischer Sprache neben der deutschen brachte, so habe ich mich nicht veranlaßt gesehen, von dieser Gepflogenheit abzuweichen, sondern veröffentlichte herzlich die in meinem Pulte befindlichen Manuskripte in französischer, englischer und italienischer Sprache, ohne mit der Wimper zu zucken. Natürlich kamen keine neuen Beiträge hinzu,

aber mein Vorrat an fremdsprachlichen Manuskripten reichte auf Jahre hinaus. Und wenn Neutrale, wie Holländer oder Skandinavier, sich der französischen oder englischen Sprache bedienen wollten, hatte ich auch keine Bedenken dagegen. Zu meiner größten Genugtuung ließ man diese Publikationen in Fremdsprachen ungehindert durchgehen. Die Früchte dieses neutralen Verhaltens, das ich mir als Schweizer Bürger mitten im Kriege in Berlin leisten durfte, habe ich in Amerika zu kosten bekommen. Auf einem Diner zu meinen Ehren an der Columbia University, deren Präsident Butler ist, apostrophierte der Vorsitzende in seiner Tischrede den Herausgeber des „Archiv“. Er nannte ihn einen wahrhaften „Heros“, der sich im Weltkriege bewährt habe. In Amerika hätte es während des Krieges niemand wagen dürfen, eine wissenschaftliche Arbeit in deutscher Sprache zu veröffentlichen. In den übrigen kriegführenden Ländern wäre man dafür gehenkt, geköpft, gelindestens erschossen worden. Aber das „Archiv“ habe den Mut gebracht, unsere Beiträge in der Originalsprache mitten im Kriege zu publizieren. Darauf konnte nur mit „Sense of humor“ geantwortet werden: „Zu jedem Heroismus gehört Wagemut, Entschlossenheit und vor allem Überwindung von Gefahren durch ungehemmte Tapferkeit. Alle diese Attribute muß ich für mich ablehnen, zumal ich nicht das geringste Risiko lief, da mir kein Mensch auch nur eine abfällige Bemerkung über mein Verhalten machte. Der wahre Heros sei nicht der Herausgeber des ‚Archiv‘, der die mit Auszeichnung behandelte Tat der Neutralität begangen hat, sondern der wirkliche Heros sei das deutsche Volk, das Toleranz geübt und die Veröffentlichungen in Fremdsprachen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift bedenkenlos geduldet hat.“

Da ich als Schweizer Bürger in der politischen Publizistik mich betätigte, lag eine gewisse Reserve in meiner Stellungnahme zu den politischen Tagesproblemen nicht nur in der Natur der Sache, sondern sie entsprach auch meinem inneren Wesen, dem jeder Parteizwang abhold ist. Wenn ich in der Zusammenarbeit mit meinem Freunde Georg Bernhard, dem Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“, eine etwas mildere Note den auftauchenden Fragen gegenüber anschluss, als der temperamentvolle, genialisch veranlagte Draufgänger Bernhard, so kamen die Altersunterschiede zwischen uns und vielleicht

auch die größere philosophische Beschaulichkeit, die mir gefühlsmäßig und vielleicht auch etwas zunfthhaft anhaftete, wesentlich in Rechnung. In den ersten Kriegsjahren war ich auf Wunsch Bernhards durchweg Zeuge seiner journalistischen Eingebungen und der formalen Prägung des Ausdrucks. Seine Leitartikel diktierte er vielfach in meiner Anwesenheit, damit ich von Zeit zu Zeit eingreifen könne, um einen Gedankengang abzublenden oder einen Ausdruck zu mildern. In unserer nahezu 17jährigen Zusammenarbeit hat es nie einen Mißton zwischen uns gegeben, wenngleich hüben und drüben scheele Blicke und neidvolle Gesten zutage traten, die darauf abzielten, unser nahezu sprichwörtlich gewordenes Freundschaftsverhältnis zu trüben. Gegen Neid und Mißgunst war ich von jeher gefeit, da ich grundsätzlich alles ignorierte, was in bösslicher Absicht gegen mich gesprochen oder geschrieben wurde. Bernhard las alle Bosheiten gegen sich, ich keine gegen mich, zumal ich den Verfassern nicht den Gefallen erweisen wollte, ihre Absicht, mich zu ärgern, zu erreichen. Meines Wissens habe ich keinen Menschen in Wort und Schrift mit Bewußtsein gedemütigt, verletzt oder verhöhnt. Nörgeln und Kritteln liegen meiner auf Versöhnung von Gegensätzen gestellten Grundnatur offenbar nicht. So sehr ich bewußter Gegner der Philosophie Schopenhauers und seines Pessimismus bin, so restlos habe ich mir seinen moralischen kategorischen Imperativ zu eigen gemacht: „Neminem laede, immo omnes, quantum potes, juva.“ Aus dieser Lebensmaxime heraus erklären sich manche Wesenszüge, die man vielleicht bespötteln und ironisieren kann, die aber zum unzerstörbaren Charakter, wie ihn Schopenhauer begreift, unabtrennbar gehören. Und zwar nach der von Schopenhauer geprägten Formel: „Operari sequitur esse.“

Zu einer solchen impetuosen Handlung gehört ein Brief, den ich nach Kriegsausbruch an den Oberstkommandierenden der Marken, Generaloberst von Kessel, schrieb, in welchem ich ihm ein Haus an der Viktoriastraße, das ich kurz vorher für meine Zwecke hatte umbauen und im Herbst 1914 beziehen wollen, wie es ging und stand, für die Kriegsdauer als Sitz der Kommandantur anbot. Von Kessel griff um so eher zu, als die Lage des Hauses mit anschließendem großen Garten im vornehmen alten Westen, seinen Wünschen in jeder Richtung ent-

sprach. Es bildete sich zwischen von Kessel, der während des Krieges mit Vollmachten ausgestattet war wie kaum ein zweiter, und mir ein freundschaftliches Verhältnis heraus. Für die Ullsteinblätter war diese Beziehung nicht ganz nebensächlich, da ich zu jeder Stunde Zutritt zu dem Generalgewaltigen von Berlin hatte, somit Informationen entgegennehmen oder auch geben konnte, die den Blättern zugute kamen. Natürlich ist ein solcher Einfluß um so nachhaltiger und wirksamer, je weniger man ihn strapaziert. Und so habe ich denn meine Verbindung mit Generaloberst von Kessel nur in den seltensten Fällen und auch dann nur in dem Ausmaße benutzt, wie sie dem Staatswohl und dem öffentlichen Interesse entsprach. Als ich aber kurz nach Kriegsausbruch gemeinsam mit dem Führer der Nationalliberalen im Reichstag, Bassermann, die „Mittwoch-Gesellschaft“ begründete, da war es für das Ansehen und Prestige dieser politischen Gesellschaft nicht ohne Belang, daß der Oberbefehlshaber der Marken als einer der ersten sich ihr anschloß. In seinem glänzend geschriebenen und auf feinsinniger Erfassung der Hamletnatur Rathenaus beruhenden Buche des Grafen Harry Keßler über Walter Rathenau, hat er die Anfänge der „Mittwoch-Gesellschaft“ im Ganzen richtig wiedergegeben. In der englischen Ausgabe dieses Buches vom Jahre 1929, Seite 241, ist das Wesen der „Mittwoch-Gesellschaft“ noch etwas breiter dargestellt als im deutschen Original. Ich setze daher die englische Darstellung der Geschichte der „Mittwoch-Gesellschaft“ hierher:

„The Mittwoch-Gesellschaft‘ was founded by Professor Ludwig Stein and the leader of the National Liberal party in the Reichstag, Herr Bassermann. This club played a not unimportant part behind the scenes. They established connections, in what was for Germany a completely new form, between the government on the one hand, and members of parliament, journalists, leaders of industry, bankers, and people from every department of public life on the other; and by means of these easy and unceremonious relationships they often exerted more influence on German policy and the direction of the war, especially in critical moments, than did the censored press or ‘public opinion’, or even the houses of parliament, which after all sat within hearing of the Entente.

This was especially true of the ‚Mittwoch-Gesellschaft‘, a

carefully selected and relatively small private club with only 70 members, which met weekly in the Hotel Continental for a confidential discussion of vital questions of the day. All shades of opinion from the ultra-conservative Count Westarp to the Social Democrats Heine, Südekum and David were represented in it. Herr Bassermann and Professor Stein began by asking twelve prominent personalities of different schools of thought to join, and each of these — of whom Rathenau was one — then coopted four others. Among the regular attendants at the meetings were Field-Marshal Moltke, General Kluck, von Kessel, Prince Guido Henckel, Dr. Stresemann, representatives of big business, such as Hugo Stinnes and Dr. Hugenberg and a number of well-known newspaper men, amongst whom the most prominent were Professor Hoetzsch and Herr Georg Bernhard. Leading Allied politicians, such as Counts Apponyi and Andrassy, came as guests when they happened to be in Berlin. In this small assembly, which was conducted on parliamentary lines, Rathenau found for the first time a platform for his oratorical talent.“

Die Vorgeschichte der Begründung der „Mittwoch-Gesellschaft“ entbehrt nicht eines geschichtlichen Reizes. Bassermann trat an mich mit der Frage heran, wie man den Geist des 3. August 1914 auf Flaschen ziehen und destillieren könne. Ich antwortete, daß man nach englischem Vorbild eine überparteiliche politische Abendgesellschaft mit gemeinsamer Mahlzeit und darauffolgendem „after-dinner-speech“ unter Hinzuziehung der Sozialdemokraten bilden müßte. Wenn die Sozialdemokraten gut genug seien, für das Deutsche Reich zu sterben, so müßten sie gut genug dazu sein, mit seinen Führern zu leben. Ich exemplifizierte an Ramsay MacDonald, der zu den Festessen der Regierungen zugezogen wurde, lange bevor er Minister war. Wir vereinbarten ein vorberatendes Diner, an welchem neben Bassermann seine damalige rechte Hand, Gustav Stresemann, der spätere Vizekanzler von Payer, Walter Rathenau, Geheimrat Rießer, Hugo Stinnes und noch einige Prominente teilnahmen. Als wir bei Tisch den Plan einer überparteilichen politischen Gesellschaft mit zwanglosem Charakter besprachen, fanden wir lebhaften Widerhall. Walter Rathenau und ich wurden von diesem vorbereitenden Komitee beauftragt, siebenzig führende Männer aus allen Parteien und Berufen zu

einem ersten Essen im Hotel Continental, wo Hugo Stinnes wohnte, einzuladen. (Die Gesellschaft hieß in den ersten Jahren „Continental-Gesellschaft“). Von den Sozialdemokraten waren Südekum, David und Wolfgang Heine geladen. Am Eröffnungstage sprach mir Bassermann seine Besorgnis darüber aus, daß Graf Westarp, der sein Erscheinen ebenso zugesagt hatte wie alle siebzig Eingeladenen, im letzten Augenblick es übel vermerken könnte, wenn er plötzlich am Tische drei Sozialdemokraten sähe, deren gesellschaftlichen Verkehr er bis dahin gemieden habe. Ich suchte daraufhin Fürst Wedel, den ehemaligen Botschafter in Wien und Statthalter in Straßburg auf, um ihm das Ehrenpräsidium zu den Eröffnungsabenden mit der Bitte zu übertragen, Südekum und Graf Westarp rechts und links von ihm als Nachbarn zu haben, um zwischen ihnen eine gesellschaftliche Brücke zu schlagen. Fürst Wedel stimmte zu, falls ich ihm die Last der Eröffnungsrede abnehme. Mit dem Glockenschlag 8 Uhr erschien Fürst Wedel und bat Westarp und Südekum, sich an seine Seite zu setzen, damit sie bei Tische in einen engeren Kontakt kommen könnten. Nach Tisch erklärte mir Graf Westarp, daß mein Experiment kühn, aber gelungen sei, denn es habe ihn von einem gesellschaftlichen Vorurteil befreit. Südekum sei ein Gentleman, mit dem sich angenehm verkehren lasse. Am zweiten Mittwoch kam auf Einladung des Grafen Westarp der ungekrönte König von Preußen, Baron von Heydebrand und von der Lasa, als Gast in die „Mittwoch-Gesellschaft“. Als er mich nach dem Namen seines Gegenüber fragte (es war der Abgeordnete Dr. David, später Gesandter in Hessen), da nannte ich ihm den Namen und sagte: „Das ist Ihr zukünftiger Kollege im Koalitionskabinett, das im Kriege unausbleiblich kommen muß.“ Von Heydebrand sah mich verschmitzt an und bat um eine persönliche Aussprache für den anderen Abend in meiner Wohnung über diese delikate Materie. Wir verbrachten nach dem Nachtessen viele Stunden in meinem Arbeitszimmer. Herr von Heydebrand entwickelte dabei so kluge und besonnene Ansichten, insbesondere auch über ein künftiges Koalitionskabinett, dem er zwar nicht angehören werde, da er kein Ministeramt bekleiden wolle, wahrscheinlich aber Dr. David. Dabei entwickelte von Heydebrand eine so gesunde Theorie des Konservatismus, von einer Durchdachtheit der politischen Systeme

matik und von einer Gepflegtheit des sprachlichen Ausdrucks, daß ich mein Erstaunen über die Gedoppeltheit seines Wesens nicht unterdrücken konnte. Als Theoretiker erschien er mir elastisch wie Stahl, als Taktiker und politischer Praktiker unbiegsam wie Schmiedeeisen. Besonders in der Frage des Preußischen Wahlrechts blieb er unbelehrbar und unbekehrbar. Immerhin ließ sich mit einem Manne seines geistigen Formates weltpolitisch reden, ohne auf Engstirnigkeit zu stoßen. Der konservative Nachwuchs der Nachkriegszeit hat keine Figur von solchen Ausmaßen gezeitigt wie den Führer der Konservativen im Preußischen Landtag.

In den ersten Monaten verliefen die Tagungen ohne politische Debatten. Man mußte sich zuerst ineinander gesellschaftlich hineinfühlen und herantasten, bevor man das Wagnis unternahm, inmitten des Krieges die politischen Gegensätze aufeinanderplatzen zu lassen. Die Einladungen wurden namens der „Mittwoch-Gesellschaft“ von Stresemann verschickt. Im Anwesenheitsbuch vom Mittwoch, dem 15. November 1916, findet man noch von Stresemanns Hand folgende Aufzeichnung: „Im Fall des Verlustes wird gebeten, das Buch zurückzugeben an Dr. Stresemann, Berlin W 50, Tauentzienstraße 12 a.“ Erst als Stresemann Vorsitzender des „Reichsklub der Deutschen Volkspartei“ wurde, bat er mich in einem Brief vom 10. September 1920 ihm die Bürde der Einladungsschreiben selbst abzunehmen, oder Exzellenz Raschdau, dem alten Mitarbeiter Bismarcks, zu übertragen. Als im Kriege Bedenken auftauchten, ob wir die „Mittwoch-Gesellschaft“ offiziell beim Polizeipräsidium anmelden müßten, schickte mir Stresemann folgenden Bescheid auf seine Anfrage beim Polizeipräsidenten. „Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 19. d. Mts. ergebenst zu erwidern, daß seine Ausführungen hier keinen Anlaß geben, meine Auffassung von der Sachlage zu berichtigen. Es kann ohne weiteres zugegeben werden, daß die ‚Mittwoch-Gesellschaft‘ in ihrer jetzigen Gestalt kein Verein ist. Euer Hochwohlgeboren dürften aber übersehen haben, daß nach der angezogenen Verordnung des Oberkommandos nicht nur alle nichtöffentlichen Vereinsversammlungen, sondern überhaupt alle Versammlungen, in denen öffentliche Angelegenheiten erörtert werden, anzeigepflichtig sind. Die Veranstaltungen der ‚Mittwoch-Gesellschaft‘

sind aber auch in ihrer augenblicklichen Form nach der Rechtsprechung als Versammlungen anzusehen. Einer vereinsmäßigen Ausbildung der „Mittwoch-Gesellschaft“ bedarf es daher nicht, um der Anordnung des Oberkommandos Genüge zu tun.“

Irgendeiner Gefahr waren wir um so weniger ausgesetzt, als die Pressechefs der Obersten Heeresleitung ständige Besucher der „Mittwoch-Gesellschaft“ waren, um jeweils am Mittwoch dem Hauptquartier ausführliche Mitteilungen über den Inhalt der Vorträge und Diskussionen zu machen. Zudem gehörten Feldmarschall von Moltke und Generaloberst von Kluck zu den ständigen Teilnehmern. Da wir von Anbeginn bis auf den heutigen Tag „Anwesenheitslisten“ führten, so können aus den Präsenzlisten die Unterschriften derer festgehalten werden, die man füglich als den Stolz Deutschlands ansprechen durfte. Kaum ein Mann von politischem Einfluß oder ein Fremder von Rang aus den verbündeten Ländern fehlen. So eröffnet das von Stresemann angelegte Buch am Mittwoch, dem 15. November 1916, Dr. Graf Albert Apponyi, darunter die Unterschriften von Stresemann und Rathenau. Etwas später Ballin. Als ersten Redner mit besonderem Referat finde ich in diesem Buche Mittwoch, den 14. Februar 1917, den damaligen Oberpräsidenten von Ostpreußen Exzellenz von Batocki, und als Anwesende von Kluck, von Heydebrand, Stresemann und andere. Den Nachruf auf Bassermann hielt Dr. Gustav Stresemann Mittwoch, den 24. August 1917. Wir waren mit der Familie Stresemann den Sommer über in Binz, als uns die Nachricht vom Ableben des nationalliberalen Parteiführers und Begründers der „Mittwoch-Gesellschaft“ dort erreichte. Als Stresemann, der bis dahin im Reichstag noch nicht merklich hervorgetreten war, sondern mehr im Schatten Bassermanns weilte, mich vertraulich fragte, ob er nach dem Tode Bassermanns ins Kabinett eintreten solle, um Schiffer die Parteiführung zu überlassen, riet ich ihm, Schiffer mit der Vertretung im Kabinett zu betrauen und selbst die Parteiführung anzustreben, zumal man als Minister über eine Apfelsinenschale stolpern könne, während man als Parteiführer so gut wie unabsetzbar sei. Stresemann klagte mir immer, daß er im Parlament das Ohr des Reichstags nicht habe. Man störe ihn mit Zwischenrufen und „feixe“ ihn besonders von links an, so daß

er die Contenance verliere. Als er aber im Reichstag in seiner Eigenschaft als Parteiführer sprach, war die Resonanz eine völlig andere, und als ich ihn in der Wandelhalle zu seiner Rede beglückwünschte, konnte ich ihm aus voller Überzeugung erklären, daß er von heute ab das Ohr des Reichstags habe und behalten werde. Von ausländischen Gästen sprachen am 12. September 1917 der spätere polnische Gesandte Graf Ronikier, am 19. September 1917 Professor Miletitsch (Sofia), die litauischen Staatsmänner Dr. Smetona und Dr. Schaulis (28. November 1917), über die ägyptische Bewegung Mohamed Furid Bey (24. Januar 1918), über Finnland Senator Professor Dr. Hjelt, der nachmalige finnische Gesandte in Berlin, über die Ukraine Bruno Burbella (20. Februar 1918), über die persischen Probleme Ezzattalah Hedajaht (20. März 1918), über Kaukasien Fürst Matschabelli (24. April 1918), über die irische Frage Dr. Chatterton Hill (22. Mai 1918), über die flämische Bewegung Professor Versleus (26. Juni 1918), während Graf Zeppelin in eindringlichen Worten für die Verstärkung seiner Luftflotte eingetreten ist. Zeppelins Ansprache war so vehement, daß eisiges Schweigen eintrat und niemand es wagte, seinen Ausführungen entgegenzutreten. Die Situation wurde verfänglich, zumal die Aussprache in der Debatte den Hauptreiz der „Mittwoch-Gesellschaft“ darstellte. Es blieb mir als Vorsitzendem nichts anderes übrig, als selbst das Wort zu nehmen und Graf Zeppelin zu fragen, ob er auch in politischen Dingen am „starren System“ festhalte, in welchem Falle wir angesichts seiner Autorität schweigen wollen. Oder ob er als Politiker, als welchen er sich im heutigen Referat gezeigt habe, dem „elastischen System“ zuneige, dann würde die Debatte sofort eröffnet, was um so unverfänglicher sei, als seit Anbeginn der „Mittwoch-Gesellschaft“ die Presse, deren führende Männer Mitglieder seien, über Veranstaltungen der „Mittwoch-Gesellschaft“ niemals berichte. Darauf setzte eine ungewöhnlich lebhaftige Debatte ein, da das erlösende Wort gesprochen war. Um 11 Uhr mußten wir nach Polizeivorschrift schließen. Graf Zeppelin, der sehr rege war, äußerte den Wunsch, noch ein Stündchen beim Glase Wein mit uns zu plaudern. Fürst Guido Henckel-Donnersmarck, dessen Vater zu den Mitbegründern der „Mittwoch-Gesellschaft“ zählte, wohnte im Adlon und lud uns auf sein Zimmer. Es schloß sich noch Georg Bern-

hard an, so daß wir zu viert bis in den frühen Morgen zechen konnten. Nie habe ich den Grafen Zeppelin ergiebiger und aufschlußreicher gefunden als in dieser Nacht, deren politisches Symposium den drei übrigen Teilnehmern zum unverlierbaren Erlebnis geworden ist. Am anderen Morgen gegen 10 Uhr meldete sich Graf Zeppelin in meiner Privatwohnung, während ich einen ungarischen Minister zu Besuch hatte. Als ich die beiden Herren miteinander bekannt machte, flüsterte mir der Ungar ins Ohr: „Das ist doch nicht etwa der Zeppelin?“ „Jawohl“, antwortete ich etwas lauter, damit es Zeppelin, der etwas schwerhörig war, hören konnte, „doch das ist der Zeppelin!“ Graf Zeppelin war über diese Szene unendlich belustigt und verabredete mit mir ständige telephonische Fühlungnahme von Friedrichshafen aus. Wenige Monate später begleitete ich ihn zu einer Luftfahrtausstellung am Zoo, die er in feierlicher Rede eröffnete — um ihm kurz darauf das letzte Geleite zu geben.

Zu den umstrittensten Fragen in der „Mittwoch-Gesellschaft“ gehörte die Inangriffnahme des verschärften U-Boot-Krieges. In wochenlangen Verhandlungen wurde für und gegen den U-Boot-Krieg plädiert. Die Befürworter waren durchweg Marineangehörige, insbesondere Admiral Graf Baudissin, während die Admiräle von Truppel und Dick sich zurückhaltend verhielten. Der schärfste Gegner war Walter Rathenau, dessen Reden in der „Mittwoch-Gesellschaft“ gegen den verschärften U-Boot-Krieg so gehauen und gestochen waren, daß man sie ohne Revision und Korrektur dem Druck hätte übergeben können. Diese seine Haltung hat ihm eine Kontroverse mit dem General Ludendorf eingetragen, über welche man in den kürzlich veröffentlichten Briefen, in denen Rathenau wiederholt von der „Mittwoch-Gesellschaft“ in den höchsten Tönen spricht und sie als „den Rat der Weisen“ anspricht, Erbauliches und Erweckliches nachlesen kann. Rathenau pflegte mit Georg Bernhard, Professor Hoetzsch und mir jeden Mittwoch nach Schluß unserer Tagungen zu Fuß vom „Continental“ nach dem Friedrich-Karl-Ufer zu wandeln, um noch die nachklingenden Reden mit uns durchzusprechen und uns in seinem Auto, das im Büro der AEG. am Friedrich-Karl-Ufer garagiert war, nach Hause zu bringen. In der „Mittwoch-Gesellschaft“ haben Stresemann und Walter Rathenau unzählige Male ihre dialektischen Klänge gekreuzt. Als Stresemann am 10. März 1920 das Thema

„Rußland und wir“ besprach, kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung mit Rathenau, der damals, wie schon in der Kriegezeit, Rußland als Absatzgebiet für die deutsche Industrie höher stellte als ganz Kleinasien. Mitten im Kriege prägte Rathenau in der Debatte über Rußland das scharfe Wort, daß eine einzige Provinz Rußlands, ja die Stadt Odessa allein für die industriellen Belange Deutschlands wesentlicher sei als die Türkei und die ganze Berlin-Bagdad-Bahn. Der innere und äußere Gegensatz zwischen Stresemann und Rathenau hinderte Stresemann nicht, nach dem tragischen Ende Rathenaus Mittwoch, den 28. Juni 1922, in der „Mittwoch-Gesellschaft“ einen Nachruf auf Rathenau zu halten, der an Innigkeit und staatsmännischer Würdigung des Politikers Rathenau nicht überboten werden konnte. Dabei ist nicht zu unterschätzen, daß Stresemann schon vor der Konferenz in Genua, im April und Mai 1922, wie ich hinterher erfuhr, Ansprüche auf die Entsendung als deutschen Delegierten nach Genua an Stelle Rathenaus geltend gemacht hatte.

Unmittelbar vor der Ernennung Rathenaus zum Reichsaußenminister im Kabinett Wirth und seiner Entsendung als ersten Delegierten des Deutschen Reiches zur Konferenz nach Genua spielte sich nämlich folgender Vorgang ab, dessen Hintergründe an dieser Stelle aufgedeckt werden sollen: Wirths Vertrauensmann war Geheimrat Kreuter, der ebenfalls nach Genua delegiert war und Rathenau wie mir persönlich nahestand. Wirth setzte der Ernennung Rathenaus zum Außenminister gelinden, Reichspräsident Ebert hingegen stärkeren Widerstand entgegen. Rathenau erklärte uns beiden, daß er es ablehnen müsse, als fünftes Rad am Wagen der deutschen Politik in Genua einherzutrotten. Er habe bereits bei den Verhandlungen mit Loucheur in Wiesbaden, bei dem Zusammenstoß mit Hugo Stinnes in Spa, endlich bei zahlreichen Konferenzen in nichtamtlicher Eigenschaft das Deutsche Reich vertreten und seine Persönlichkeit stark exponiert. Dieses Mal gehe es aber in Genua aufs Ganze, zumal eine Persönlichkeit die deutschen Belange vertreten müsse, die auch die Fremdsprachen souverän beherrsche. Wir waren kurz zuvor bei dem Leiter der Ostabteilung des A. A., Ago von Maltzan, dem intellektuellen Urheber des Rapallo-Vertrages und nachmaligem deutschen Botschafter in Washington, der einen so tragischen Tod im Flugzeug gefunden

hat, zu einem Abendessen zusammengetroffen und hatten dort den russischen Bolschewisten Radek eingehend gesprochen. Die Grundeinstellung Rathenaus, der sich an diesem Abend stundenlang mit Radek unterhielt, war aus wirtschaftlichen Gründen eine für ein Zusammengehen mit Rußland, auch mit Sowjetrußland, günstige. An diesem Abend erklärte mir Rathenau bereits, daß er nur als Reichsaußenminister nach Genua mitgehen würde, weil er verantwortungsbewußt sei und Dinge nicht vertreten könne, die er nicht auch durchzuführen amtlich die Befugnis habe. Laut Verabredung kniete sich Geheimrat Kreuter, bei dem Rathenau stundenlang geweilt hatte, auf Wirth, um ihn zu bestimmen, vor der Abreise nach Genua dem Reichspräsidenten Ebert die Ernennung Rathenaus zum Außenminister vorzuschlagen. Mir war die Rolle zugeteilt, die Kreuter Wirth gegenüber ausübte: beim Reichspräsidenten Ebert vorstellig zu werden, um ihm die zwingenden Gründe für die Entscheidung Rathenaus auseinanderzusetzen (damals wußte ich nicht, daß Stresemann sich bewarb). Da Staatssekretär Weismann, der Ebert nahestand, die delikate Mission beim Reichspräsidenten nicht übernehmen mochte, so blieb mir nichts anderes übrig, als mein Heil zu versuchen. Es geschah dies an einem Sonnabendabend, unmittelbar vor der Abreise der deutschen Delegation nach Genua. Ebert behielt sich seinen Beschluß bis Sonntagmittag vor, während Rathenau bei seinem Kollegen, dem Generaldirektor der A. E. G., Felix Deutsch zu Tische blieb, bis ich die Nachricht von der Unterzeichnung des Ernennungsdekrets durch Ebert überbringen konnte. Rathenau atmete erleichtert auf und gab am Tage vor der Abreise zu Ehren des russischen Außenministers Tschitscherin, mit dem ich am selben Tage eine mit meinem Namen gezeichnete Unterredung in der „Vossischen Zeitung“ veröffentlichte, ein Mittagessen, an welchem neben den Delegierten unter anderen von Maltzan, Kreuter und ich teilnahmen. Meine Anwesenheit in Genua, wohin ich für die „Ullstein-Blätter“ ging, war um so mehr angezeigt und geboten, als der englische Botschafter Lord d'Abernon, der mir persönlich nahestand, mir ein persönliches Schreiben an den „spiritus rector“ der Konferenz in Genua, den englischen Premierminister Lloyd George, mitgab, in welchem er mich als geeigneten „man between the parties“ bezeichnete und sich für meine Zuverlässigkeit einsetzte. Da ich

als Schweizer Bürger neutral bleiben wollte und sollte, wohnte ich in Genua nicht im Hotel der deutschen, sondern in dem der schweizerischen Delegation. Zur Vorsicht gab ich meinen Beglaubigungsbrief am Tage meiner Ankunft dem persönlichen Sekretär von Lloyd George, Sir Philipp Kerr, mit dem ausdrücklichen Bemerkungen ab, daß Lloyd George mich von meiner Tätigkeit in England aus dem Jahre 1912 kenne und daß ich ausdrücklich hervorhebe, daß ich im Hotel der schweizerischen Delegation wohne, damit man sich gegebenenfalls meiner Vermittlung bedienen könne. Ich gab zu Anfang der Konferenz gemeinsam mit meinem Freunde Harry Keßler, wie er dies in seiner Rathenau-Biographie hervorhebt, ein Essen für die Presse. Nahezu achtzig Vertreter aller Weltblätter, einschließlich der französischen, nahmen an diesem Bankett teil, an welchem der damalige italienische Außenminister Schanzer und der Präfekt von Genua Ansprachen hielten. Graf Keßler und ich haben die Tischordnung unter Aufbietung von angewandter politischer Psychologie so zusammengesetzt, daß keinerlei Reibung oder Mißton entstand, sondern der Vorklang zu jener Atmosphäre sich bildete, die nachher in Locarno, Thoiry und Haag ihren Ausklang finden sollte. Der persönliche Kontakt zwischen den Vertretern der Weltblätter war hergestellt. Georg Bernhard saß neben dem Vertreter des „Matin“. In meiner Ansprache begrüßte ich die Gäste in ihren Landessprachen. Neben den Vertretern der Weltpresse war Professor Gustaf Cassel aus Stockholm als Gast anwesend. Mein Freund, Senator Chiappelli in Florenz, der mir seine Gesinnung über den Krieg hinaus bewahrt hat, schickte mir eine Begrüßungsdepesche im Sinne einer Verständigung unter den ehemaligen Kriegsgegnern, die ich zur Verlesung brachte, und die infolge ihres Schwunges freudigen Widerhall weckte. Von dort gingen wir in corpore zu einem Tee-Empfang zu Lloyd George, der uns mit seiner rednerischen Zauberkunst völlig im Banne hielt. Die Vertreter der verschiedenen Nationen, denen bekannt war, daß ich zu den russischen Volkskommissaren Tschitscherin, Krassin, Litwinoff, Rakowski und Joffe gute Beziehungen unterhalte, baten mich um Zusammenkünfte mit Tschitscherin, anläßlich eines von mir veranstalteten Frühstücks. Daran nahm auch der jetzige ungarische Ministerpräsident, Graf Bethlen, teil, den ich auf seinen Wunsch neben dem Grafen

Khuen-Hedervary, dessen Vater der gewesene ungarische Ministerpräsident ein Freund von mir war, hierzu einlud, was zur Folge hatte, daß später die ungarisch-russischen Vorverhandlungen behufs Anerkennung von Sowjetrußland seitens Ungarns angeknüpft wurden. Die russischen Volkskommissare luden mich zu Ostersonntag nach Rapallo, wo sie im Grand-Hotel wohnten. Während des Essens im großen Saal des Grand-Hotel konnte ich feststellen, daß das Beamtenheer der Delegation, etwa achtzig Männlein und Weiblein, nach altem Rezept von den Volkskommissaren distanziert wurde. Lautlos vollzog sich an etwa zwanzig Tischen das Essen, nur die Volkskommissare, an deren Tisch ich saß, bekamen Wein vorgesetzt. Während der Mahlzeit liefen Stafetten mit Zetteln von und an Tschitscherin ruhelos hin und her. Der Grund dieser geheimnisvollen Sendungen wurde mir beim Frühstück nicht angegeben. Ich blieb noch mit Herrn und Frau Rakowski zum Tee, um mich gegen 6 Uhr in mein Hotel nach Genua zurückzugeben. Kaum angelangt, fand ich bereits den telephonischen Anruf von Rathenau vor, der mich dringend nach dem Sitz der deutschen Delegation rief. Rathenau übergab mir den Text des Abkommens, das er und Wirth in Rapallo gezeichnet haben, während ich mit den Volkskommissaren zu Mittag speiste und mit Rakowski den Tee trank. Ich sollte, da ich auf Grund der Beglaubigung D'Abernons ohne weiteres Zutritt zu Lloyd George hatte, noch in derselben Stunde den Vertragstext Lloyd George überbringen, damit er die deutsche Loyalität anerkenne, daß man ihm als Erstem den Text des Abkommens übermittelt habe. Als ich in die Villa Lloyd Georges eilte, wurde mir erklärt, daß er zum Essen beim Präsidenten der französischen Delegation, Barthou, sei, und man seine Rückkunft in die Villa abwarten müsse, bevor man ihm von meinem dringenden Ersuchen, ihn noch am Abend zu sprechen, Mitteilung machen könne. Ich wartete bis Mitternacht, leider ohne Erfolg, da der mir zugesagte telephonische Anruf ausblieb. Ich telephonierte um Mitternacht Rathenau, daß ich keine Aussicht mehr habe, an diesem Abend noch Lloyd George zu sprechen. Die weitere Schilderung der Vorgänge in dieser kritischen Nacht findet man in minutiöser Darstellung in der englischen Biographie Keblers S. 328 ff.

Am darauf folgenden Morgen begab ich mich ins Hotel

„Miramare“, wo Lloyd George wohnte, um ihm den Rapallo-Vertrag zu überreichen. Ohnehin hatte mich an diesem Morgen auf Umwegen ein Brief erreicht, in welchem Lloyd George mich um meinen Besuch bat. Dieser Brief war aber an das Journalistenheim „Casa di stampa“ adressiert, wo ein rechtsstehender Journalist, Ludwig Stein, wohnte, den Brief öffnete und mir in mein Hotel nachschickte. Diese Verspätung kam mir gelegen, weil ich auf Grund der falschen Adressierung Lloyd George erklären konnte, warum ich seiner Einladung nicht schon früher gefolgt war. Als Lloyd George mich empfang, polterte er in einem Wutausbruch über Rathenau die Schmähworte heraus: das hat man von diesen hinterhältigen Deutschen! Ihretwegen habe ich die Konferenz nach Genua einberufen, um ihnen Gelegenheit zu geben, mit den ehemaligen Kriegsgegnern sich an einen Tisch zu setzen und persönliche Berührungen wieder herzustellen.“ Durch ein Scherzwort gelang es mir, Lloyd George zu besänftigen. Ich zog seinen Brief an mich aus der Tasche und sagte: „Den Deutschen werfen Sie vor, daß sie überorganisiert sind, ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß zum mindesten Ihr Büro unterorganisiert ist. Denn ich habe sofort nach meiner Ankunft Sir Philipp Kerr meine richtige Adresse angegeben, statt dessen machte Ihr Brief einen Umweg von drei Tagen über eine falsche Adresse. Hätte ich Ihren Brief schon vorgestern bekommen, dann wäre das erforderliche Material über den abzuschließenden Vertrag früher in Ihre Hände gelangt, zumal Rathenau und Wirth Wert darauf legten, daß Sie als erster von den Verhandlungen mit den Russen Kunde erhielten. Gestern nacht sollte ich Ihnen den Vertragstext im Auftrage von Rathenau überreichen.“ Lloyd George nahm den Brief, stellte die falsche Adresse fest und lächelte. Damit war die Gefahr einer weiteren Verstärkung des Gegensatzes zwischen Lloyd George und Rathenau abgebogen. Ich eilte zur deutschen Delegation, teilte das Ergebnis mit und lud den namhaftesten Vertreter der englischen Presse, Garvin, vom „Observer“, einen Intimus von Lloyd George, ferner Professor Gustaf Cassel aus Stockholm, den Vertrauensmann der englischen Regierung, endlich den berühmtesten Journalisten Englands, Dr. Dillon, dem ich von Berlin aus das Visum für Genua verschafft hatte, zu einem Frühstück. Hier wurde vereinbart, daß am Nachmittag Pro-

fessor Cassel Rathenau, Garvin Reichskanzler Wirth aufsuche, um eine Vermittlungsaktion einzuleiten, die Garvin noch am gleichen Abend bei Lloyd George unternehmen wollte. Garvin bat uns drei zu einem Diner am selben Abend in seinem Hause, um uns über das Ergebnis seiner Rücksprachen auf dem laufenden zu halten. Als wir bei Garvin eintraten und zu Tisch gehen wollten, läutete Lloyd George Garvin an und bat um seinen sofortigen Besuch. Als er ihm am Telephon von seinen drei Tischgästen sprach, sagte Lloyd George: „Umso besser, dann können die Herren das Abendessen allein einnehmen, um später das Ergebnis unserer Rücksprache zu besprechen.“ Es war verabredet, daß Garvin in mein Hotel kommen solle, wo wir zu dritt auf ihn warten wollten, damit ich noch in der Nacht das Ergebnis der Garvinschen Vermittlungsaktion Rathenau telephonieren könnte. Um Mitternacht kam Garvin freudestrahlend, ermächtigte mich zum Telephonat, daß die Vermittlungsaktion geglückt sei und ein *modus vivendi* gefunden wäre, so daß die Gefahr einer Sprengung der Konferenz von Genua beseitigt schien. Die Reden Rathenaus und Tschitscherins im Plenum machten einen gewaltigen Eindruck. Rathenau hat sich als Redner von hohem Range erwiesen, der um so eindrucksvoller wirkte, als er sich keines Interpreten bediente, sondern seine Rede selbst in vier Sprachen, die er in gleichem Maße, auch in bezug auf die Aussprache, virtuos beherrschte, zum Vortrag bringen konnte. Tschitscherin wurde in den Salons als politische Prima Donna gefeiert, zumal die Italiener unterstrichen, daß die Vorfahren Tschitscherins von Hause aus Italiener waren.

Nach Beendigung der Konferenz von Genua, über welche ich zahlreiche Aufsätze in den mir zur Verfügung stehenden Blättern veröffentlichte, hielt ich am 22. März 1922 in der „Mittwoch-Gesellschaft“ ein ausführliches Referat über die Ergebnisse dieser Konferenz. Am 21. September 1921 hatte Reichsaußenminister Dr. Walther Simons über die Abrüstungskonferenz von Washington referiert. Mittwoch, den 21. Dezember 1921 sprach Reichswehrminister Groener über die Reform der Reichseisenbahnen. Den Rapallo-Vertrag selbst behandelte Staatssekretär von Körner am 24. Mai 1922. Als Tschitscherin nach der Konferenz von Genua sich mehrere Wochen in Berlin aufhielt, traf er in meinem Hause wiederholt den englischen

Botschafter Lord D'Abernon, der in seinen Tagebüchern eingehend diese Gespräche mit Tschitscherin behandelt, sowie den amerikanischen Botschafter Houghton, der über seine Besprechungen mit Tschitscherin nach Washington an Staatssekretär Hughes ausführlich berichtete, ferner eine größere Anzahl von Diplomaten verschiedener Länder.

Sie alle hatten ein Interesse daran, Tschitscherin an einem neutralen Orte zu treffen, da die Sowjet-Regierung außer von Deutschland von keinem Staate offiziell anerkannt wurde.

Den Herbst 1922 verbrachte ich, wie in den letzten Jahren, durchweg mit den mir befreundeten Diplomaten in Heringsdorf, die meist über week-end zu diesem Behufe herüberkamen. Tschitscherin legte offenbar Wert darauf, auch außeramtlich und ungezwungen mit den Diplomaten Fühlung zu bekommen, so daß er eines Tages in Heringsdorf auftauchte und im selben Hotel, im Kurhaus, stark bewacht von seinen Vertrauensleuten, Unterkunft fand. Es war possierlich, wie wenig die Diplomaten sich auf der Promenade mit Tschitscherin zeigen mochten, dagegen um so gemütlicher in meinem privaten Salon sich mit ihm unterhielten. Auf meine Veranlassung hielt Tschitscherin anlässlich einer außerordentlichen Tagung der „Mittwoch-Gesellschaft“ am 21. Juni 1922 ein Referat über „Bolschewismus und Pazifismus“. Der Leitgedanke Tschitscherins war, daß nach dem Vertrage von Rapallo es geboten erscheine, daß Deutschland nicht isoliert, sondern nur Hand in Hand mit Rußland in den Völkerbund eintrete. Reichsaußenminister a. D. Dr. Walther Simons gab in der Diskussion der Hoffnung Ausdruck, daß eine solche gemeinsame Démarche erfolgen würde, während der Sohn des Ministers, der jetzige Regierungspräsident Dr. Simons, für den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund auch ohne Rußland plädierte. Mittwoch, den 6. September 1922, fand eine außerordentliche Tagung statt, um den Volkskommissar Krassin über das russische Wirtschaftsprogramm sprechen zu hören. Die Frage des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund wurde immer akuter. Während Stresemann sich anfänglich noch zögernd in der Debatte ausließ, dagegen Graf Harry Keßler mit Nachdruck und Wucht für das Eintreten in den Völkerbund eintrat, schlug die Stimmung der „Mittwoch-Gesellschaft“ allmählich um und stellte sich in der Diskussion in überwiegender Mehrzahl auf den Boden des

Grafen Keßler, der diese Frage wiederholt in der „Mittwoch-Gesellschaft“ behandelte.

Diese Debatte hatte noch ein Nachspiel, als der gewesene Reichsaußenminister und nachmalige Reichsgerichtspräsident Dr. Walter Simons im September 1924 ein Referat über den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund übernahm. Ich verständigte Tschitscherin von dieser Tagung und lud ihn dazu ein. Tschitscherin antwortete mit folgendem eigenhändigen Brief, den ich in der „Mittwoch-Gesellschaft“ zur Verlesung bringen sollte.

Moskau, den 21. September 1924.

Hochverehrter Herr Professor,

mit großer Freude nehme ich Ihre Einladung an, für die nächste Sitzung der „Mittwoch-Gesellschaft“, in der Geheimrat Dr. v. Simons über den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund sprechen soll, eine kurze Darstellung meiner Ansichten in dieser Frage zuzusenden. Rein objektiv die Sachlage betrachtend, denke ich, daß vom Standpunkt der deutschen Interessen der Eintritt in den Völkerbund eine Kapitulation, einen Kanossagang, einen Zukunftsverzicht und im großen und ganzen eine bedeutende internationale Schwächung bedeuten würde. Keine formelle Reservation kann über die Tatsache hinweghelfen, daß der Völkerbundvertrag eine internationale Garantie und eine zum System erhobene Vereinigung der bestehenden Grenzen und speziell der Versailler-Grenzen darstellt. Die jetzige Grenze in Schlesien ist auch dabei inbegriffen, sowie auch gewisse andere, uns näher berührende Grenzen. Der Völkerbund ist ein Bund der Sieger, ein gegenseitiger Assuranz-Vertrag derjenigen, die dabei etwas gewonnen haben. Die *beati possidentes* bilden in dieser Form eine gemeinsame Schutzorganisation. Selbstschutz des siegreichen Imperialismus ist kein Pazifismus. Rakowskis Deklaration in London wurde dem System als Antithese gegenübergestellt, das rationale System der Selbstbestimmung der Völker und der ethnographisch und plebiszitär regulierten Grenzen. Durch den Eintritt in den Völkerbund tritt Deutschland einer bestimmten Koalition bei, Deutschland wird dadurch zum Satellit, verzichtet auf die eigene politische Linie, unterstellt seine Politik derjenigen dieser Koalition. Deutschlands Politik kommt dadurch in Kollision mit der Rapallo-Politik. Dem

eigenen Wunsch zuwider, durch die Macht der Tatsachen, wird Deutschland auf diese Weise in solche Kombinationen und Aktionen hineingezogen, welche es in Konflikte mit uns führen werden. Deutschland wird dadurch solche Faktoren einbüßen, die ein Element internationaler Stärke sind. Deutschland selbst wird zu einem Faktor der Machtpolitik der Entente-Staaten herabsinken.

Diese Gelegenheit benutze ich, hochverehrter Herr Professor, um Sie zu bitten, den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung entgegenzunehmen. Indem ich Sie ersuche, meine obigen Gedanken in der Sitzung der „Mittwoch-Gesellschaft“ vorzulesen, werde ich auch sehr dankbar sein, wenn Sie den Mitgliedern der „Mittwoch-Gesellschaft“ meine besten Erinnerungen und freundschaftlichsten Grüße übermitteln und verbleibe

Ihr ergebener

Georg Tschitscherin.

In der Diskussion der „Mittwoch-Gesellschaft“ über diesen Brief stellte man sich geradezu einmütig auf den Boden, daß die deutschen Belange vorangehen und unabhängig von Sowjet-Rußland die Frage des Eintritts in den Völkerbund zu behandeln sei. Als Graf Harry Keßler wiederholt in der „Mittwoch-Gesellschaft“ Anstrengung des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund empfahl, schlossen sich ihm nach anfänglichem Widerstreben nahezu alle Mitglieder der Gesellschaft, dazu auch Stresemann, an.

Im Oktober 1922 war die Frage der Stabilisierung der Mark in den Vordergrund des politischen Interesses getreten. Der amerikanische Währungsspezialist, Professor Jeremiah Jenks von der New York University, befand sich vorübergehend in Berlin, um sich nach Wien zu begeben, wo er wegen der Währungsstabilisierung Österreichs konsultiert werden sollte. Der amerikanische Botschafter Houghton machte mich auf die Bedeutung dieses Experten aufmerksam, so daß ich ihn veranlaßte, am 17. Oktober 1922 über „Markstabilisierung“ zu sprechen, während Geheimrat Arthur von Gwinner das Korreferat hielt. Lord D'Abernon, der englische Botschafter, betrieb damals mit Nachdruck die Idee der Markstabilisierung im Interesse der wirtschaftlichen Befriedung Europas. An einem

zu diesem Behufe von mir veranstalteten Frühstück in meinem Hause entwickelte Lord D'Abernon in Gegenwart maßgebender Kabinettsmitglieder die Idee der Einberufung einer valutatischen Experten-Kommission mit Keynes und Cassel an der Spitze. Als dieser Vorschlag D'Abernons der Verwirklichung nahe war, schlug ich der Regierung die Zuwahl des Professor Jenks als amerikanisches Mitglied dieser freiwilligen Experten-Kommission vor. Jenks wurde telegraphisch von Wien zurückberufen und nahm neben den beiden Genannten, ferner dem Holländer Vissering und dem Schweizer Dubois an dieser Kommission teil. Die Berichte dieser Kommission sind bekannt. Sie wurden später dem Dawes-Plan zugrunde gelegt. Kaum hatte die Reparations-Kommission in Paris erfahren, daß die freiwillige Experten-Kommission in Berlin fruchtbare Arbeit leiste, als sie unvermutet in Berlin auftauchte, um das Werk der freiwilligen Kommission zu durchqueren oder gar zu vereiteln. An einem Abendessen bei Karl Friedrich von Siemens zu Ehren der freiwilligen Experten-Kommission beklagten sich deren Mitglieder, daß die Reparations-Kommission unter Führung ihres Präsidenten Barthou ihr grundsätzlich ausweiche und keinerlei Gelegenheit zu persönlicher Fühlungnahme gäbe. Kurz entschlossen lud ich für den nachfolgenden Sonntag beide Kommissionen zum Mittagessen, ohne sie vorher davon zu verständigen, daß sie sich bei mir treffen würden. Das Überraschungsmanöver gelang. Die Mitglieder beider Kommissionen trafen sich zu Tisch, während zum Kaffee Lord D'Abernon und Houghton, von Siemens und von Gwinner sowie die führenden Vertreter von Industrie und Hochfinanz eintrafen und menschliche Brücken von der einen zu der anderen Kommission schlugen. Das Eis war gebrochen, und man war von beiden Seiten für diesen Coup dankbar. Das Währungsproblem wich nicht mehr von der Tagesordnung. Als Helfferich seine Idee eines Roggengeldes in die Debatte warf, stemmte sich ihr Dr. Hjalmar Schacht, der nachmalige Reichsbankpräsident, mit allem Nachdruck entgegen, indem er Mittwoch, den 17. Oktober 1923 unter dem Titel „das Währungsproblem“ die Idee der Goldnotenbank dem Helfferichschen Plan eines Roggengeldes entgegensetzte. Am 24. Oktober 1924 hielt der inzwischen zum Reichsbankpräsidenten ernannte Schacht ein weiteres Referat in der „Mittwoch-Gesellschaft“

unter dem Titel „die Goldnotenbank“. Nach dem ersten Referat von Schacht wurde nämlich aus den Mitgliedern der „Mittwoch-Gesellschaft“ eine Kommission eingesetzt, die wohl eine Woche jeden Nachmittag in meinem Hause zusammentrat, um das Helfferich-Projekt durchzuberaten. An diesen Besprechungen nahmen neben Schacht der gewesene Reichsfinanzminister Dernburg, Staatssekretär Professor Julius Hirsch, Georg Bernhard und eine Anzahl führender Währungsspezialisten teil. Nach mühseligen Beratungen kam der Schachtsche Plan in derjenigen Fassung heraus, die ihr den endgültigen Sieg über das Helfferichsche Projekt beschieden hat. Schacht wurde Reichsbankpräsident und hatte Gelegenheit, seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen. Auch sein jetziger Nachfolger, der frühere Reichskanzler Dr. Luther, entwickelte seine politischen Ideen im Rahmen der „Mittwoch-Gesellschaft“, wo er über die „nächsten Aufgaben des Deutschen Reiches“ sich eingehend ausließ. Am 15. Oktober 1928 behandelte Generaloberst von Seeckt das „Rüstungsproblem“, während Karl Friedrich von Siemens, Geheimrat Nernst und der Erfinder Bergius wirtschaftliche und technische Probleme behandelten. Nach dem Tode Stresemanns veranstaltete die „Mittwoch-Gesellschaft“ eine Trauerkundgebung, an welcher Georg Bernhard und namhafte andere Mitglieder dem Mitbegründer Gustav Stresemann ehrfurchtsvolle Huldigung dargebracht haben.

Aus den auf gut Glück herausgesuchten Namen der Vortragenden in der „Mittwoch-Gesellschaft“ und der dort behandelten Gegenstände wird der überparteiliche Charakter dieser politischen Zusammenkünfte ausreichend beleuchtet. Mitglieder des Alldeutschen-Verbandes wie von Manteuffel-Katzdangen und Führer der Sozialdemokratischen Partei wie Breitscheid und Reichstagspräsident Paul Löbe treffen sich seit dem Ausbruch des Weltkrieges bis auf den heutigen Tag allwöchentlich zu offenherziger politischer Aussprache, ohne daß es zu gesellschaftlichen Zusammenstößen oder gar zu Explosionen gekommen wäre. Die Öffentlichkeit wird, trotzdem namhafte Pressevertreter ihr angehören, sorgfältig gemieden, damit die Diskussion sich frei und unbeeinflußt von einem zu befürchtenden Echo in der Presse entfalten könne.

Nicht ohne Zusammenhang mit der „Mittwoch-Gesellschaft“ dürfte auch ein Zusammentreffen mit Generalfeldmarschall von

Hindenburg in seinem damaligen Hauptquartier in Posen gewesen sein. Es handelte sich im Frühjahr 1915 um die Entsendung des Fürsten von Bülow als Botschafter nach Rom. Graf Botho von Wedel, mit dem ich wiederholt auf Schloß Graetz beim Fürsten Lichnowsky zusammengetroffen war, setzte sich für die Kandidatur Bülows ein, während die früheren Mitarbeiter Bülows, Botschafter von Flotow und Staatssekretär von Jagow, dieser Kandidatur widerstrebten. Bassermann, Stresemann und Riesser traten hinter den Kulissen mit Feuereifer für die Entsendung Bülows nach Rom ein. Unter dem Vorwande, in Posen einen Vortrag halten zu müssen, der um so einleuchtender war, als ich während des Krieges zahllose Vorträge in allen deutschen Gauen, darunter auch bei Krupps und im Stahlwerksverband in Düsseldorf gehalten habe, wurde ich bei Feldmarschall von Hindenburg durch das Auswärtige Amt angemeldet. Nicht weniger als zehn Gründe zugunsten der Entsendung Bülows sollte ich dem Marschall auseinandersetzen, um ihn zu bewegen, den Kaiser zugunsten dieser Kandidatur umzustimmen. Der Marschall stellte sich von vornherein auf den Standpunkt, daß er kein politischer General sei, sondern nur dem Befehl Seiner Majestät zu gehorchen habe. Als ich auf Napoleon anspielte, der Politik und Strategie in Personalunion vertrat, meinte der Marschall, er sei kein Napoleon. Wenn er sich auch meinen Gründen nicht entzöge — ich müßte den umgekehrten Weg einschlagen, daß der Kaiser ihn befrage, statt daß er die Initiative dazu ergreife. Das geschah denn auch, so daß Bülow nach einem leisen Druck Botschafter in Rom wurde, worüber an anderer Stelle bereits berichtet wurde.

Eine zweite diplomatische Mission im Hauptquartier hatte ebenfalls die „Mittwoch-Gesellschaft“ zur Patin. Ich erhielt über Bern ein seriöses Friedensangebot von französischer Seite und teilte den Inhalt dieses Angebotes Graf Westarp vertraulich in der „Mittwoch-Gesellschaft“ mit. Graf Westarp setzte sich sogleich mit dem Hauptquartier in Kreuznach in Verbindung, so daß ich eine Einladung von General Ludendorff bekam, ihn am folgenden Vormittag aufzusuchen. Der Adjutant Ludendorffs holte mich von der Bahn ab und brachte mich zur festgesetzten Stunde in das Sprechzimmer Ludendorffs. Der französische Vorschlag lautete rund und nett: „Rectifications des frontières ethnographiques et linguistiques.“ Der Sinn des Vor-

schlages, den von Jagow als Außenminister für eine diskutabile Grundlage der Verständigung hielt, ging dahin, daß das deutsche Elsaß und der deutschsprechende Teil Lothringens dem Reiche verbleiben sollten, während das sprachlich französische Lothringen an Frankreich fallen sollte. Nach stundenlanger Diskussion, die Oberst Bauer als einziger Zeuge der Unterredung aufzeichnete, stellte Ludendorff fest, daß Metz unter Annahme dieser Formel an Frankreich fiele, und das sei indiskutabel. Den Gegenvorschlag Ludendorffs, den Franzosen zu antworten, ihre Formel sei eine Verhandlungsbasis — mit Ausnahme von Metz — mußte ich deshalb ablehnen, weil mir gesagt worden war: *C'est à prendre ou à laisser*“, womit die Verhandlungen abgebrochen waren. General Ludendorff sagte mir beim Abschied, daß er heute noch eine Delegation schweizerischer Offiziere im Hauptquartier erwarte. Als ich zum Essen herunterkam, traf ich die schweizerische Delegation unter Führung des Oberst Gertsch, der als schweizerischer Delegierter den Russisch-Japanischen Krieg auf japanischer Seite mitgemacht hatte und darüber ein beachtliches Werk geschrieben hat. Da mir Oberst Bauer für den Nachmittag ein Auto zur Verfügung gestellt hatte, um bis zur Abfahrt meines Zuges eine größere Fahrt unternehmen zu können, lud ich meinen alten Freund Gertsch ein, sich mir anzuschließen, damit ich ihm unterwegs meine Besprechung mit Ludendorff mitteile und ihn veranlassen könne, beim Abendessen mit Ludendorff darauf zurückzukommen, um unter Umständen eine schweizerische Vermittlung auf Grund meines Vorschlages anzubahnen. Gertsch ging auf mein Ansinnen um so freudiger ein, als es im schweizerischen Interesse lag, zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich die guten Dienste der Vermittlung anzubieten. Ich nannte ihm meine Gewährsmänner in Bern, die er genau kannte und für ebenso befugt hielt, im Namen Frankreichs Vorschläge zu machen, wie ich dies Ludendorff gegenüber betont, die Namen aber wohlweislich verschwiegen hatte. Es war zwischen Gertsch und mir vereinbart worden, daß er mir das Ergebnis seiner Rücksprache mit Ludendorff noch von deutschem Boden aus brieflich mitteilen sollte, damit die Zensur nicht damit befaßt würde. Am anderen Tage hatte ich denselben Bescheid, den Ludendorff mir gegeben hatte. An Metz scheiterte die Verständigung. Die Strategie hatte über die Politik im Hirn Ludendorffs den Sieg

davongetragen. Wer mag ermessen, welches Unheil hätte abgewehrt werden können, wenn damals in Ludendorffs Kopf der Strategie vor dem Politiker kapituliert hätte.

Nach der Eroberung und Niederringung von Bukarest wurde die Bahn nach Konstantinopel über Sofia frei, und ich wurde, wie früher bereits in anderem Zusammenhange dargestellt, vom Ullsteinhaus nach Konstantinopel gesandt, um dort neben unserem regulären Vertreter Mario Pasarge als Sonderberichterstatter zu fungieren. Zum Berliner türkischen Botschafter Hakki Pascha hatte ich sehr enge freundschaftliche Beziehungen, die mir in Konstantinopel keine geringen Dienste geleistet haben. Als nämlich Feldmarschall von Moltke anlässlich einer Trauerfeier im Reichstag für General von der Goltz während der in deutscher Sprache gehaltenen Rede Hakki Paschas ohnmächtig wurde und tot hinsank, war Hakki Pascha so ergriffen, da er und ich die Leiche aufgefangen hatten, daß er mich bat, ihn nach Hause zu begleiten und die nächsten Stunden mit ihm zu verleben, bis er den ersten Schreck verwunden habe. Einige Tage darauf hatte er im türkischen Klub anlässlich des Beiramfestes eine Rede zu halten, während Graf Reventlow und ich nach dem Botschafter sprechen sollten. Als er mich um Rat fragte, ob er seine Rede im Klub in deutscher oder französischer Sprache halten solle, riet ich ihm etwas boshaft, sich der französischen und nicht der deutschen Sprache zu bedienen, da die Todesursache des Feldmarschalls Moltke beim Anhören seiner deutschen Rede noch immer unaufgeklärt sei. Hakki Pascha hatte Sinn für Humor und belächelte den Scherz. Er gab mir intime Briefe an die damals Regierenden in Konstantinopel mit, die ich zum größten Teil von Berlin aus kannte, während sein Vorgänger auf dem Botschafterposten in Berlin mir einen sehr wertvollen vertraulichen Brief an den präsumtiven Thronfolger, Prinzen Medjid, mitgab, dessen Sohn Omar Farukk in Potsdam Militärdienste leistete und viel in meinem Hause verkehrte. An den amerikanischen Botschafter Morgenthau hatte mir der Berliner Botschafter James W. Gerard einen in den herzlichsten Ausdrücken gehaltenen Empfehlungsbrief mitgegeben. Die Mitglieder des Komitees „Union et Progrès“, das damals hinter den Kulissen die türkische Politik machte, kannte ich aus Berlin, und sie sandten zu meiner Begrüßung zwei Delegierte mir entgegen, um mir ihre Mitarbeit und

Förderung aller meiner Bestrebungen anzubieten. Bei meiner Ankunft im Pera-Palace-Hotel in Konstantinopel, das zu Ehren des ersten Balkanzuges ein Festkleid mit Flaggenschmuck angelegt hatte und phantastisch schön aussah, schickte ich den Brief Gerards an Morgenthau, dessen Botschafterpalais meinem Hotel benachbart war. Morgenthau lud mich für den gleichen Abend ein, und wir verblieben bis gegen vier Uhr morgens im intimen Geplauder mit stark politischem Hintergrund. Er gab ein Essen für Enver Pascha, den ich ebenfalls von Berlin her kannte, zu dessen Ehren er die Ministerkollegen Envers einlud. Kurz entschlossen, bot ich dem ganzen Kabinett einschließlich des ebenfalls anwesenden Präfekten von Konstantinopel Dschabulad Bey ein Frühstück in meinem Hotel für den anderen Mittag an und erklärte, daß ich den deutschen Botschafter, Graf Wolff-Metternich, den ich von seinem Londoner Botschafterposten her genau kannte, ebenfalls dazu bitten würde. Am anderen Morgen traf der zweite Balkanzug ein, und ich erfuhr vom deutschen Botschafter, daß Dr. Mathias Erzberger mit diesem zweiten Zug eintreffen würde. Ich erwartete Erzberger in der Halle unseres Hotels und lud ihn wie seinen Begleiter, Guido von Niemptsch, den ich aus dem Fürst Henckel-Donnersmarkschen Hause her gut kannte, zum Frühstück ein. Auf seine schalkhafte Bemerkung, wie ich es fertig bekommen hätte, vor ihm mit dem ersten Balkanzug in Konstantinopel einzutreffen, antwortete ich mit einer mysteriösen Geste. In einer Anwendung von Ironie meinte Erzberger: „Natürlich hat die Presse immer den Vortritt. Und wenn ich am Nordpol ankäme und Sie schon dort mit dem Flugschiff vorfände, würde ich mich auch nicht wundern.“ Worauf ich ihm nur antwortete, warum nur Nordpol? Sie können dem Leiter der Monatsschrift, an welcher Sie mitarbeiten, ruhig „Nord- und Südpol“ sagen. Während von Niemptsch als Weltmann sich umzog, wie es sich gebührt, blieb Erzberger in seiner biderben, lässigen, unzeremoniellen Weise im Reiseanzug. Als wir mit Erzberger und Niemptsch in das bestellte Separatzimmer eintraten, war das Kabinett mit den beiden Botschaftern schon versammelt. Ich stellte Erzberger dem Großvesir, dem Präsidenten Talaat Pascha und Kriegsminister Enver Pascha und den anderen Mitgliedern des Kabinetts vor. Erzberger hielt dies im Augenblick für einen Studentenuk, wie

etwa die Könige in Offenbachs „Großherzogin von Gerolstein“ und flüsterte mir ins Ohr: „Sie werden mir doch nicht einreden, daß das wirklich die Leute sind, deren Namen Sie genannt haben. Machen Sie doch keine schlechte Operette.“ „Nein“, antwortete ich, „aber eine gute Oper. Fragen Sie Graf Wolff-Metternich, ob die Genannten nicht die wirklichen Würdenträger seien, deren Namen ich bei der Vorstellung genannt habe.“ Als Wolff-Metternich natürlich lachend bejahte, griff sich Erberger an den Kopf und sagte: „Was diese verdammte Presse alles fertig bekommt. Vielleicht hätte ich Wochen gebraucht, um des einen oder des anderen Ministers habhaft zu werden und jetzt habe ich sie alle beisammen.“ Trotz des mohammedanischen Alkoholverbotes — vermutlich sogar wegen — wurde dem Champagner allseitig intensiv zugesprochen. In entsprechender Laune erklärten mir die türkischen Gäste, daß sie bald aufbrechen müßten, um einer Trauerfeier in der Omar-Moschee anläßlich des Jahrestages der Ermordung des Sultans Abdul Hamid und des Ausbruchs der türkischen Revolution beizuwohnen. Der Finanzminister Djavid Bey, ein lockerer Zeisig, der Berlin von der lustigsten Seite her kannte, explodierte mit einer Einladung an mich, dieser Feier in der Moschee beizuwohnen, was ja sonst einem „Giaur“ verwehrt sei, aber für einen Zeitungsmann aparten Reiz haben müßte. Gleichzeitig lud mich der anwesende Unterrichtsminister ein, zum Geburtstag Kaiser Wilhelms II., am 27. Januar 1916, in der Aula der Universität die Festrede zu übernehmen. Damit ich unauffällig mich den Mitgliedern des Kabinetts anschließen könnte, wurde aus einem Laden ein Fez herangeholt, den ich aufsetzen mußte, um einen türkischen Pascha zu markieren. Die drei Autos der Regierung fuhren vor, und ich saß neben dem Präfekten Djschabulad im offenen Auto als türkischer Würdenträger. Ich hoffte in der Menge unbemerkt untertauchen zu können, um dann meinen Blättern über dieses moslemische Tedeum zu berichten, was auch geschah. Zu meinem Schrecken nahmen mich die Minister mit auf die Empore, wo unter hohem Baldachin für das Kabinett eine besondere Loge reserviert war. Als der schon anwesende Scheich-Ul-Islâm meiner ansichtig wurde und mich sofort erkannte, da ich den Tag zuvor eine längere Unterhaltung mit ihm gepflogen hatte, bekam er einen Todschreck, weil er einen öffentlichen Skandal befürchtete. Ich gab ihm

einen beruhigenden Wink, der ihm bedeuten sollte, daß er sich auf mich verlassen könne. Mit gekreuzten Beinen saß ich stundenlang hinter diesem Oberpriester, der das Zeremoniell abhielt, und mimte mit angeborener Mimikry alle seine Bewegungen bei den Gebetsübungen automatisch nach. Mein Coup gelang aber auf Kosten meiner Knochen wie meines ganzen Physikums. Seit meinen ersten Reitstunden habe ich solche Schmerzen in allen Muskeln und Nerven nicht empfunden, wie bei dieser frommen Akrobatik. Ich dankte nicht Allah, wohl aber Jehovah, als die dreistündige Prozedur zu Ende ging und ich mich mühselig erheben durfte. Die Minister beobachteten meine Qualen, zwinkerten sich gegenseitig belustigt zu und beglückwünschten mich zu meinem neugebackenen Türkentum; ich hätte dem Fez alle Ehre gemacht. In Wirklichkeit wäre ich lieber als Schlangenmensch in der Scala zu Berlin aufgetreten, als diese Marter noch einmal zu erdulden.

Die Festrede in der Aula der Universität zu Kaiser Wilhelms Geburtstag entbehrte nicht eines politisch-pikanten Vorgeschmacks und Vorgeplänkels. Als Thema wählte ich: „Die Philosophie der Araber in der Gahilija“, d. h. Zeit der Unwissenheit, worunter man die autochthone Philosophie der Araber vor dem Auftreten Mohammeds und der Wallfahrt nach Mekka und Medina versteht. Prinz Medjid, mein Gönner, und andere Mitglieder der kaiserlichen Familie hatten ihr Erscheinen angekündigt. Die Verlegenheit entstand erst, als zwar der Gegenstand gebilligt, nicht aber Deutsch als Vortragssprache genehmigt wurde, da zwar alle Hörer Französisch, aber sehr wenige Deutsch verstanden. Nach diplomatischen Verhandlungen mit dem Botschafter und dem Rektor der Hochschule, Schmidt, wurde folgendes Kompromiß geschlossen. Ich würde die ersten Sätze, die sich auf den Geburtstag des Kaisers bezögen, deutsch sprechen und durch einen Dragoman Satz für Satz ins Türkische übersetzen lassen. Dann würde ich auf das Thema in französischer Sprache mit der Motivierung übergehen, daß der Dragoman der philosophischen Terminologie nicht mächtig sei, so daß ich mich der üblichen Diplomaten-sprache, des Französischen, bediene. Ginge doch in Berlin die sprachliche Toleranz so weit, daß durch Gerichtsbeschluß festgelegt worden sei, man könne sich während des Krieges auf offener Straße der französischen, englischen und italienischen Sprache bedienen.

Der „Pariser Platz“ und die „Französische Straße“ in Berlin hätten ihren Namen nicht geändert und im Französischen Gymnasium werde auch während des Krieges in französischer Sprache unterrichtet. Die Ausführungen über die Philosophie der Araber fanden Verständnis, und Prinz Medjid, der übrigens auch die deutsche Sprache beherrschte, dankte mir namens der Anwesenden ebenfalls in französischer Sprache.

Als ich bereits an meine Rückreise nach Berlin dachte, hatte ich ein erschütterndes Erlebnis, das mich nötigte, meinen Aufenthalt in Konstantinopel zu verlängern. Ich hatte eine Empfehlung meines Freundes, des berühmten Chirurgen Professor James Israel in Berlin, der den regierenden Sultan mitten im Kriege glücklich operiert und mir einen Einführungsbrief an den Leibarzt des Sultans mitgegeben hatte, um eine Unterredung mit dem Kalifen für meine Blätter herbeizuführen. Die Stunde war festgesetzt; ich wartete im Zimmer des Leibarztes und sah, wie der Thronfolger bestürzt wie ein Besessener aus dem Gemach des Sultans raste und an uns beiden vorbeiflitzte. Der Leibarzt meinte, es sei etwas Fürchterliches passiert, so daß die Audienz vertagt werden müßte. Als ich meinen Wagen bestieg, sah ich den vor mir fahrenden Thronfolger wild gestikulierend und wie ein Wahnsinniger umherfuchtelnd, wie er vom Yildiz nach seinem Palais herunterfuhr. Als ich in meinem Hotel ankam, erreichte mich schon die telephonische Nachricht, der Thronfolger, der englischer Zuneigung verdächtig war und auf Geheiß des Sultans am anderen Morgen nach Berlin fahren sollte, um Kaiser Wilhelm II. einen Huldigungsbesuch abzustatten, habe soeben in seinem Palais einen Selbstmordversuch unternommen. Meine Koffer waren bereits gepackt, um am anderen Morgen mit Botschafter Morgenthau die Rückreise anzutreten. Wir sollten gemeinsam mit seinem Kollegen Penfield in Wien, dem Intimus von Wilson, Colonel House treffen, der inmitten des Krieges mit Wissen und Willen Wilsons eine großzügige Vermittlungsaktion vorbereitet hatte. Auf dem Wege zum Bahnhof stattete ich dem Komitee „Union et Progrès“ einen Abschiedsbesuch ab und erfuhr zu meinem Schrecken, daß der Vorsitzende des Komitees, der Arzt von Beruf war, vom Leibarzt des Thronfolgers die telephonische Nachricht erhalten habe, daß der Prinz soeben seinen Verletzungen erlegen sei. Natürlich mußte ich meinen Reiseplan verschieben, da ich über

das Bestattungszeremoniell zu berichten hatte, fuhr aber sofort zum Bahnhof, um den dort anwesenden Botschaftern, die Morgenthau das Geleite gaben, die betrübende Mitteilung vom Tode des Thronfolgers zu übermitteln. Panischen Schrecken löste meine Nachricht aus. Morgenthau hatte das Nebencoupe neben dem Thronfolger für sich reserviert. Ich fuhr mit dem österreichischen Botschafter, Baron Calice, ins Hotel zurück, um meinen Blättern zu drahten.

Die feierliche Beisetzung des Thronfolgers bot ein malerisches Bild von eindrucksvoller Prägung. Zehntausende standen Spalier — die Frauen meist nur noch halb verschleiert —, um am Bosphorus das Schiff mit der Bahre des Thronfolgers zu erwarten. Anfänglich ging ich mit dem diplomatischen Korps und folgte im Zylinder dem Trauerzug. Meinen Fez hatte ich aber aus Vorsicht für den Fall eingesteckt, daß es mir gelingen sollte, in das Allerheiligste der Kapelle einzudringen, wo das eigentliche Zeremoniell stattfand und in welcher die Sultansgräber liegen. Zu diesem Allerheiligsten hat ein Giaur noch keinen Zutritt gehabt. Auf Anraten eines mir befreundeten Generals, der eine Einladung zur intimen Feier in der Kapelle hatte, vertauschte ich den Zylinder mit einem Fez und kam unbehelligt in die kleine Schar der Zugelassenen und Eingeladenen. Als Prinz Medjid, der das Kaiserhaus vertrat, meiner ansichtig wurde, ließ er mich durch seinen Adjutanten die Mitteilung zugehen, daß er mich noch heute nacht in seinem Palais am Bosphorus erwarte. Dort hatte ich wiederholte Besprechungen freundschaftlicher Art und fand in ihm einen kultivierten Mann, der den Pinsel zu führen verstand und in seinem Atelier viele Bilder von seiner Hand, darunter Sohn und Tochter, aufbewahrte. Dabei hatte er für Darwin, Haeckel und Ostwald, deren Werke in seiner Bibliothek zerlesen aussahen, volles Verständnis, so daß sich die Berührungspunkte zwischen uns von selbst ergaben. Um Mitternacht begab ich mich in sein Palais, das er seit Jahren als Verbannter bewohnte, um einen geheimnisvollen Auftrag entgegenzunehmen. Es war ihm bekannt, daß ich mit dem Komitee „Union et Progrès“, das die Fäden der hohen Politik in der Hand hatte, sehr gut stand. Prinz Medjid war nach dem moslemischen Erbfolgesetz, wonach der jeweilig älteste Neffe des regierenden Sultans Agnat für das Kalifat ist, noch nicht an der Reihe; sein

Vetter, der englisch eingestellt war, mußte übersprungen werden, wenn Prinz Medjid von der jetzigen Regierung unter Talaat Pascha unter Umgehung seines Veters zum Thronfolger offiziell ernannt werden sollte. Das Komitee beauftragte mich, mit Prinz Medjid in diesem Sinne zu verhandeln, zumal der legitime Thronfolger ein orthodox eingestellter Moslem war, den das westeuropäisch orientierte Kabinett als Sultan nicht gebrauchen konnte. Prinz Medjid bat sich eine Bedenkzeit von 24 Stunden aus. Nach Ablauf dieser Frist erklärte mir der freidenkerisch angehauchte Prinz, daß er die Umgehung der islamitischen Tradition durch Überspringung des religionsgesetzlich festgelegten Anwärters nicht mitmachen könne. Seine Argumentation war folgende: Entweder sei das Kalifat eine religiöse Institution, dann müsse die Überlieferung respektiert werden, gleichviel wie man sich als Freidenker innerlich zu ihr stelle, oder das ganze Kalifat sei überlebt, dann habe es für ihn keinen Sinn, es anzustreben. Wir schieden als warme Freunde, wenngleich der Endzweck meiner Mission zum schmerzlichen Bedauern des Komitees unerfüllt blieb. Prinz Medjid hat in seiner Argumentation recht behalten. Als nämlich das Kalifat ihm nach einigen Jahren rechtmäßig zufiel und er auf seiner Flucht nach Lausanne zum Kalifen ausgerufen wurde, war das ganze Kalifat nur noch eine tote Reliquie. Sic transit gloria mundi!

Als ich unter wehmütigen Gefühlen nach langem Aufenthalt Konstantinopel verließ, hielt ich mich mehrere Tage in Sofia auf, um den damaligen bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslavoff, dessen Schwiegersohn Anastasoff Attaché an der bulgarischen Gesandtschaft in Berlin war, näher kennenzulernen. Aus dieser Bekanntschaft erwuchs eine lebenslängliche Freundschaft. Als Radoslavoff nämlich nach dem Zusammenbruch genau so wie sein König fliehen mußte, fand er bei seinem Schwiegersohn in Berlin Zuflucht und sorgsame Pflege. Auf meine Veranlassung schrieb Radoslavoff für die Ullstein-Serie der Memoiren von Staatsmännern seine Autobiographie, so wie dies Graf Julius Andrássy durch meine Vermittlung getan hat. In der Arbeit über sein Lebenswerk betäubte er den unsagbaren Schmerz über sein verlorenes Vaterland. In meinem Nachruf auf Radoslavoff im Dezemberheft 1929 von „Nord und Süd“ schloß ich meine Charakteristik dieses bedeu-

tenden Staatsmannes mit folgenden Worten: „Nichts blieb diesem tragischen Helden erspart. Das bittere Brot des Exils, Ächtung, Verfolgung, Undankbarkeit. Aber der tapfere Mann blieb bei allen Schicksalsschlägen aufrecht und wahrte immer Haltung. Wenn er, was selten genug geschah, in einer Berliner Gesellschaft auftauchte, da näherte man sich ihm scheu und ehrfurchtsvoll, aber er blieb still und bescheiden als abgesagter Feind jeder Pose. Seine letzte Genugtuung im Leben war die Ende Juni in einer Nachtsitzung der Sobranje erfolgte Amnestie. Er freute sich wie ein Kind darauf, seinen 75. Geburtstag am 22. November in seiner Heimat inmitten seiner Familie feiern zu können. Es sollte nicht sein. Das grausame Schicksal, das im Leben so hart mit ihm umsprang, versagte ihm dieses Wiedersehen. Auf deutscher Erde ist er gestorben, in bulgarische wurde er gebettet. Die Feier in Berlin hat durch die illustre Schar von Freunden bewiesen, daß Deutschland seine Verdienste zu schätzen weiß. Wir danken einem gütigen Geschick, daß wir ihm zehn Jahre hindurch Gastfreundschaft gewähren durften, und wir gönnen ihm die ewige Ruhe in heimischer Erde.“

Nach meiner Rückkehr aus Konstantinopel, von wo aus ich zahlreiche Aufsätze, zumeist unter meinem Pseudonym „Diplomaticus“ veröffentlicht hatte, nahm ich meine gewohnte Tätigkeit wieder auf, besonders auch in der „Mittwoch-Gesellschaft“, in welcher mich während meiner Abwesenheit Stresemann im Vorsitz vertrat. Stresemanns Aufstieg habe ich im Parlament, dessen Vorgänge ich von der Presstribüne aus als Vertreter der Ullstein-Blätter genau beobachten konnte, Schritt für Schritt verfolgt. Je länger, desto ausgesprochener geriet das Parlament unter den Einfluß von Stresemann, dessen Vorgänger Bassermann in bezug auf Energie und geniale Erfassung der Situation an die Größe Stresemanns nicht heranreichte.

Die Versenkung der „Lusitania“ brachte mich mit dem damaligen amerikanischen Botschafter James W. Gerard menschlich nahe. Eine Stunde nach Versenkung des Schiffes sprach ich beim Referenten im Auswärtigen Amt für Amerika, Graf Montgelas, vor. Ich fand ihn aufgelöst und in Tränen gebadet über dieses Unglück. Seine Gattin war Amerikanerin, und er sah infolgedessen den Fall mit anderen Augen an als die

meisten seiner Kollegen. Gerard war wie vom Donner gerührt und bat mich, ihn von nun ab täglich aufzusuchen, um den Kontakt mit der Presse und der Öffentlichkeit aufrechtzuerhalten. Meine Beziehungen zu Gerard waren im Auswärtigen Amt, insbesondere Reichskanzler von Bethmann nicht nur bekannt, sondern sehr erwünscht, da man auf diesem Wege Gerard Dinge beizubringen vermochte, die nicht amtlich zu seiner Kenntnis gelangen konnten. Als sich der erste Sturm gelegt hatte, stellte sich zwischen dem Amte und Gerard ein leidliches Verhältnis ein. Fataler wurde es erst, als die „Sussex“ torpediert wurde. Gerard rief mich noch spät nachts an und bat um eine sofortige Unterredung, da er bereits seine Pferde verkauft und die Koffer gepackt hatte, um am anderen Tage die Verhandlungen abzubereiten und sich nach Amerika zurückzugeben. Gerard las mir die Depesche des amerikanischen Staatssekretärs vor, in welcher er ihn zum Abbruch ermächtigte, aber immerhin anheimgab, noch einen Modus vivendi zu finden, wenn es zu keinem verschärften U-Bootkrieg käme. Das Schicksal der Welt lag einige Stunden in der Hand Gerards. Er konnte abrechnen oder verhandeln. Als ich Gerard auf die weltgeschichtliche Bedeutung der Stunde hinwies, erklärte er sich zu Verhandlungen bereit, wenn ihm im Laufe des Vormittags folgende Bedingungen erfüllt würden. Erstens müßte er vom Kaiser im Hauptquartier empfangen werden, was während des ganzen Krieges unterblieben war und für ihn einen persönlichen Affront bedeutete. Ich weckte Botschafter Ferdinand von Stumm, der im Hotel Adlon wohnte, aus dem Schlaf und begab mich mit ihm in aller Herrgottsfrüh zu seinem Neffen, Wilhelm von Stumm, der nach langen Palavers einwilligte, daß ich am gleichen Vormittag Gerard die Einladung des Kaisers überbringen sollte. Die zweite Bedingung lautete, daß zwei deutsch-amerikanische Journalisten, die ihn gestern angepöbeln hätten und denen er mit der Reitpeitsche gedient hat, noch im Laufe des Vormittags verhaftet würden. Ich begab mich zum Oberstkommandierenden der Marken, von Kessel, erzählte ihm den Vorgang, worauf er sogleich die beiden Flegel verhaften ließ. Dritte Bedingung war, daß der Parteiführer Bassermann, der Präsident des Auswärtigen Ausschusses war, sich stark machen müßte, im Reichstag die Bewilligung des Abkommens gutheißen zu lassen, das er noch heute nachmittag mit Staatssekretär von Jagow tref-

fen würde. Bassermann war gerade im Begriff, einer Einladung des Königs von Bulgarien zu folgen und wollte sich am selben Abend mit einigen Parlamentariern zum Besuch nach Sofia begeben. Ich stellte Bassermann vor die Alternative: entweder die Reise bei der schwerwiegenden Bedeutung des Konfliktes mit Amerika aufzuschieben oder mir einen Brief an Gerard mitzugeben, worin er sich Gerard gegenüber zur Gutheißung des Abkommens schriftlich verpflichtete. Als ich Gerard um die Mittagszeit die Erfüllung aller seiner Bedingungen überbringen konnte, verlieh er mir den Titel eines „Wirklichen Geheimen Galvanisators“. Am Nachmittag sagte er sich in meiner Anwesenheit und auf mein Anraten bei von Jagow in der Villa des Staatssekretärs zum Tee an, um ihm den Text der inzwischen dechiffrierten Note zu überbringen und die von uns ausgearbeiteten Vergleichsvorschläge zu unterbreiten. Das Abkommen kam zustande. Der Krieg war zunächst vermieden. Am Abend war Gerard Gast des Reichskanzlers, dem er den ganzen Hergang schilderte. In seinem haßerfüllten Kriegsbuch gegen Deutschland hat Gerard diese Episode zwar etwas verbrämt, aber nicht umgefälscht wiedergegeben. Er hat Rathenau und mir die von ihm gesammelten Hilfsgelder für das Deutsche Rote Kreuz zu treuen Händen hinterlassen, was er in dem betreffenden Buch mit dem Bemerken hervorhebt, daß Rathenau und ich bis zum „bitteren Ende“ ihm zur Seite standen. Dieses „bittere Ende“ war unausbleiblich, als der verschärfte U-Boot-Krieg erklärt wurde (den Rathenau in der „Mittwoch-Gesellschaft“ bekämpft und als größtes Unglück Deutschlands bezeichnet hat), so daß die amerikanische Kriegserklärung unabwendbar erschien. Das Verhängnis nahm seinen unbeirrbaren Lauf. Am Vorabend seiner Abreise ließ mich Gerard dringend um meinen Besuch bitten, da er Gefangener sei, die Telephonsperre über ihn verhängt wäre, daß seinem Diener nicht einmal gestattet sei, im benachbarten Hotel „Kaiserhof“ zu telephonieren. Ich setzte mich sofort mit dem Gesandten Wilhelm von Stumm in Verbindung. Die Telephonsperre wurde noch in der Nacht aufgehoben, und ich konnte Gerard die Nachricht übermitteln, daß ihm das Auswärtige Amt das Geleite zum Bahnhof geben werde, und daß zwei Beamte bis zur Schweizer Grenze zu seinem Schutz mitfahren würden, vorausgesetzt, daß er den Aufenthalt in der Schweiz nicht dazu benutzen werde, Unterredungen gegen

Deutschland zu veröffentlichen. Als ich Gerard diese Nachrichten überbrachte, übergab er mir eine goldene Zigaretten-dose, die übrigens auch Rathenau von ihm erhielt, aber mit einer Inschrift versehen, die er eigenhändig vorgezeichnet hatte und eingravieren ließ. Diese Inschrift lautet: „An den Wirklichen Geheimen Galvanisator von James W. Gerard Februar 1917.“ Auf der Rückkehr vom Bahnhof begab ich mich zum Reichskanzler und zeigte ihm die Dose, um ihn zu befragen, ob ich recht daran getan hätte, das Andenken, das doch immerhin von nobler Gesinnung zeuge, nicht zurückzuweisen. Bethmann riet mir, das Etui sorgsam aufzubewahren und niemandem zur Kenntnis zu bringen, da es mißdeutet werden könnte. Lange nach Friedensschluß habe ich in Neuyork anläßlich einer Ansprache Gerards, in welcher er mich als „Intellectual Ambassador of Europe“ apostrophierte und dabei auf dieses Zigaretten-etui anspielte, mich veranlaßt gesehen, zum ersten Male das Angebinde hervorzuholen und den „Geheimen Galvanisator“ ad oculos zu demonstrieren.

Mir war mit furchtbarer Deutlichkeit klar geworden, daß mit dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg das Schicksal Deutschlands besiegelt sei. Ein Diplomat, der mir in der Wilhelmstraße begegnete, als ich aus dem Reichskanzlerpalais nach der Abschiedsszene mit Gerard herauskam, sah mein verstörtes Wesen und bleiches Gesicht. Als er mich wegen meines Aussehens zur Rede stellte, keuchte ich unter verhaltenem Schluchzen hervor: „Der Krieg ist endgültig verloren.“ Was nach dem Eintritt Amerikas folgte, waren nur unheimliche Zuckungen einer strategischen Agonie. Die Marneschlacht, der Stellungskrieg, die Blockade, die Tanks waren nur tragische Kapitel im Heldenkampf des deutschen Volkes.

Noch im Sommer 1918 versuchte ich auf Wunsch des Verteidigers des Fürsten Lichnowsky eine Rettungsaktion zu seinen Gunsten, der grundsätzlich glückte, aber durch die Wucht der sich überstürzenden Ereignisse überholt war.

An wissenschaftliches Arbeiten war während der Kriegszeit nicht zu denken. Die beiden Abteilungen des „Archiv für Philosophie“ erschienen nach wie vor, ebenso wie „Nord und Süd“, aber die eigene Schöpferkraft war so gut wie gelähmt. Wenn wir auch als Schweizer Bürger weniger unter der allgemeinen Hungersnot litten als unsere Umgebung, da wir von der Schweiz

wöchentlich Lebensmittelpakete erhielten, so wurde doch das schöpferische Gestalten lahmgelegt und der Einbildungskraft, die zur Hervorbringung eigener Ideen unerlässlich ist, die Flügel gebrochen. „Inter arma silent Musae.“

Dreizehntes Kapitel

Revolution und Kapp-Putsch

Die flammenden Vorzeichen der Revolution waren in der „Mittwoch-Gesellschaft“ bereits bemerkbar. Mittwoch, den 19. Juni 1918 referierte noch Professor Otto Hoetzsch über die „diplomatische Auslese“, am 9. Oktober 1918 Graf Posadowsky über die „politische Lage“ und am 23. Oktober über die „Polenfrage“. Drei Tage vor Ausbruch der Revolution, am 6. November 1918, gab es noch in der „Mittwoch-Gesellschaft“ eine lebhaft diskutierte Diskussion über den Bolschewismus. Als ich an diesem Abend das Hotel „Continental“ betrat, um den Vorsitz zu übernehmen, sprang mir in der Halle des Hotels mein Freund, Graf Harry Keßler, in einer unmöglichen Verfassung angstvoll entgegen. Im zerschissenen Anzug und verrußtem Gesicht, das ihn zur Unkenntlichkeit entstellte, flüsterte er mir zu, daß er soeben Pilsudski, dessen Freund er im Feldlager als Adjutant des Generals von Gerock geworden war, aus der Festung Magdeburg, wo er interniert war, mit dem Auto auf Wunsch der Regierung befreit habe, um ihn noch in der darauffolgenden Nacht über die Grenze zu bringen. Graf Keßler beobachtete bereits in Magdeburg, bei der Befreiung Pilsudskis die Anzeichen einer hereinbrechenden Revolution. Am darauffolgenden Morgen besuchte mich der Bruder der Kaiserin, Herzog von Schleswig-Holstein, der ein eifriges Mitglied der „Mittwoch-Gesellschaft“ war und dort wiederholt das Wort ergriffen hatte, und zwar im Sinne einer liberalisierenden Reform des Wahlrechts, um im Auftrage seiner Schwester meinen Rat einzuholen, was sie beginnen solle, falls die Revolution ausbräche. Ob sie im Schloß bleiben und ruhig abwarten solle, oder nach Sanssouci sich zu begeben hätte, wo eine treue Bevölkerung sie behüten würde, oder ob sie ungesäumt zum Kaiser nach Holland reisen solle. Keiner der drei Vorschläge leuchtete mir ein. Die Flucht nach

Holland konnte eine Revolution nur beschleunigen, zumal der Ingrimme gegen die Flucht des Kaisers wilde Formen angenommen hatte. Auch Potsdam käme nicht in Frage, weil es dort auch eine Arbeiterbevölkerung gäbe, am allerwenigsten sei ein Aufenthalt im Schloß zu empfehlen, um dort die Ereignisse an sich herantreten zu lassen, weil sich der Sturm der Revolutionäre zunächst im Schlosse austoben würde (was auch eintrat, wie ihre beiden Hofdamen, darunter Frau von Gerstorff, die im Schloß verblieben waren, zu ihrem Entsetzen an sich erfahren mußten). Ich riet zu einem Aufenthalt an einem ruhigen Ort, der weder mit der Bahn noch mit der Straßenbahn zu erreichen sei, wie beispielsweise Glienicke. Meine Motivierung zielte darauf ab, daß die Kaiserin bei der arbeitenden Bevölkerung nicht unbeliebt sei, aber man werde in ihr den Kaiser treffen wollen, wenn sie leicht erreichbar wäre, dagegen würde es zu keinem Haßausbruch kommen, wenn man stundenlang wandern müßte, um sie zu erreichen. Mein Rat wurde als psychologisch richtig befunden, und der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein hat mir im Namen der Kaiserin nachträglich den Dank für die Wegweisung abgestattet. Da mein Bestreben stets darauf gerichtet war, Gewaltsamkeiten, Ausbrüche der Leidenschaften nach Tunlichkeit zu glätten, so wollte ich verhüten, daß das Volk sich an der Kaiserin vergreifen sollte, die besten Willens war, und charitativ sich rastlos im Kriege betätigt hatte, wie ich es in den von mir begründeten Nachmittagsheimen für verwundete Krieger persönlich beobachten konnte. Jede Art von Gewaltsamkeit und Brutalität, mag sie von oben oder unten kommen, war mir stets in innerster Seele verhaßt. Noch heute empfinde ich Genugtuung darüber, daß die Kaiserin nach dem Abklingen der ersten konvulsivischen Zuckungen der Revolution sich ungehindert und ungefährdet zu ihrem Gatten nach Holland begeben konnte.

Den Tag der Revolution, den 9. November, verlebte ich inmitten der Straßenkämpfe, ohne ihnen zum Opfer zu fallen. Als ich gegen 9 Uhr morgens wie gewöhnlich das Reichstagsgebäude betrat, war Wels mit Flugzeug in Begleitung eines demokratischen Abgeordneten nach Kiel geflogen, um den Matrosenaufbruch zu beschwichtigen. Beim Eintritt in den Reichstag stellte sich mir ein unerquickliches Exemplar der Journaille, das ich nur vom Wegsehen kannte und dessen Gruß

ich kaum bemerkte, geschweige denn erwiderte, mit flammender Schärpe entgegen und wollte mir den Eintritt verwehren, da man nur mit einem roten Emblem Einlaß habe. Zum Glück kam der sozialdemokratische Abgeordnete Haase, der kurz darauf ein blutiges Opfer der Revolution werden sollte, in den Reichstag, verwies den aufdringlichen Journalisten mit einer abschätzenden Geste und führte mich ins obere Geschoß, wo Abgeordneter Wurm ein eigenes Zimmer hatte, und er, Haase, als Volkskommissar das Fraktionszimmer hütete. Haase stellte mir einen Passepartout aus, damit ich inmitten der Revolution ungehindert überall Zutritt hätte. Während er mir das Schriftstück überreichte, schossen die Königstreuen, die ihr Hauptquartier im Hause des Vereins der deutschen Ingenieure, das dem Reichstag schräg gegenüberlag, aufgeschlagen hatten, mit blinder Zerstörungswut auf den Reichstag. Eine dieser Kugeln, die durch das Fenster flog, streifte um einen Millimeter Haase und mich, so daß wir mit dem bloßen Schrecken davonkamen. Ich eilte zur Telephonzelle, um festzustellen, ob die Verbindung mit dem Ullsteinhaus noch intakt sei. Zum Glück funktionierte der Apparat, und ich konnte noch für die „B. Z.“, die gegen Mittag erscheint, alle Vorgänge um und in dem Reichstag als Augenzeuge lebhaft schildern. Der Leichentransport von gefallenem Opfern hüben und drüben bot einen schauerlichen Anblick. Nach Schluß der Redaktion der „B. Z.“ setzte ich meine Berichterstattung aus dem Reichstag für die Abendausgabe der „Vossischen Zeitung“ fort. Da ich aus täglichem Verkehr mit den Reichstagsmitgliedern, die auch zum Teil Mitglieder der „Mittwoch-Gesellschaft“ waren, jedermann kannte, waren meine Berichte natürlich die zuverlässigsten. Als aber auch die Redaktion der „Vossischen Zeitung“ gegen $\frac{1}{2}$ 1 Uhr geschlossen wurde, erklärte ich dem Saaldiener, der jahraus jahrein meine Garderobe aufbewahrte: „Herr Schulz, Revolution hin, Revolution her, jetzt ist meine Tischzeit und ich muß nach Hause.“ „Nur durch den Kohlenkeller“, antwortete mir Schulz. Wir schlichen fürbaß durch den Kohlenkeller, und ich schlüpfte durch ein Fenster auf die Straße, wo rechts und links geschossen wurde. „Zurück“, brüllte mich ein Offizier an, der die Wache hielt, „oder Sie sind ein Kind des Todes.“ Mit Mühe und Not drängte ich mich wieder in den Kohlenkeller zurück, da meinte Schulz, daß es noch einen Ausweg gäbe, und zwar

auf der entgegengesetzten Seite nach der Krolloper zu, wo nicht geschossen wurde. Und so entkam ich den Häschern und eilte, so rasch wie meine Beine mich trugen, nach meiner Wohnung am Lützow-Ufer. Zu Hause angelangt, sah mich meine Frau erstaunt an und machte die Bemerkung: es muß doch etwas Außerordentliches passiert sein, daß du seit Jahren zum erstenmal pünktlich zu Tisch kommst. Natürlich verschwieg ich ihr den Hergang und bagatellierte bewußt die Vorgänge. Während ich erschöpft mein Mittagsschläfchen halten wollte, klopft meine Frau nervös an mein Schlafzimmer und ruft (inzwischen hatte sie die „B. Z.“ bekommen und meine nicht gezeichneten Berichte gelesen): „Ludwig steh auf, es ist Revolution.“ Mit schwerer Mühe konnte ich sie beruhigen, da ich selber diese Berichte in der „B. Z.“ geschrieben hätte, aber heil und unversehrt nach Hause gekommen war, ja sogar mich verpünktlicht hatte. Natürlich trieb es mich immer wieder in den Strudel, zumal ich durch die rote Karte, die mir Haase gegeben hatte und die ich zum Andenken an die Revolution noch aufbewahre, überall ungehinderten Zutritt hatte. Die Berichte, die ich darüber geschrieben, übergehe ich, ebenso alle Leitsätze und Interviews, die in die Hunderte gehen.

Kaum waren die Wogen der Revolution, der Straßenkämpfe, der Umzüge mit Liebknecht und Rosa Luxemburg, die wüsten Exzesse der Spartakusgruppe etwas abgeebbt, als sich das Bedürfnis herausstellte, daß ich für die „Ullstein-Blätter“ mich nach meiner zweiten Heimat, der Schweiz, begäbe, wo meine drei Söhne lebten, die ich während der Kriegszeit nicht aufgesucht hatte. Meine alten Beziehungen zu führenden Staatsmännern in der Schweiz sollten etwaigen Vorverhandlungen zur Anbahnung eines Friedens zugute kommen. Ich veranstaltete ein kleines Essen mit dem schweizerischen Gesandtenpaar, Fürsten Bülow und Dr. Stresemann, um die Grundlinien eines Friedensabkommens, lange vor den Verhandlungen in Versailles, tastend vorwegzunehmen. Es wurde beschlossen, daß ich mit dem schweizerischen Kurier mich nach Bern begeben sollte, wo ich als Vertreter der Ullstein-Blätter Monate hindurch zu fungieren hätte. Nach Versailles selbst konnte ich als Schweizer Bürger nicht gehen, da dies der Eidgenossenschaft Unzuträglichkeiten hätte bereiten können, wenn ein Schweizer Bürger als Vertreter deutscher

Blätter hingefahren wäre. Als ich in Zürich ankam, wollte ich zunächst meinen jüngsten Sohn Theodor aufsuchen, der am Polytechnikum vor dem Abschluß seiner Studien stand. Er hatte sich gut entwickelt, im Kriege neben seinen Studien Militärdienst geleistet, bei Professor Weyl, dem berufensten Interpreten von Einsteins Relativitätslehre, studiert, aber in der Hauptsache als bevorzugter Schüler der ersten Autorität auf dem Gebiete des Turbinenbaues, Professor Stodola, sich zum Elektrotechniker ausgebildet. Mein „Benjamin“ aber war nicht zu Hause, weil er, wie mir seine Wirtin erklärte, als Präsident des Schweizer Studentenbundes am selben Abend eine große Rede zu schwingen hätte. Natürlich konnte ich es mir nicht versagen, dieser Rede incognito beizuwohnen, die mir keine geringe Genugtuung bereitere. Damals waren besonders auch in Zürich die Deutschen aus dem Reiche wenig gut gelitten. Da mein Sohn zwischen Hochdeutsch und Züricher Plattdütsch etwa die Mitte hielt, rief mitten in seinem Vortrag ein Skandalmacher die ominösen Worte: „Chaibe Dütsche“, worauf mein Sohn unter frenetischem Beifall der Studentenschaft in den „urchigsten Züricher Dialekt“ umschlug und den Skandalmacher apostrophierte, ob er denn in Zürich so geboren sei wie der Redner, und ob sein Vater am Eidgenössischen Polytechnikum Professor gewesen sei, wie der seine. Nach dieser rhetorischen Leistung verbrachten wir einen wunderschönen Abend. Kurz darauf baten mich Walter Rathenau und Geheimrat Felix Deutsch von der AEG um ein paar meiner Söhne, da sie Schweizer Bürger aus gutem Haus gern in den Dienst der AEG spannen wollten. Da der älteste Kunsthistoriker, der zweite Philosoph, der dritte zwar Elektrotechniker und Turbinenspezialist sei, aber noch kein Examen gemacht habe, käme kaum einer in Frage. Deutsch und Rathenau, die gerade nach Zürich fuhren, engagierten sofort, noch vor dem Examen, meinen Filius für die AEG, bei der er dann ein Jahrzehnt lang gewirkt und es bis zum Prokuristen gebracht hat. Zur Zeit ist er Direktor der Ruths-Gesellschaft in Stockholm und Berlin.

Tags darauf erlebte ich bei meiner Ankunft in Bern die erste freudige Überraschung der Nachkriegszeit. In Bern tagte am Tage meines Eintreffens ein internationaler Sozialistenkongreß, dessen Teilnehmer ich nach den Schilderungen in den Morgen-

blättern zum großen Teil aus der Vorkriegszeit kannte. Mit Spannung sah ich der Stunde entgegen, wie die englischen und französischen Teilnehmer des Kongresses sich zu mir stellen würden. Als ich gegen Mittag im Hotel „Bellevue“ eintraf, das in meiner Professorenzeit in Bern mein Stammlokal war, kamen Kongressisten zur Mittagspause ins Hotel und wurden meiner ansichtig, als ich aus dem Wagen stieg. Mein alter Freund Norman Angel, der bekannte Pazifist, umarmte mich in Gegenwart aller Kongressisten mit einer Herzlichkeit, als ob es nie einen Krieg gegeben hätte. Lachend gesellte sich der jetzige Premierminister Ramsay Macdonald und der Arbeiterführer Clyne zu unserer Gruppe, und wir tauschten einen Händedruck und verabredeten sogleich ein gemeinsames Luncheon. Damit war meine Stellung im Rahmen der Kongressisten gekennzeichnet. Das Hotel „Bellevue“ war Sitz der gesamten Diplomatie und zu damaliger Zeit Zentrale der Spionage und Gegenspionage. Ein kunterbuntes Völkchen tummelte sich wie im Ameisenhaufen. Jede Miene wurde belauert, jedes Gespräch belauscht und betuschelt; jedes Telephonat abgefangen und weitergegeben. Da der damalige schweizerische Bundespräsident Ador, ein französisch eingestellter Politiker, mit dem ich schon bei der Haager Konferenz gemeinsame Arbeit verrichtet hatte, vom schweizerischen Gesandten über meinen bevorstehenden Besuch in Bern informiert war, erhielt ich bei Tisch in Gegenwart meiner englischen Freunde die telephonische Nachricht, daß der Bundespräsident sich um 5 Uhr im Bundeshaus erwarte. Natürlich verbreitete sich diese Neuigkeit wie ein Lauffeuer, so daß mein Ursprung und mein Nationale schon bei Tisch von Mund zu Munde gingen. Mit Ador hatte ich eine mehrstündige Unterredung, die sich auf den Plan bezog, wie man die Schweiz zur Anbahnung einer besseren Stimmung zwischen den Kontrahierenden an der kommenden Friedenskonferenz heranziehen könnte. Ich entwickelte Ador folgenden Plan. Der französische Botschafter in Bern, Dutasta (den man allgemein für einen natürlichen Sohn Clemenceaus hielt), sollte den Chef des französischen Nachrichtendienstes in Bern, Professor Haguenin, den ich aus seiner früheren Tätigkeit an der Berliner Universität als Professor der französischen Sprache und Literatur sehr nahe kannte, in geheimer Mission mit mir nach Berlin entsenden, damit wir dort mit den maßgebenden politischen Persönlichkeiten über eine

Verhandlungsbasis für die kommende Friedenskonferenz in Versailles vortastend Fühlung nehmen könnten. Ador schätzte Haguenin ungemein, fand meinen Vorschlag glänzend und versprach mir noch am selben Abend, dem französischen Botschafter meinen Plan empfehlend weiterzugeben. Sogleich bemerkte ich Ador, daß ich jede Hintertreppe ablehne, vielmehr gewohnt sei, die breite Vordertreppe zu gehen. Wenn Dutasta um meinen Besuch bitte, so habe er ihn offiziell im Hotel zu erwidern. Am anderen Morgen rief der französische Botschafter bei mir im Hotel an, bat um meinen Besuch und kündigte seinen Gegenbesuch für den gleichen Nachmittag an. Natürlich machte auch dieses Telephonat die Runde um das ganze diplomatische Korps und alle sonstigen Interessenten an politischen Nebengeräuschen. Dutasta fand meinen Vorschlag brauchbar und versprach, Haguenin noch heute nacht mit einem Brief an Clemenceau nach Paris zu schicken, in welchem er meinen Plan warm befürworte. Als der französische Botschafter am Nachmittag meinen Besuch im Hotel erwiderte, war meine Stellung im Hotel gefestigt und politisch gewährleistet.

Nach wenigen Tagen kam Professor Haguenin aus Paris mit der Nachricht, daß Clemenceau ihn empfangen, den Plan restlos gutgeheißen habe, ihn beim Abschied auf beide Wangen geküßt und ihn mit den Worten entlassen habe: „Tu iras à Berlin et tu me donneras tes rapports et je te croirai.“ Wir verabredeten mit Haguenin, daß wir uns auf dem Bahnhof in Zürich unauffällig treffen wollten, um gemeinsam mit ihm und seinem Freunde Massigly, der jetzt im Völkerbund eine große Stellung bekleidet, nach Paris zu fahren. Der deutsche Gesandte in Bern, Adolf Müller, einer der begabtesten deutschen Diplomaten, mißtraute zwar Haguenin gründlich und warnte mich, sowie in seinen Berichten das Auswärtige Amt, vor einer Vermittlungsaktion mit Haguenin an der Spitze. Ich hielt dieses Mißtrauen für Kriegspsychose und behielt recht. Einige Jahre später widerrief Adolf Müller in loyaler Weise Georg Bernhard und mir gegenüber alles, was er gegen Haguenin in seinem Berichte vorgebracht habe und fand, daß mein Instinkt mich gut beraten hatte. Haguenin hat sich bis zu seinem Tode als wertvoll und zuverlässig erwiesen. Es war ihm, der deutschen Wesen genau kannte, eine Herzenssache, die ehemaligen Erbfeinde endgültig zu versöhnen. Als wir uns auf dem

Bahnhof in Zürich wie verabredet trafen, zeigte er mir eine soeben eingetroffene Depesche aus Paris, die ihn nach Wien beorderte. Die Entscheidung mußte in fünf Minuten gefällt werden. Ich erklärte ihm, wenn er nach Wien ginge und dort gegen den Anschluß arbeite, könne ich in Berlin nichts mehr für ihn tun, da er mit einer solchen politischen Belastung sich dort unmöglich mache. Es bliebe ihm nur die Wahl, den Plan ganz ins Wasser fallen zu lassen, oder seinen Vorgesetzten zu melden, er habe das Telegramm erst im Zuge bekommen, als er die deutsche Grenze überschritten habe. Nach kurzem Zaudern und Wanken entschlossen sich Haguenin und Masigly, in mein Coupé zu steigen und die Reise nach Berlin anzutreten. In München machten wir Station, und ich lud eine Anzahl meiner politischen Freunde, darunter den Generaldirektor der Bayrischen Vereinsbank, Baron von Pechmann, zu einem Abendessen in die „Vier Jahreszeiten“, wo wir den Plan einer provisorischen Fühlungnahme im engen Kreise durchsprachen, damit wir in Berlin berichten könnten, wie sich führende Süddeutsche dazu stellen. Auf dem Bahnhof in Berlin war meine erste Frage an Haguenin: „Wen wollen Sie zuerst sprechen?“, worauf beide Herren unisono erklärten: „Helfferich.“ Ich bat die beiden Herren auf fünf Uhr zum Tee in mein Haus und telephonierte Helfferich, dem ich ungeachtet aller seiner politischen Wandlungen menschlich zeitlebens nahestand, und bat um seinen Besuch, um jemanden zu treffen, dessen Namen ich am Telephon nicht nennen wolle. Mit dem Glockenschlage fünf trat Helfferich ein, und sogleich nach der Vorstellung lautete die erste Frage von Haguenin an Helfferich: „Wo sind die dreihundertfünfundsechzig Goldmilliarden Mark, von denen Sie in Ihrem Buche über das ‚Deutsche Nationalvermögen‘ vor dem Kriege sprachen?“ Mit jener Anmut, die Helfferichs Wesen und Gesten auszeichnete, erhob er sich vom Stuhl, markierte eine Flinte und antwortete schlagfertig: „In die Luft geschossen.“ Nach zweistündiger Aussprache kam man überein, daß Helfferich unsere gemeinsamen Schritte befürworten und weiterleiten werde. Er rief den Präsidenten der Reichsbank, von Havenstein, den Generalgeldmarschall wie der Volksmund ihn nannte, an und kündigte unseren Besuch für den anderen Morgen an. Als wir in die Privatwohnung von Havenstein in der Reichsbank eintraten, verirrte sich sein

Enkelkind, ein liebliches achtjähriges Gretchen mit blondem Schopf und einem Strauß von Maiglöckchen in der Hand, in das Privatzimmer des Großvaters und begrüßte uns mit holdem Lächeln. Es war nämlich Geburtstag im Hause. Als Havenstein eintrat und die Szene ihrem ganzen humoristischen Gehalte nach auskostete, meinte ich, daß das entzückende Kind die Friedenstaube sei, die uns hier symbolisch mit dem Straußlein begrüße und uns verkünde, daß die Sintflut von Blut, durch die wir gewatet seien, im Abebben begriffen sei und die ersten Vorböten des Friedens sich ankündigten. Wortführer in dieser Unterredung war Massigly, Volkswirtschaftler von Beruf, der die technischen Fragen der Finanzgebarung und der Abmessung der Tragfähigkeit der deutschen Wirtschaft fachlich ganz anders bewertete als der Philologe Haguenin. Von Havenstein gingen wir zu Staatssekretär Bergmann, jetzt Direktor der Deutschen Bank, den ich im Herbst 1920 anlässlich der ersten Valutakonferenz in Brüssel als Unterhändler bewundern konnte. Haguenin kehrte mit Massigly nach Paris zurück, erstattete Bericht und stellte seine Dienste auch anlässlich der Konferenz in Versailles als Vermittler den Vertretern der „Vossischen Zeitung“ zur Verfügung. Leider hatte Graf Rantzau, der Führer der deutschen Delegation, jene negative Einstellung zu Haguenin, die auf die Berichte Adolf Müllers zurückzuführen ist, so daß er Haguenin im entscheidenden psychologischen Augenblick schroff brüskierte, was sich als politischer Fehler von verhängnisvoller Tragweite erwiesen hat. Rantzau gab mir dies Jahre später ebenso loyal zu, wie Adolf Müller mir eingestand, daß er ein Fehlurteil über Haguenin abgegeben habe.

Haguenin wurde nach dem Abschluß des Vertrages von Versailles als erster französischer diplomatischer Vertreter in halbamtlicher Eigenschaft nach Berlin geschickt und nahm hier seine segensvolle Vermittlertätigkeit wieder auf. Die Ansichten über sein Wesen und Wirken wandelten sich allgemach, auch in amtlichen Kreisen. Als ich Haguenin bei Stresemann in seine Privatwohnung in der Tauentzienstraße einführte, war er nicht wenig verblüfft, als er im Arbeitszimmer Stresemanns Napoleon-Bilder, Napoleon-Büsten und Werke über Napoleon vorfand, kurz einem Napoleon-Kultus begegnete, wie er ihn bei einem nationalistisch gestimmten Staatsmann vom Schlage Stresemanns

nicht vermuten konnte. „Glauben Sie“, so sagte ich Haguenin gegenüber scherzend „daß Sie mir in Paris einen Staatsmann zeigen könnten, dessen Empfangssaal mit Bismarck-Büsten und Bismarck-Reliquien gefüllt wäre? Wir Wilden sind doch bessere Menschen.“ Stresemann hat mitten im Krieg unter atemloser Spannung und begeisterter Zustimmung seiner Zuhörer einen anderthalbstündigen Vortrag über Napoleon gehalten. Wäre das in Frankreich möglich? Stresemann machte auf Haguenin den Eindruck einer ungewöhnlichen staatsmännischen Begabung, und wenn später der Nachfolger und Fortsetzer von Haguenin, Professor Hesnard, die menschliche Brücke zwischen Stresemann und Briand geschlagen hat, so daß er allen intimen Unterredungen zwischen den beiden Staatsmännern, auch der von Thoiry, als Dolmetsch beige-wohnt hat, so ist dieses Vertrauen Briands auf Stresemann letzten Endes wohl darauf zurückzuführen, daß Haguenin in seinen ersten Berichten über Stresemann ihn als den kommenden Mann bezeichnete, mit dem man ernstlich zu rechnen habe. Haguenin blieb in engster Fühlung mit Stresemann, Georg Bernhard und mir. Und mochte man auch die „Vossische Zeitung“ als „Gazette de Foche“ verhöhnen, Bernhard im stillen des Hochverrats zeihen, so vermochte uns dies nicht anzufechten und um Haaresbreite von unserer Linie abzudrängen. Stresemann war in unsere Pläne eingeweiht und billigte sie.

Als die militärische internationale Kontroll-Kommission, die behufs endgültiger Entwaffnung Deutschlands eingesetzt war, in Berlin eintraf, gelang es mir, durch rasche Entschlußkraft und Initiative ein politisches Unglück zu verhüten. General Nollet, der Chef dieser Kommission, hatte sich in der französischen Botschaft niedergelassen. Am Tage seines Einzuges demonstrierte die völkische Studentenschaft in politisch verderblicher, geradezu kindisch törichter Weise. Es wurde uns in die Redaktion telephoniert, daß die Studenten ins Zeughaus eingedrungen seien, die dort aus früheren Kriegen aufbewahrten französischen Fahnen herausgeholt, auf die Straße gezerrt hätten, um sie als Protest zu verbrennen und General Nollet die Asche in der französischen Botschaft vor die Füße zu werfen. Da es kein Auto gab, lief ich nach Leibeskräften ins Hotel Adlon, wo Haguenin wohnte, und beschwor ihn, General Nollet aus der Botschaft zu holen, bevor die Studenten anlangten.

Nollet verließ eilends die Botschaft, zog sich in sein Hotelzimmer zurück und wurde unsichtbar, so daß die ganze Demonstration ihr Ziel verfehlte und wie das Hornberger Schießen verlief. Dieser Vorgang hat natürlich meine Stellung bei General Nollet und seinem Stellvertreter General Walsh vollkommen befestigt. Ich hatte unangemeldeten Zutritt zu beiden Herren, und diese meine Beziehungen zu Nollet waren der Regierung sehr willkommen. In unzähligen Fällen wurde ich bei Konflikten zwischen dem Kriegsministerium und der interalliierten Kommission um Vermittlung angegangen, die mir auch überwiegend gelang. Mein Haus am Lützw-Ufer wurde in dieser kritischen Zeit je länger, desto ausgesprochener, zum Mittelpunkt gesellschaftlicher Annäherung zwischen den ehemaligen Feinden. So hat General Nollet bei mir den Kriegsminister Dr. Geßler kennengelernt. Als er bei einem Frühstück in meinem Hause Frau General Groener, die verstorbene Gattin des jetzigen Reichswehrministers, zu Tisch führen sollte, stellte sich plötzlich heraus, daß Frau Groener die französische Sprache nicht beherrsche. General Nollet bediente sich in ritterlicher Weise im Gespräch mit ihr der deutschen Sprache, zu meiner nicht geringen Verwunderung, da ich zwar wußte, daß General Walsh als Elsässer die deutsche Sprache vollkommen beherrsche, aber von Nollet niemals ein Wort deutsch gehört habe. Die Fiktion, daß die ehemaligen Feinde sich in meinem Hause auf neutralem Schweizer Boden befänden, wurde aufrechterhalten und als eine Art von providentieller Sendung angesehen. Zahllose Empfänge fanden bei mir statt, in denen die Vertreter aller Nationen mit deutschen Staatsmännern und deren Frauen gesellschaftlich zusammentrafen, wobei ich begreiflicherweise viel größeren Widerstand bei den Deutschen als bei den Fremden fand. Viele deutsche Familien von Rang und Stand, die heute beflissen sind, ehemals feindliche Botschafter in ihren Salons zu empfangen, waren damals entsetzt, als ich ihnen unmittelbar nach Versailles nahelegte, sich mit den Tatsachen abzufinden und menschliche Beziehungen zu den Gegnern anzubahnen. Als vollends der Ruhreinmarsch erfolgte, galt man für verfehmt, wenn man mit einem Franzosen auch nur einen Gruß wechselte. Am Tage des Ruhreinmarsches schickte General Nollet seinen Adjutanten, Colonel Favre, von Hause aus Sinologe, der jetzt eine Professur für chinesische

Literatur an einer Provinz-Universität bekleidet, mit der Meldung zu mir in die Redaktion, daß, entgegen der offiziellen Ankündigung, die Stadt Münster nicht besetzt werde. Ich ließ General Nollet wissen, daß wir uns in diesen kritischen Tagen distanzieren müßten, weil die öffentliche Meinung es mißdeuten würde, wenn wir in der bisherigen Weise verkehrten. Als ich Nollet mittags bei Adlon am Tische sah, grüßte ich förmlich, flüsterte einen Dank wegen Münster und setzte mich ostentativ an einen Nebentisch. Als ein völkisches Blatt kurz darauf verbreitete, ich hätte am Tage des Einmarsches ins Ruhrgebiet vor General Nollet öffentlich Bücklinge gemacht, rief mich Stresemann an, um zu erfahren, was es mit dieser Nachricht auf sich hätte. Ich erzählte ihm den Hergang von der Meldung in bezug auf Münster und bemerkte am Telephon, daß diese Nachricht auf Verwechslung von optischer mit akustischer Täuschung beruhe. Ich sei nicht gewöhnt, Bücklinge zu machen, vor niemandem, zuallerletzt die Geschmacklosigkeit zu begehen, am Tage des Einmarsches in das Ruhrgebiet vor General Nollet. Richtig sei nur, daß ich am Nebentisch saß und Bücklinge gegessen habe. Wenige Tage darauf mußte ich aber im Hotel Adlon im Interesse Deutschlands in Aktion treten. Der Besitzer Louis Adlon war verreist, dessen Vater Lorenz mir freundschaftlich nahestand, und ich mußte in seiner Abwesenheit für ihn einspringen. General Nollet ließ mich nämlich durch seinen Adjutanten Favre wissen, daß die Keller, von einem preußischen Prinzen aufgestachelt und mit Geschenken bedacht, sich einmütig weigerten, Nollet Speisen zu servieren. Ich berief das ganze Personal und erklärte, daß in Paris allein zur Zeit mehr als zweitausend Reichsdeutsche sich aufhielten, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt würde, während die hier anwesende Militärkommission kaum aus zweihundert Personen bestünde. Wenn wir hier einen Franzosen, der sich in amtlicher Eigenschaft aufhält, öffentlich verletzten, so würden wohl morgen die zweitausend Reichsdeutschen aus Frankreich ausgewiesen. Das Personal stimmte meinen Ausführungen zu und der Zwischenfall war damit erledigt. Der Boykott gegen Nollet wurde sofort gestoppt.

Aufpeitschend und dramatisch bewegt waren meine Erlebnisse während des sogenannten Kapp-Putsches. Mein Kollege von der „Vossischen Zeitung“, Julius Elbau, war kurz vor Aus-

bruch des Kapp-Putsches in Königsberg und schrieb für das Blatt über sehr interessante Unterredungen mit dem Landschaftsdirektor Dr. Kapp in Königsberg, der alles andere als reaktionär eingestellt schien. Unmittelbar nach Erscheinen dieser Aufsätze kam ich zur gewohnten Stunde zu unserer täglichen Sitzung der „Vossischen Zeitung“ ins Ullsteinhaus. Ein entfernter Vetter trat mir vor dem Hause mit einem Bajonett entgegen und wollte mir den Eintritt verwehren, da das Ullsteinhaus im Auftrage von Kapp und Genossen besetzt sei. Ich erklärte ihm, daß er im Begriffe sei, eine große Dummheit zu begehen, und daß ich seine Mutter anrufen würde, damit sie ihn abhole und von diesem abenteuerlichen Unterfangen loslöse. Er befolgte meinen Rat und zog sich zurück. Im Ullsteinhaus war wilder Trubel, so daß wir uns genötigt sahen, unsere Zelte vorübergehend in einem Nachbarhause aufzuschlagen. Ich eilte zum britischen Vertreter, Lord Kilmarnock, mit dem mich, wie mit den Vertretern der übrigen Länder, einschließlich des amerikanischen Geschäftsführers Dresel, angenehme Beziehungen verbanden. Da alle Zeitungen ihr Erscheinen eingestellt hatten, war Lord Kilmarnock froh, durch mich zu erfahren, was in der Welt vorgehe, zumal der Telephon- und Telegraphenbetrieb von Ullsteins weiter funktionierte. Es war mir daher die Rolle beschieden, zwischen den diplomatischen Vertretern und der Außenwelt ein Bindeglied herzustellen. Während auf den Straßen wild geschossen wurde, so daß man seines Lebens nicht sicher war, und jede Stunde Tartarennachrichten die Bevölkerung aufwühlten, setzte der Generalstreik ein, der dem ganzen Spuk ein Ende bereiten sollte. Die Kapp-Leute sprengten aus, daß der englische General Lord Malcolm ihnen die staatliche Anerkennung der Kapp-Regierung zugesagt hätte, sobald sich diese konstituieren würde. Der englische diplomatische Vertreter Lord Kilmarnock stellte diese Gerüchte in Abrede und beharrte darauf, daß England ebensowenig wie Frankreich, Italien und Belgien der Kapp-Regierung das Placet erteilen werden. Da keine Zeitungen erschienen und die Unruhe der Bevölkerung bis zur Siedehitze gesteigert war, veranlaßte ich die Diplomaten, mir eine amtliche Erklärung der Alliierten zu übergeben, denen sich der amerikanische Geschäftsträger anschließen würde, in welcher entschieden und vorbehaltlos erklärt wird, daß keine der alliierten Regierungen die Kapp-

Regierung anerkennen werde. Diese Erklärung wurde am Sonntag nach dem Ausbruch des Kapp-Putsches in sämtlichen Ullsteinfilialen ausgehängt und mit begreiflichem Heißhunger nach Nachrichten verschlungen. Da es keine Autos gab, stellte mir der amerikanische Geschäftsträger seine beiden Wagen zur Verfügung, damit der Text der Depesche in sämtliche Filialen Ullsteins gebracht und sofort aufgehängt werde. Als ich am anderen Morgen ahnungslos in die Redaktion kam, wurde ich von allen Seiten bestürmt, wie mir das Gehenktwerden heute nacht bekommen sei. Gegen Mitternacht nämlich wurde Georg Bernhard von einem Reichswehroffizier angerufen, weil Kapp verordnet habe, daß Bernhard und ich noch in der Nacht aufgeknüpft werden sollten, wenn nicht meine „lügenhaften Telegramme“ bis sechs Uhr morgens aus allen Ullsteinfilialen beseitigt wären. Bernhard kannte die Geheimnummer von Kapp, der ihm am selben Morgen als Präsidenten des „Vereins Berliner Presse“ vollkommene Pressefreiheit zugesichert hatte, rief sogleich bei Kapp an, der bestritt, eine solche Order gegeben zu haben und versprach, binnen einer halben Stunde alles rückgängig zu machen und den Offizier zu veranlassen, sich bei Bernhard zu entschuldigen. Und so bekam ich meinen Kopf unbeschädigt zurück, begab mich zu Lord Kilmarnock, um ihm die im Laufe des Vormittags eingegangenen Nachrichten zu überbringen. Als ich in sein Arbeitskabinett trat, schlug das Telephon an, und der britische Geschäftsträger bat mich, das zweite Hörrohr des Apparates zu nehmen, damit ich das Gespräch mitanhören könnte. Es meldete sich Hotel Bristol, und am Apparat standen Graf Rantzaу, der spätere Botschafter in Moskau und Berater Kapps, sowie Leutnant Colonel Stuart Roddie, der Adjutant des General Malcolm, der Kapp angeblich die Zustimmung zu seiner Regierung zugesagt haben sollte. Kategorisch fragte Graf Rantzaу den englischen Geschäftsträger: „Ist es wahr, daß General Malcolm Kapp Versprechungen gegeben oder auch nur Aussichten auf Anerkennung eröffnet habe?“ Wütend schrie Lord Kilmarnock in den Apparat hinein: „It is a damned lie“, worauf Graf Rantzaу antwortete, daß in diesem Falle Kapp nichts anderes übrigbleibe, als sofort abzudanken. Die Szene der Abdankung wollte ich mir als soeben dem Strang Entwichenen nicht verkneifen. Ich machte dem amerikanischen

Geschäftsträger Dresel von dem Vorgefallenen Mitteilung und verabredete mit ihm, sofort nach der Abdankung zu ihm hinüberzukommen, um die vollzogene Tatsache seinem diplomatischen Kollegen zu telephonieren. Da ich im Besitze eines Passepartout auch zu Kapp ständigen Zutritt hatte, begab ich mich gegen 1/2 12 Uhr vormittags in die oberen Räume des Reichskanzlerpalais, wo ich Dutzende von bekannten Politikern antraf, die im Vorzimmer von Kapp antichambrierten und nicht wenig betreten waren, als sie meiner ansichtig wurden. Da ich wohl als einziger in der Versammlung wußte, was sich hinter den Kulissen abgespielt hatte, trat ich zuversichtlich auf und amüsierte mich nicht wenig über die betroffenen Gesichter, die aus meinen spöttischen Mienen die Worte herauslesen mochten: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'.“ Mit dem Glockenschlage 12 Uhr trat Kapp gramverzerrt und bleich aus seinem Geheimkabinett, wo er mit Ludendorff konferiert hatte, heraus, und erklärte offenherzig, daß er abdanken müsse, da die Erklärung der Staatenvertreter, daß England seine Anerkennung versage, authentisch und unwiderruflich sei. Panischer Schreck und namenlose Bestürzung malten sich in den Gesichtern, besonders derer, die ein Ministerportfeuille in der Tasche zu haben glaubten. Ich eilte zum amerikanischen Geschäftsträger hinüber und teilte das Ergebnis dem englischen Geschäftsträger behufs Weitergabe an seine Kollegen mit. Die politische Maskerade war zu Ende. Am Nachmittag dieses Mittwochs, an welchem sich die geschilderte Szene abspielte, wollte ich es mir nicht versagen, dem tragikomischen Schlußkapitel dieses Detektivromans durch Augenschau beizuwohnen. Ludendorff machte offenbar noch krampfhaft Versuche, Kapp zum Widerruf seines Rücktrittes zu bewegen, aber vergebens. Ludendorff kam mit Stresemann aus dem Geheimkabinett von Kapp und erklärte mir: „Das Spiel ist aus.“ Als ich darauf Stresemann in Gegenwart Ludendorffs anheimgab, mit mir in die „Mittwoch-Gesellschaft“ zu kommen, um dort über das Vorgefallene zu referieren, meinte Ludendorff höhnisch: „Mittwoch-Gesellschaft, das ist Ihr Jakobinerklub, Herr Stein“, worauf ich mich nicht entbrechen konnte, ihm ironisch zu antworten: „Wenn Exzellenz die ‚Mittwoch-Gesellschaft‘, deren Verhandlungen jeden Mittwoch abend Ihnen durch Ihren Vertrauensmann, Major Olberg, ebenso ins

Hauptquartier telephoniert wurden, wie Major Krüger Feldmarschall von Hindenburg seine Berichte über Verhandlungen in der ‚Mittwoch-Gesellschaft‘ nachts telephonisch meldete — wenn Sie ungeachtet dieser zuverlässigen Informationen Ihrer eigenen Leute die ‚Mittwoch-Gesellschaft‘ einen ‚Jakobiner-Klub‘ nennen, dann wundere ich mich nicht, daß Sie den Krieg verloren haben.“

Vom Reichskanzlerpalais begab ich mich zum Vizekanzler Schiffer, um ihn über alles auf dem laufenden zu halten. Von dort gingen wir in die „Mittwoch-Gesellschaft“, wo Bernhard und ich unsere Erlebnisse während des Kapp-Putsches zur Darstellung brachten. In diesem Zusammenhange sei gleich die kleine Episode eingeschaltet, die ich mit Ludendorff noch erlebte. Als Ludendorff nach seiner verzweifelten Flucht heimkehrte und seine Memoiren veröffentlichte, sprach sich die „Vossische Zeitung“ recht grämlich über den wissenschaftlichen Unwert dieses Memoirenwerkes aus. Ludendorff wurde unwirsch und veranlaßte seinen Freund Arnold Rechberg, sich mit mir ins Benehmen zu setzen. Nach einem Frühstück bei Rechberg kam Ludendorff auf die grimmige Rezension seines Buches in der „Vossischen Zeitung“ zu sprechen. Ich setzte Ludendorff auseinander, daß es untunlich für einen Mann sei, der Geschichte machen könne, daneben noch den Ehrgeiz zu hegen, Geschichte auch noch zu schreiben. Geschichtsschreiber zu sein ist ein ebenso schwerer und verantwortungsvoller Beruf wie Strategie. Beides will gelernt sein. Als sich Ludendorff heldenhaft in die Brust warf und sagte, er habe ein ganzes Jahr Geschichtswerke studiert, bevor er den Säbel mit der Feder vertauschte, erzählte ich ihm folgende wahre Begebenheit: Moses Mendelssohn hat ebenso wie sein Freund Lessing für die „Vossische Zeitung“ referiert. Als das Buch Friedrichs des Großen über die „Deutsche Literatur“ anonym erschien, hat sich Mendelssohn in der „Vossischen Zeitung“ mit vollem Recht herbe und abweisend über den mißlungenen literarischen Husarenritt des Königs ausgesprochen. Bald darauf erschien an einem Freitagabend eine Estafette bei Moses Mendelssohn des Inhaltes, daß er sich am anderen Morgen, am Sonnabend 11 Uhr, beim König in Potsdam einzufinden habe. Da Mendelssohn am Sonnabend als frommer Jude nicht fahren durfte und für eine Fußwanderung zu schwächlich war, wurde in der Nacht das Rabbinat von

Berlin einberufen, um über die heikle Situation Beschluß zu fassen. Es wurde streng nach talmudischem Gesetz Recht gesprochen, dort heißt es nämlich: Königsgebot geht über Zeremonialgesetz. Infolgedessen durfte sich Mendelssohn eines Wagens bedienen und erschien zur festgesetzten Stunde im Schloß. Nach langem Antichambrieren spielte sich zwischen dem Alten Fritz und Mendelssohn folgendes Zwiegespräch ab: „Ist Er der Schutzjude Moses Mendelssohn?“ „Majestät, ich bin der deutsche Schriftsteller Moses Mendelssohn.“ „Hat Er die Rezension in der ‚Vossischen Zeitung‘ geschrieben und auch gewußt, wer der Verfasser sei?“ „Majestät, ich habe gewußt, wer der Verfasser ist, aber wenn eine Figur vom weltgeschichtlichen Format des Königs von Preußen sich in Mußestunden den Scherz gestattet, auf die Kegelbahn zu gehen, wozu er amtlich nicht verpflichtet ist, dann müsse er sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge findet, er spiele schlecht.“ „Soll das auf mich gehen, fragte mich Ludendorff?“ „Gewiß, Exzellenz, Historiker werden ebensowenig aus der Erde gestampft wie Strategen. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich der Philosophie überdrüssig wäre, der Publizistik entsagen wollte, um ein Jahr lang die Kriegsschule zu besuchen, und mich unterfangen wollte, nach einjähriger Lehrzeit die Schlacht von Tannenberg zu schlagen.“ Ludendorff war entwaffnet, und wir schieden im besten Einvernehmen.

Mein gutes Verhältnis zum englischen Geschäftsträger übertrug sich auf seinen Nachfolger, den beglaubigten Botschafter Lord D'Abernon. Aus seinen Memoiren, von denen bisher zwei Bände erschienen sind, die Aufsehen erregt haben, ist zwischen den Zeilen ersichtlich, wie eng unsere Zusammenarbeit war. Auf meinen ausdrücklichen Wunsch sind die Dienste, die ich ihm geleistet habe, nicht hervorgehoben worden. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin, die er Band I, Seite 184 ff. der deutschen Ausgabe schildert, baten mich Stresemann und Schiffer im Reichstag, sie dem neuen englischen Botschafter vorzustellen, da sie noch am selben Abend Dringliches mit ihm zu besprechen hätten. Lord D'Abernon willigte ein. Ich kehrte in den Reichstag zurück, um beide Politiker abzuholen. Stresemann fand indes, daß es tunlicher sei, wenn sie getrennt mit dem Botschafter sprächen. Ich ging also mit Schiffer allein zu D'Abernon und wohnte dem ganzen Gespräch bei, zumal ich

als Dolmetsch dienen mußte, da Schiffer des Englischen nicht in dem Maße mächtig war, um Gespräche von hoher Verantwortung führen zu können. Das gleiche geschah am anderen Morgen mit Stresemann, über diese Besprechung berichtet D'Abernon in seinen Memoiren eingehend. Das Verhältnis zu D'Abernon intimisierte sich dermaßen, daß ich nahezu täglich, ohne vorherige Anmeldung, bei ihm erschien und die laufenden politischen Vorgänge, teilweise für die Zeitung, meist aber rein privatim, mit ihm durchsprach.

Er pflegte allsummerlich Weekend mit mir in Heringsdorf zu verleben. Am Tage der Ermordung Erzbergers waren wir in Heringsdorf. Ich holte ihn von der Bahn ab und teilte ihm die soeben eingetroffene Nachricht mit. Er übersah gleich die Tragweite dieses Mordes und veranlaßte mich, ihn sofort zurück nach Berlin zu begleiten, da er in solcher Schicksalsstunde an Ort und Stelle sein müßte. Obgleich er großer Sportsmann, Kunstliebhaber, Sammler und Lebenskünstler war, wurde Pflichtgefühl bei ihm groß geschrieben. Er war mir darin überlegen, daß er jeden Abend Tagebuchaufzeichnungen niederschrieb, was ich leider aus Lässigkeit verabsäumt habe, da ich niemals daran dachte, eine Autobiographie zu schreiben, und als Lebenskünstler zu bequem war, mir den Abend-schlaf durch aufregende Aufzeichnungen zu rauben. So findet man beispielsweise Band I, Seite 189 seiner Memoiren seine Gespräche mit Schiffer und Stresemann ausführlich verzeichnet, während ich mich auf mein Gedächtnis verlassen muß, das freilich so unangetastet ist, daß ich mir jetzt noch alles von der Seele schreibe, solange mein Gedächtnis unbeirrbar funktioniert. Aus innerer Vision heraus rekonstruiere ich mir jeden Vorgang. Jedes Erlebnis und jede Unterredung wird mir gegenwärtig, da ich Figuren, Gestalten, Gesten und Worte bildhaft vor mir sehe und daher plastisch nachzuformen vermag.

In seinen Memoiren behandelt Lord D'Abernon den Rapallo-Vertrag mit großer Ausführlichkeit. Gespräche mit Tschitscherin, die an meinem Tische sich abspielten, sind Band II, Seite 82 der deutschen Ausgabe, ferner ist ein Gespräch mit dem badischen Staatspräsidenten Hummel Seite 101 mit einer Genauigkeit wiedergegeben, die seinem Gedächtnis alle Ehre macht. Er muß alles sofort aufgezeichnet haben, da ich genau kontrollieren kann, daß Wort für Wort alles stimmt, was er von diesen Ge-

sprächen mitteilt. Mit Vorliebe verfolgte Lord D'Abernon die Gegenstände, die in der „Mittwoch-Gesellschaft“ behandelt wurden und über welche ich ihm regelmäßig Berichte gab, soweit sie sich mit deutschen Belangen vertrugen. Als Stressemann beispielsweise am 10. März 1920 in der „Mittwoch-Gesellschaft“ über „Rußland und wir“ sprach, interessierte ihn mein Bericht um so mehr, als er darin die Vorboten der Verhandlungen mit Rußland erblickte.

Im Mai 1920 wohnte ich der Tagung des Völkerbundes bei und berichtete darüber am 2. Juni 1920 in der „Mittwoch-Gesellschaft“. Damals gaben mir bereits Balfour und Léon Bourgeois, die ragenden Säulen des Völkerbundes, zu verstehen, daß man in absehbarer Zeit mit dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund rechne. Freilich verhielt sich Poincaré diesem Gedanken gegenüber so ablehnend, daß man in Völkerbundskreisen immer stiller und reservierter in bezug auf die heikle Frage des Beitritts Deutschlands wurde. Als ich nämlich im Herbst desselben Jahres für die Ullstein-Blätter zur monetarischen Konferenz nach Brüssel fuhr, wollte man von Andeutungen mir gegenüber im Frühjahr in Rom nichts mehr wissen. Die deutschen Vertreter an dieser Konferenz, Schröder, Bergmann und Urbig, machten sehr gute Figur. Die belgische Regierung als Gastgeber benahm sich tadellos. Als indes ein Ausflug nach dem Hafen von Antwerpen von Kongreßteilnehmern geplant war, riet man im stillen den deutschen Teilnehmern ab, den Ausflug mitzumachen, weil man Demonstrationen befürchtete. Infolge eines warmherzigen Schreibens des belgischen Gesandten in Berlin an den belgischen Außenminister wurden mir alle Erleichterungen gewährt. Ich konnte von meinem Hotelzimmer aus ohne Zensur über die Zwischenstation Köln nach dem Ullsteinhaus telephonieren, und meine Berichte konnten unbeanstandet weitergegeben werden. Ein kleiner Zwischenfall, der sich bei der Tagung in Brüssel ereignete, soll nicht unerwähnt bleiben. Der schwedische Währungsexperte, Professor Gustaf Cassel, der ein persönlicher Freund von Lord D'Abernon und besonderer Vertrauensmann der englischen Regierung war, wollte an der Konferenz teilnehmen, ohne schwedischer Delegierter zu sein. Markus Wallenberg vertrat offiziell Schweden. Ich hatte mich mit Cassel verabredet, daß wir im gleichen Hotel wohnen sollten. An der

Grenze rief Cassel mich an, daß man ihm im letzten Augenblick die Einreise sperre. Der jetzige französische Botschafter in Berlin, de Margerie, der damals Botschafter in Brüssel war, griff auf meine Veranlassung in loyaler Weise ein und veranlaßte das belgische Außenministerium, telephonisch die Einreise Cassels zu bewilligen. Als Cassel eintraf, schickten wir uns an, einer Soiree beim belgischen Außenminister beizuwohnen, an welcher nahezu sämtliche Kongressisten teilnehmen sollten. Ich hatte mich mit dem Vertreter Amerikas, Boyden, verabredet. Wir trafen Cassel in der Halle unseres Hotels ohne Frack. Als wir ihn verblüfft frugen, ob er nicht mitkäme, erklärte Cassel, daß er keine Einladung erhalten habe, was uns in nicht geringe Verwunderung versetzte. Der Empfang beim Außenminister war prunkvoll. Die deutschen Teilnehmer wurden mit Respekt behandelt, der damalige deutsche Gesandte in Brüssel, Dr. Landsberg, nachmaliger Reichsjustizminister, stand etwas abseits, da er seine Kollegen so gut wie nicht kannte. Zu meiner Genugtuung konnte ich ihn mit den namhaften Vertretern des Kongresses in Verbindung setzen und damit eine wohlthuende gesellschaftliche Atmosphäre schaffen. Als wir von der Soirée ins Hotel zurückkehrten, stand Cassel plötzlich in „full dress“ in der Halle und nickte mir verschmitzt zu, daß er mir etwas Possierliches zu berichten habe. Die englische Delegation habe nämlich auf die Nichteinladung Cassels so reagiert, daß sie in letzter Minute abgesagt hat, um ihm zu Ehren ein Dinner im Hotel zu geben. Cassel wurde indes nach wie vor schikaniert, was um so schmerzlicher war, als sein Memorandum Gegenstand der Erörterung im Kongreßsaal war. Man verweigerte ihm den Zutritt, auch auf die Tribüne. Ich wußte mir zu helfen. Da ich zwei Pressekarten hatte, eine für die „Vossische Zeitung“ und eine zweite für die „B. Z.“, gab ich ihm eine der beiden Karten, so daß er unbehelligt den Verhandlungen folgen konnte. Cassel war von Brüssel aus nach Berlin gekommen und blieb einige Zeit Gast in meinem Hause, bis ich am 20. Oktober 1920 in der „Mittwoch-Gesellschaft“ einen Bericht über die Konferenz von Brüssel erstattete. Bei späteren Anlässen war Cassel mit Frau und Tochter wiederholt mein Gast, und ich gab zu seinen Ehren Empfänge, an denen die Führer der Regierung, der Wirtschaft, der Hochfinanz und Mitglieder des diplomatischen Korps teilnahmen.

Bei mir lernte er auch Karl Friedrich von Siemens kennen, der am 27. April 1921 in der „Mittwoch-Gesellschaft“ über das Thema „Elektrotechnik — Weltwirtschaft“ sprach und in dessen Hause sich die von mir bereits geschilderte Szene der vom Deutschen Reich einberufenen Währungsexperten abspielte.

Die Inflation empfand ich als zweiten punischen Krieg. Lord D'Abernon wurde nicht müde, seine warnende Stimme gegen die Folgen einer Valutaverschlechterung zu erheben. Als vollends der Ruhreinmarsch der wirtschaftlichen Katastrophe entgegentrieb, verfolgte man den Dollarkurs wie eine Fieberkurve. Der damalige Reichskanzler Cuno und Reichsbankpräsident von Havenstein befolgten, auf Anraten Helfferichs, die Methode des ungehemmten Notendrucks, um das Rheinland mit Reichsbanknoten zu überschwemmen. Da man keine Maschinengewehre mehr zur Verfügung hatte, schoß man mit der Notenpresse. Eines Tages veranlaßte mich der gewesene Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium, Professor Julius Hirsch, eine außerordentliche Tagung der „Mittwoch-Gesellschaft“ mitten im Sommer einzuberufen, um Alarm zu blasen und gegen den sinnlosen Notendruck anzurennen. Hirsch läutete Sturm und entfesselte eine Glut unter allen Anwesenden, die bis zur Siedehitze answoll. Am anderen Morgen war in politischen Kreisen das Notsignal der „Mittwoch-Gesellschaft“ politisches Tagesgespräch. Lord D'Abernon bestand Reichskanzler Cuno gegenüber beharrlich darauf, den Notendruck zu stoppen und mit den vorhandenen Geldvorräten der Reichsbank eine stabile Währung zu schaffen. Darauf schickte Cuno seinen Kabinettchef, Staatssekretär Hamm, den nachmaligen Reichsminister, mit der Bitte zu mir, ich möchte Lord D'Abernon mit dem Direktor S. Ritscher (damals Dresdner Bank, jetzt Reichskredit-Anstalt) zum intimen Frühstück einladen, damit Ritscher, der öfter mit Lord D'Abernon bei mir zusammengetroffen war, dem englischen Botschafter endlich den Star steche und ihn von seinem „Spleen“ einer Stabilisierung der Mark befreie. D'Abernon hatte nämlich Cuno gesagt, daß er unter allen Bankdirektoren, die er kenne, das abgewogene Urteil Ritschers obenanstelle. Das Frühstück fand statt, und es gelang zwar nicht Ritscher, D'Abernon zu überzeugen, wohl aber hat D'Abernon Ritscher für seine Pläne gewonnen. Am Nachmittag kam Staatssekretär Hamm zu mir,

um sich über den Verlauf der Unterhaltung zu informieren. Ich mußte ihm erklären, daß die geplante Überredung restlos geglückt ist, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Ritscher sei jetzt ganz und gar von der Richtigkeit der Ideen D'Abernons durchdrungen. Als ich im Frühjahr 1928 wegen der Neugestaltung von „Nord und Süd“ in London weilte, waren der jetzige Premierminister Ramsay Macdonald und Staatssekretär Trevelyan mit mir beim deutschen Botschafter Sthamer zu Tisch. Einer der Gäste, der ein intimer Freund D'Abernons war, gab bei der Mittagstafel das lustige Histörchen von D'Abernon und Ritscher mit dem „umgekehrten Vorzeichen“ zum besten und löste damit keine geringe Heiterkeit aus.

In der Inflation sind auch mir persönlich die Felle weggeschwommen. Es kam mir daher sehr zustatten, daß sich in Neuyork ein Komitee, bestehend aus namhaften Staatsmännern und Führern der Wirtschaft und Finanz gebildet hatte, um mich nach Amerika einzuladen, um dort an Universitäten und Colleges Vorträge über philosophische, soziologische und weltwirtschaftliche Fragen zu halten. In Berlin war alles so wirr und kopflos, daß man froh sein mußte, diesem Höllenbreughel für eine geraume Weile zu entkommen. Meine schwerste Sorge war die Aufrechterhaltung der „Mittwoch-Gesellschaft“, die einen ganzen Winter ohne Führung bleiben sollte und deshalb leicht in alle Winde hätte zerstieben können. Nach Rücksprache mit Stresemann, der als aktiver Minister natürlich nicht den Vorsitz übernehmen konnte, wurde ein Drei-Männer-Kollegium eingesetzt, bestehend aus Gouverneur Dr. Albrecht von Rechenberg, dem früheren Abgeordneten Dr. Pachnicke, der jüngst ein reizvolles Buch über seine Erinnerungen an deutsche Staatsmänner von großem Format veröffentlicht hat, endlich dem Gesandten Exzellenz Raschdau, dem früheren deutschen Geschäftsträger in Ägypten, dem treuen Mitarbeiter Bismarcks im Auswärtigen Amt. Raschdau hob anläßlich seiner Ansprache zu meinem 70. Geburtstag in der „Mittwoch-Gesellschaft“ hervor, daß Stresemann ihn ausdrücklich gebeten habe, während meiner Reise nach Amerika stellvertretend den Vorsitz zu übernehmen. Nachdem ich die „Mittwoch-Gesellschaft“ geborgen wußte, gab ich dem Komitee in Neuyork eine endgültige Zusage und verabredete mit dem Präsidenten des Bremer Lloyd, Heineken, daß ich mit ihm gemeinsam auf dem

Schiffe „Bremen“ die Reise nach Neuyork antreten würde. Es traf sich glücklich, daß Professor Jeremiah Jenks, der leider kürzlich verstorben ist, sich gerade in Berlin aufhielt und den Wunsch hatte, mit Hugo Stinnes zusammenzukommen und die währungspolitischen Probleme durchzusprechen, bevor er die Rückreise nach Neuyork anträte. Direktor Ritscher veranstaltete ein Abendessen mit Jenks und Stinnes am Vorabend meiner Abreise nach Neuyork. Hugo Stinnes war sehr aufgeräumt und mitteilksam. Als er erfuhr, daß ich am anderen Morgen die Reise nach Amerika antrete, schickte er seinem Filius Hugo, auf dessen Genie er schwor, ein Telegramm des Inhaltes, er möchte mich sogleich bei meiner Ankunft im Hotel Astor aufsuchen. Meine letzte Handlung als Vorbereitung für die Reise war die Auffrischung einer Jugendreminiszenz. Es fiel mir nämlich in der Nacht ein, daß ich noch im Besitze jener kleinen Grammatik in holländischer Sprache war, der ich den ersten Antrieb zur Erlernung des Englischen verdanke. Ich suchte noch in der Nacht in meiner Bücherei, aus etwa 15000 Bänden, das vergilbte und verstaubte Exemplar der Grammatik und nahm es als kostbarstes Kleinod mit auf die Reise, indem ich mir im stillen zuschwur, auf dem Schiffe keine andere Lektüre zu treiben als die Vorbereitung meiner englischen Vorträge für die Universitäten und von der ersten bis zur letzten Zeile die Wiedereinverleibung der Grammatik in meinen geistigen Besitz. Die 2000 englischen Vokabeln, die hinten angehängt waren, mußten restlos meinem Gedächtnisse eingehämmert werden. Bei der mir innewohnenden Beharrlichkeit ruhte ich nicht eher, bis mein Vorsatz hundertprozentig in Erfüllung ging. Die Menschen auf dem Schiff waren mir gar nichts, die kleine Grammatik dagegen alles! Im letzten Augenblick vor der Abfahrt widerfuhr mir eine unerwartete Ehrung auf dem Schiffe „Bremen“. Präsident Heineken mußte seine Reise um 14 Tage verschieben und bot mir in Bremen die Kaiserkabine an, die für ihn belegt war.

Der Traum meines Lebens sollte in Erfüllung gehen. Vor Jahrzehnten bereits war ich von Professor Hugo Münsterberg, dem bekannten Philosophen an der Harvard-University, den ich bei meinem Abgange von Zürich nach Bern als meinen Nachfolger vorgeschlagen hatte (er war damals Privatdozent in Freiburg im Breisgau), eingeladen worden, als so-

genannter Austauschprofessor in Amerika Vorträge zu halten, wie denn überhaupt die Idee der Austauschprofessur von Hugo Münsterberg stammt. Da ich in Bern als einziger Vertreter der Philosophie unabkömmlich war, mußte ich damals zu meinem Leidwesen absagen. Um so freudiger stimmte es mich, nach den schweren Erlebnissen von Weltkrieg, Kapp-Putsch und Inflation, den Irrungen und Wirrungen für eine geraume Weile zu entweichen, um leichtbeschwingt und frohbe-flügelt dem Traumlande von den unbegrenzten Möglichkeiten entgegenzueilen. Auf Sorgen wurde ein Moratorium genommen. Beschwerden des Alters kannte ich nicht. Nachdem ich in der alten Welt so ziemlich das Beste gesehen und kennengelernt hatte, was zwischen Petersburg und Neapel wächst, trug ich ein brennendes Verlangen in mir, jene neue Welt zu sehen, die es fertiggebracht hat, aus einer englischen Kolonie sich so empor zu entwickeln, daß sich das alte Europa weltwirtschaftlich zu einer Art amerikanischer Kolonie herunter entwickelt hat. Wie es einst hieß: „Le roi est mort, vive le roi“, so zauberte mir die Einbildungskraft ein Bild vor die Augen: „Der alte Kontinent versinkt — es lebe die Neue Welt.“

Vierzehntes Kapitel

Aufenthalt in Amerika (1923—24)

Die Ankunft in New York bot uns ein Schauspiel von phantastischen Ausmaßen. Die „Bremen“ hatte sich in Long Island etwas verspätet, so daß wir mit einsetzender Nacht in den Hafen von New York einfuhren. Die Wolkenkratzer waren bereits erleuchtet, so daß mir meine amerikanischen Reisegefährten die Versicherung gaben, daß sie selbst noch niemals bei der Einfahrt in New York so viel verwirrenden Lichterglanz beobachtet hätten, weil die Schiffe sonst am hellen Tage zu landen pflegen. Das Stein-Komitee, dem der ehemalige Botschafter in Berlin, Gerard, vorstand und dem neben führenden Männern der Wissenschaft und Hochfinanz auch der frühere amerikanische Geschäftsträger Dresel angehörte, entsandte eine Delegation zu meinem Empfang an Bord. Ein mir befreundeter Amerikaner stellte mir für die Dauer meines Aufenthaltes ein

Auto mit schwarzem Chauffeur zur Verfügung, so daß ich aus dem Gewirr und Getümmel der Zollrevision vergleichsweise heil und unbehelligt hindurchschlüpfen konnte. Im Hotel Astor, dessen Besitzer, dem Ehepaar Muschenheim, ich durch den deutschen Botschafter Wiedfeldt warm empfohlen war, bewillkommnete mich aufs herzlichste und veranstaltete am Abend darauf in der ans Hotel anstoßenden Privatvilla einen Empfang zu meinen Ehren. Am Morgen nach meiner Ankunft meldete sich der junge Hugo Stinnes, auf Wunsch seines Vaters, bei mir an und bat um meine Vermittlung. Mein Freund Georg Bernhard hatte nämlich am selben Morgen einen heftigen Angriff gegen Stinnes sen. in der „New York-Times“ veröffentlicht. Hugo Stinnes jun. fürchtete ein Zerschlagen seiner Kreditverhandlungen, wenn dieser Artikel Bernhards unwidersprochen bliebe, und stellte an mich das Ansinnen, in der „New York-Times“ einen Gegenartikel zu veröffentlichen. Natürlich war diese Zumutung naiv, da es doch für einen denkreifen Menschen undiskutabel sein mußte, daß ich in New York mit meinem Gegenartikel debütieren würde, auch wenn die „New York-Times“ geneigt wäre, mir zu diesem Behufe ihre Spalten zur Verfügung zu stellen. Aber ich wußte Rat, dem alten Hugo Stinnes eine Freundlichkeit zu erweisen, ohne mir etwas zu vergeben. Da ich am anderen Abend an der besuchtesten Universität Amerikas, der Columbia-University, im größten Hörsaal der Hochschule einen öffentlichen Vortrag über die „Captains of German Industry“ zu halten hatte, so lag es in meiner Hand, mit Stinnes zu beginnen und der „New York-Times“ den Text meines Vortrages über Hugo Stinnes zum Abdruck zu überlassen. Nach der alphabetischen Reihenfolge hätte ich zuerst Felix Deutsch, dann Krupp von Bohlen, Karl Friedrich von Siemens, Hugo Stinnes und August Thyssen behandeln sollen. Ich nahm indes an, daß die Zeitungen nur einen dieser Matadore herausgreifen würden, und begann daher mit Hugo Stinnes, der damals im Vordergrund des öffentlichen Interesses auch in Amerika stand. Starken Eindruck machte eine Schilderung, die ich von den menschlichen Eigenschaften Hugo Stinnes' habe entwerfen können. Am Tage nämlich, als der Schöpfer der Hamburg-Amerika-Linie, Ballin, der häufiger Besucher der „Mittwochs-Gesellschaft“ war, den Freitag wählte, weil er den Zerfall und die Zersetzung des deutschen

Reiches nicht überleben wollte, saß ich mit Stinnes zum Frühstück in seinem Separatzimmer des Hotel Continental. Stinnes wurde dringend an die Geheimnummer seines Telephons gerufen und brach am Telephon in krampfhaftes Schluchzen aus. Als ich erschrocken fragte, ob in der Familie sich eine Katastrophe abgespielt hätte, antwortete er: „Ballin ist gestorben, und mit ihm habe ich meinen besten und zuverlässigsten Freund verloren.“ Als ich ihm entgegenhielt, daß niemand unersetzlich sei, daß er doch sicherlich noch einen Vertrauensmann in Reserve habe, antwortete Stinnes, dessen Tränenstrom nicht versiegen wollte und den sicher niemand, außer mir, so herzerschütternd hat weinen sehen: „Mir bleibt nur noch Felix Deutsch.“ Diese packende Begebenheit kam Stinnes damals in Amerika um so mehr zugute, als man ihn in den gegnerischen Zeitungen beschuldigte, daß er der stille Geldgeber der antisemitischen Partei sei. Otto H. Kahn, der Schwager von Felix Deutsch, versicherte mir, daß ich dem alten Stinnes mit dieser meiner Bekundung einen unschätzbaren Dienst geleistet hätte.

Felix Deutsch hatte seinem Schwager, Otto H. Kahn, der auch dem Stein-Komitee angehörte, mein Eintreffen in New York rechtzeitig mitgeteilt, so daß ich gleich nach meiner Ankunft eine Einladung zum Frühstück für den nächsten Sonntag vorfand. Frau Kahn war mit dem einzigen Auto, das Kahns damals hielten, über Weekend weggefahren, so daß Kahn nur mit seinem Sohne, der sich der Jazz-Musik verschrieben hat, mich zum Frühstück empfing. Am selben Nachmittag sang Schaljapin den Mephisto in der Metropolitan-Oper. Ich kannte Schaljapin von London her, und zwar anlässlich eines Besuches beim Fürsten Krapotkin, dessen Gesinnungsgenosse und Hausfreund er damals war. Kahn regte an, daß wir uns einen Akt anhören sollten, da die Vorstellung sich bis in den späten Nachmittag hinzöge. Ich stimmte freudig zu, und Kahn ließ durch seinen Diener ein Taxi bestellen. Als wir uns nach Tisch in den Hof seines mit erlesenem Geschmack und künstlerischem Verständnis eingerichteten Palais in der Fifth Avenue begaben, stand ein schäbiges Autotaxi vor dem Portal und dahinter mein eleganter Wagen, den mein Freund mir zur Verfügung gestellt hatte. Scherzend bemerkte ich Kahn gegenüber, daß ich zu kurz in New York sei, um seinen Standing beurteilen zu können. Ob es seiner gesellschaftlichen Stellung angemessen sei, an einem so wunder-

vollen Altweiber-Sommertag die „Fifth Avenue“ in einem Mietsauto entlang zu fahren, wüßte ich nicht zu beurteilen. Wohl aber entspräche es meinem Standing nicht. Ich lud ihn daher ein, den Weg zur Metropolitan-Oper, deren Präsident er war, in meinem „Privatauto“ zurückzulegen. Nach Jahr und Tag erzählte er dieses Histörchen in meiner Anwesenheit seinem Schwager Deutsch in Berlin.

Die öffentliche Begrüßung des Stein-Komitees fand bei einem Lunch in „Bankers-Club“ am 12. November 1923 statt, an welchem etwa 80 prominente Amerikaner teilnahmen und zu welchem auch der in New York sich aufhaltende englische Dichter Zangwill geladen und erschienen war. Gerard sprach ins Radio und apostrophierte mich als „the intellectual Ambassador of Europe“, wobei er hervorhob, daß ich durch meine Vermittlungsdienste zwischen ihm und der deutschen Regierung mir den Dank der Amerikaner erworben hätte. Er gedachte der Inschrift: „An den Wirklichen Geheimen Galvanisator“, worauf ich zum erstenmal die Zigarettendose, die ich auf Anraten von Bethmann bis dahin niemand gezeigt hatte, aus der Tasche zog und zirkulieren ließ. Auch der englische Dichter Zangwill hielt ins Radio eine Begrüßungsrede, die darin gipfelte, daß er seit Jahrzehnten meine Bekanntschaft ersehne, aber sie erst in New York gemacht habe. In meiner Antwortrede hob ich hervor, daß der Amerikaner Hoover — der jetzt Präsident der Vereinigten Staaten ist — im Kriege sich unvergängliche Verdienste um die Ernährung der deutschen Bevölkerung erworben und ungeachtet der politischen Gegnerschaft zum Sowjetregime Millionen von Russen vor dem Hungertode bewahrt habe. Die 62 Millionen deutscher Menschen, so führte ich aus, die zu den fleißigsten und tüchtigsten Kräften gehören, können niemals untergehen und durch keinen Vertrag und keine Unterdrückung ausgerottet werden. Die werktätige und werktüchtige Bevölkerung Deutschlands wird sich ihr Recht auf Dasein erkämpfen. Amerikanische Mildtätigkeit hat zwar viel dazu beigetragen, das Los deutscher Menschen zu lindern. Aber was Deutschland braucht, ist nicht Barmherzigkeit allein, sondern Kredit. Das deutsche Volk braucht nur eine Gelegenheit, seine Kräfte zu entfalten, seine Wirtschaft aufzurichten und seine Währung zu stabilisieren. Das französische Sprichwort sagt: „Aide-toi et Dieu t'aidera.“ Ein englisches Wahrwort heißt:

„Help yourself and Gold will help you.“ Ich meinerseits zöge das englische Sprichwort dem französischen vor. Deutschland braucht augenblicklich Nahrungsmittel und Rohmaterialien, und nur Amerika kann helfen. Als alter Pazifist predige ich hier in diesem Lande Frieden und brüderliche Liebe, inmitten einer Nachkriegszeit, die die Kriegspsychose noch nicht überwunden hat. Da ich den wesentlichen Inhalt dieser Rede ebenfalls ins Radio sprach, so war ich über Nacht zum gesuchten Redner geworden, so daß Universitäten und Colleges wetteiferten, mich zu Gastvorträgen einzuladen. Ich vermied dabei wohlweislich jede politische Anspielung, sondern beschränkte mich auf philosophische, soziologische und weltwirtschaftliche Probleme, die meinem Bildungsgang und geistigen Horizont entsprachen. Die Vorträge an der „Columbia-University“ fanden in der Presse und in der Bevölkerung lebhaften Widerhall. Auf Anforderung hielt ich vor den Professoren der Universität, besonders vor den Mitgliedern der philosophischen Fakultät, einen fachphilosophischen Vortrag, endlich vor den Graduierten ein soziologisches Referat. Die philosophische Fakultät (Woodbridge, Seligman, Shepherd) gab zu meinen Ehren im Universitätsgebäude ein Frühstück, an welchem mit besonderer Anerkennung meiner Haltung im „Archiv für Philosophie“ gedacht wurde. Man hätte meine Zeitschrift während des Krieges genau kontrolliert und festgestellt, daß sie Aufsätze in französischer, englischer und italienischer Sprache veröffentlicht habe. Das sei ein Heroismus! In den anderen kriegführenden Ländern war der Gebrauch des Deutschen während des Krieges direkt verboten, man wäre geköpft oder füsiliert worden oder zum mindesten mit dem Brandmal des Hochverrats behaftet geblieben. In meiner Erwiderung stellte ich fest, daß zum Heroismus Mut und Gefahr gehören. Weder hätte ich einen besonderen Mut aufgebracht, noch mich einer Gefahr ausgesetzt, als ich die Feind-Sprachen zuließ, zumal mir kein Mensch auch nur eine abschätzige Bemerkung darüber machte, geschweige denn gedroht hätte. Und so schloß ich mit den Worten: „If there is a heroism, the hero is not Dr. Stein, who did it, but the German people, who tolerated it.“

Der Präsident der „Columbia-University“, Nicholas M. Butler, der gleichzeitig die Carnegie-Stiftung leitet, kannte mich aus der Studentenzeit, als er sich in Berlin, wie er mir in einer

vertraulichen Stunde mitteilte, den Lebensunterhalt durch Berichterstattung an die „Vossische Zeitung“ erwarb. Seinem Einfluß und der Einwirkung des bekannten amerikanischen Gelehrten Dr. Stephan P. Duggan, der dem Stein-Komitee angehörte, habe ich es zu danken, daß ein wissenschaftliches Itinerarium im Carnegie-Institut aufgestellt wurde, um meine Vorträge an Universitäten und Colleges planmäßig zu organisieren. Einer meiner früheren Schüler aus Bern, Artur M. Meyrowitz, stand mir treu zur Seite und beriet mich wie das Komitee in allen wesentlichen Fragen. Natürlich hielt ich die Vorträge in englischer Sprache und beantwortete nach amerikanischem Brauch sämtliche an mich gestellten schriftlichen Fragen der Zuhörerschaft aus dem Stegreif. Ein possierliches Zwischen spiel an der New Yorker Universität, der zweitgrößten nach Columbia, mag hier eingeschaltet werden. Als einführender Redner stand dem Rektor der Universität mein alter Freund, Jeremiah Jenks, zur Seite, der in seiner launigen Ansprache an das Publikum hervorhob, daß er noch vor wenigen Wochen in Berlin mein Gast gewesen sei und gefunden hätte, meine Zwillingenkel seien mir doch noch überlegen. Darauf zog ich die Photographie der Kinder meiner Tochter Else hervor und überließ dem Publikum die Beurteilung, wen es vorzöge. Die erste schriftliche Anfrage, die ich nach meinem anderthalbstündigen Vortrag zu beantworten hatte, lautete: „What is your opinion about Prohibition?“ Ich antwortete, daß ich erst ein paar Tage in den Vereinigten Staaten sei, der Streitfrage zwischen „Wet“ und „Dry“ zwar ernstlich nachgegangen sei, aber mein Urteil für mich behalten wolle, und schloß mit den Worten: „I want not to meddle me in inneramerican affairs.“ Aus der Zustimmung der zahlreichen Anwesenden, die sich aus den Spitzen der Gesellschaft zusammensetzten, entnahm ich die Lehre, daß der Redner in Amerika sich nur durch „sense of humour“ behaupten und die Herzen erobern könne. Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart sind Gaben, die nicht erlernbar sind, sondern als Angebinde der Natur verliehen werden. Wer über diese beiden Geistesgaben nicht verfügt, dem widerrate ich eine Vorlesungs-Tournee in Amerika, die nur glücken kann, wenn man auf die Hunderte von Anfragen vielfach kindlicher und naiver oder gar primitiver Natur mit Schlagkraft und Intuition zu antworten weiß. Jedenfalls hatte ich an allen Hochschulen, an

denen ich sprach, und es waren deren Dutzende, den Kontakt mit der Hörschaft sofort gewonnen; aber erst gesteigert, als ich auf die Anfragen ohne langes Besinnen spontan antwortete.

Die Einstellung zum amerikanischen Leben und Treiben vollzieht sich beim Europäer, der nicht als „Peddler“ seine amerikanische Laufbahn zu beginnen braucht, sondern drüben von vornherein schon placiert ist, durchweg in folgender Kurve: Zuerst namenlose Verblüffung. Das „Nil admirari“ von Horaz gibt man am besten in der Garderobe ab. Man fühlt sich beim Passieren des Broadway wie auf den Kopf gestellt, was man ja auch, tellurisch genommen, tatsächlich ist, direkt vor den Kopf geschlagen. Das Gewirr und Getöse ist ohrenzerreißend und nervenpeinigend. Aber der Anblick dieser gewaltigen Geschäftigkeit, dieses atemraubenden Verkehrs, dieser erdrückenden Wolkenkratzer und dieser monumentalen Selbstverständlichkeit, mit der sich in New York oder Chicago alles abspielt, wirken überwältigend. Man verliert jene geruhigen Maßstäbe, die man in Europa anzulegen pflegt, angesichts des Gigantischen, was Menschengest und Menschenfleiß aus diesem Stückchen Erde um Manhattan herausgetrieben haben. Nach dem ersten zermalmenden Eindruck, der etwa wie der Ausbruch des Kraters am Vesuv zunächst niederschmetternd wirkt, kommt man zur Besinnung und beginnt sich zu sammeln. Der ersten Periode der Aufpeitschung der Nerven pflegt eine zweite der Erschlaffung zu folgen. Die meisten Europäer, die ich drüben sprach, waren nach mehrwöchigem Aufenthalt in Amerika erschöpft, gelähmt, gebrochen. Es stellt sich ein Widerwillen gegen diesen Amerikanismus zwangsläufig und automatisch ein. Die zahlreichen Bücher über Amerika, die nach oberflächlichem Durchstreifen des Landes zur eigenen Entladung meist niedergeschrieben werden, geben Zeugnis von der zweiten Periode, des Dégouts vor amerikanischer Lebensweise und amerikanischem Lebenstempo. Zuerst himmelhoch jauchzend, dann zu Tode betrübt. Zum Glück blieb ich in Amerika lange genug, um kein überflüssiges Buch über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu schreiben und in eine dritte, letzte Periode hinüberzugleiten, da man sein Gleichgewicht wiederfindet, das Pro und Contra abschätzt, die Licht- und Schattenseiten gegeneinander geruhsam abwägt und solchergestalt erst die wahre Einstellung des Europäers zum Amerikanismus gewinnt.

Was in erster Reihe wohltuend in Amerika anmutet, ist die unbegrenzte Gastfreundschaft. Während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten, der sich auf die ganze Season 1923/24 erstreckte, habe ich kaum eine Mahlzeit in meinem Hotel eingenommen, sondern war zum Lunchen und Abendessen fast immer ausgebeten. Daß die Universitäten und Colleges, an denen ich sprach, ein Bankett zu Ehren des Redners veranstalten, ist ja selbstverständlich, aber Prominente aus den führenden Gesellschaftsschichten wetteifern darin, einen europäischen Gast bei sich zu Tische zu sehen und ihren Freunden vorzusetzen. Weniger erbaulich wirkt es, daß viele Finanzgewaltige, besonders in New York, gar kein eigenes Heim besitzen, vielmehr auf ihren Schlössern wohnen und in New York nur ein „Pied à terre“ in einem vornehmen Hotel innehaben. Das nimmt einem Gastmahl die trauliche Note des persönlich gepflegten Heims, wie wir es in Europa kennen, wo sich mit jedem Möbelstück oder Kunstwerk eine Erinnerung verbindet. Empfänge in Hotels, auch in den allerluxuriösesten, wirken kalt und unpersönlich. Motiviert wird diese Einstellung durch den Mangel an Dienstpersonal. Um sich den Widerwärtigkeiten in der technischen Führung eines Haushaltes zu entziehen, bevorzugt die amerikanische Hausfrau großen Stiles eine Art von doppelter gesellschaftlicher Buchführung: Im gepflegten Heim auf ihrem Schloß sieht sie Sonntags Gäste aus der Stadt, oder sie läßt sich Logierbesuch auf längere Dauer ein. Aber in der Stadt selbst bezieht sie ein Dauerappartement in einem der bevorzugten erstklassigen Hotels, wo sie täglich ihre Gäste empfängt. Ein Musterbeispiel echt amerikanischer Gastfreundschaft erlebte ich in Boston, wo die älteste Wohnkultur herrscht. Hier sind Kunstsammlungen schon vor mehr als einem Jahrhundert angelegt worden und wird der Kultus jenes exklusiven „Mayflower People“ getrieben, dessen Vorfahren angeblich auf dem Entdeckerschiff „Mayflower“ in Neu-England gelandet sind. Der Habitus dieser „Mayflower-Leute“ färbt auch auf solche Bostoner Patrizier ab, die mit der frommen Legende nichts zu tun haben. Als ich in Boston anlangte, um an der berühmtesten Universität Amerikas, der Harvard-University in Cambridge bei Boston, sowie an der Bostoner Universität und anliegenden Colleges Vorträge zu halten, empfing mich am Bahnhof mein Gastgeber, Edward A. Filene, der

„Wanamaker““ Bostons, oder „Macy“ von Boston, der gleichzeitig Schöpfer der Handelskammer-Bewegung und Verfasser wertvoller finanzpolitischer und wirtschaftlicher Schriften ist. Ich kannte Filene schon aus Berlin, wo er wiederholt mein Gast war. Auf dem Bahnhof übergab mir Filene als Symbol der Gastfreundschaft den Schlüssel seines kleinen Palais, Otis-Place 10, mit den Worten: „Mein Haus mit Dienerschaft steht zu Ihrer Verfügung und betrachten Sie mich als Ihren Gast. Machen Sie Menüs und laden Sie ein, wen Sie mögen, und wenn Sie finden, daß ich zu Ihrer Gesellschaft passe, so werde ich gern Ihrer Einladung folgen und an Ihren Dinners in meinem Hause als Ihr Gast teilnehmen.“ Natürlich war er mein ständiger Gast, was ihm nicht unwillkommen war, da er auf diesem Wege mit der akademischen Welt Fühlung bekam. Er begleitete mich meist zu meinen Vorlesungen in den Colleges. Die Frauenhochschule Wellesley, deren Präsident Frau Mary Calkins war, die noch bei mir in Bern studiert hatte und als Psychologin eine angesehene Stellung in der philosophischen Welt Amerikas einnahm (sie ist erst kürzlich gestorben), interessierte Filene ausnehmend. Er bekam in meiner Begleitung Zutritt zu dieser Frauenhochschule, die sonst Männern nicht zugänglich ist. Sehr erquicklich waren nach meinem Vortrage die „questions“ der jungen Studentinnen, deren Arbeiten über griechische Philosophie mir Frau Professor Calkins schon vor dem Vortrag zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt hatte. Die Arbeiten der jungen Damen hatten durchweg anständiges Niveau. Aber die Fragen an mich waren vielfach von einer beglückenden Einfalt. Jedenfalls war Filene niemals wieder so erbaut von einer Vorlesung als an dem gemeinsam verlebten Abend im Wellesley-College. An der Harvard-Universität sprach ich über jene philosophische Bewegung des Pragmatismus, deren Begründer William James, der weltberühmte Psychologe und glänzende philosophische Schriftsteller, war. Seine „Outlines of Psychology“ hat mir bei ihrem Erscheinen Wilhelm Dilthey in Berlin als das bedeutendste psychologische Werk der Gegenwart empfohlen. Nach der Veröffentlichung seines „Pragmatismus“ widmete ich James in meinem „Archiv für systematische Philosophie“ eine eingehende Würdigung. James schrieb mir darauf einen langen Brief, den ich während meiner Vorlesung über das Wesen des

Pragmatismus zur Verlesung brachte. Besonders jene Stelle des Briefes: „I am proud, that a German philosopher of your qualities takes me seriously“, löste beifälliges Gemurmel aus. Meine Kritik des Pragmatismus fand bei den philosophischen Fachprofessoren an Harvard zustimmenden Widerhall. Beim Bankett gab ich ein Histörchen zum besten, das mir mein Freund Wilhelm Ostwald, der Nobelpreisträger und Begründer der physikalischen Chemie, erzählt hat, als er von seinen Vorlesungen an der Harvard-Universität nach Europa zurückkehrte. Ostwald habe nämlich James gefragt, welches die erste Vorlesung über Psychologie gewesen sei, die er gehört habe. Worauf James mit anmutigem Lächeln erwiderte: „Ich bin reiner Autodidakt. Die erste Vorlesung, die ich über Psychologie gehört habe, war die, die ich gehalten habe.“

Über den Charakter der amerikanischen Universitäten habe ich in der „Vossischen Zeitung“ eine Anzahl von Aufsätzen veröffentlicht, deren einleitende Sätze hier wiedergegeben sein mögen.

Zwischen Yale und Harvard, den beiden angesehensten Universitäten Amerikas, besteht ein edler Wettstreit etwa im gleichen Sinne wie zwischen Oxford und Cambridge in England. In wissenschaftlicher wie in sportlicher Richtung wetteifern diese beiden Universitäten um den Vorrang in Amerika. Wie die meisten Engländer ihre Vorbildung in Eaton genossen haben müssen, um im späteren Leben auf ihre Freunde etwa so zurückgreifen zu können wie die Angehörigen unserer Korps und Burschenschaften auf ihre Universitätsverbindungen, so gehört es in Amerika zum guten Ton, Yale oder Harvard frequentiert und dort zu den Alumnen gezählt zu haben. Die Yale-Leute haben ebenso ihre Klubs in allen großen Städten, insbesondere New York, wie die Harvard-Männer, so daß eine gewisse Eifersucht zwischen den beiden Universitäten besteht, im gleichen Sinne etwa wie zwischen den schlagenden Verbindungen der Vorkriegszeit. Harvard gilt nach wie vor als die aristokratische Universität, während Yale eine etwas liberalere Richtung vertritt; äußerlich prägt sich dieser Aristokratismus auch darin aus, daß Harvard in der Aufnahme von Zöglingen eine größere Zurückhaltung übt. Es macht sich in Harvard eine Bewegung geltend, etwa 10% der aufzunehmenden Schüler für solche Familien zu reservieren, die die amerikanische Tradition

am schärfsten zum Ausdruck bringen. Es ist bekannt, daß Harvard eine Art von Numerus clausus einzuführen nicht abgeneigt wäre, daß hingegen der demokratische Geist einer so ausgesprochen aristokratischen Tendenz, noch dazu mit konfessioneller Spitze, sich innerlich entgegenstemmt. Der Umweg zur Selektion, der neuerdings beschritten wird, kleidet sich in eine Anregung „from a Graduate's Window“, wonach die Zöglinge, die in Harvard studieren, ein gewisses Vorrecht von etwa 10% für ihre Söhne und Brüder genießen gegenüber den Außenseitern. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß dieses Ausleseprinzip mit einer Art von 1. Hypothek für Söhne und Brüder ehemaliger Harvard-Leute sich durchsetzen wird.

Die angesehene Harvard-Universität liegt in der Vorstadt Cambridge, unmittelbar neben Boston, der aristokratischen Stadt, welche die meisten Mayflower-Leute in ihren Mauern birgt. In Boston sind denn auch Kunst und Wissenschaft seit Jahrhunderten vertreten, so daß die alten Familien Bostons die besten Kunstsammlungen und Bibliotheken Amerikas aufweisen. Es ist daher kein Wunder, daß auch die benachbarte Hochschule Harvard die selekte Art Bostons angenommen hat. Boston selbst hat eine eigene und sehr bedeutende Universität, ein Staatsinstitut, das einen mehr demokratischen Zug aufweist. So lehrt z. B. hier Professor E. C. Wilm Philosophie und ist dabei eifrig bemüht, an der Bostoner Universität der deutschen Sprache und Literatur starke Resonanz zu verschaffen.

Was die wissenschaftlichen Leistungen von Yale betrifft, so darf hervorgehoben werden, daß für die wissenschaftlichen Arbeiten viel verlangt wird. Bücher, Flug- und Zeitschriften von Yale-Studierenden dürfen nur veröffentlicht werden, wenn ein dazu von der Universität eingesetzter Rat seine Zustimmung erteilt. In der Tat habe ich seit Jahren von der Yale-Universität wissenschaftliche Zusendungen bemerkenswerter Art bekommen, die dartun, daß an dieser Universität ein streng wissenschaftlicher Geist herrscht, so daß die Grade und Titel, welche Yale erteilt, im ganzen Land in hohem Ansehen stehen. Dafür ist auch folgendes Symptom charakteristisch: Als ich gleich nach meiner Ankunft in das Privatbüro des amerikanischen Zeitungskönigs Adolphe Ochs, des Besitzers der „Times“, trat, fiel mir sofort das Diplom der Yale-Universität auf, das das

Arbeitszimmer von Ochs zierte, und zwar mit der bemerkenswerten hebräischen Inschrift: Urim Watummim.

Zwischen Boston und Chicago liegt die Universität Buffalo, an welcher mein persönlicher Freund Wilson Taylor von der Universität Manitoba wirkt. Taylor hat mitten im Kriege — unter Hinweis auf meine Abhandlung „Theodor Gaza als Philosoph“, im zweiten Band meines „Archivs für Geschichte der Philosophie“ (1889) — an mich geschrieben, ob ich ihm die zwei griechischen Manuskripte, die sich von Gaza noch in meinen Händen befänden, behufs Abdrucks übersenden könne. Da es sich um sehr kostbares Handschriftenmaterial handelte, fragte ich den Botschafter Gerard, ob sein Kurier diese wichtigen Handschriften mitnehmen könne, um sie dem Professor Taylor auszuhandigen. Das „States-Department“ lehnte eine Verantwortung angesichts der Minengefahr ab, und so verständigten wir uns dahin, daß ich nach dem Kriege entweder hinkäme oder er nach Deutschland käme, um die Handschriften, die er übrigens seither veröffentlicht hat, in Empfang zu nehmen. An diese Episode knüpfte die Universität Buffalo an, um mich anlässlich der Eröffnung einer Serie von Vorträgen der „James Fenton Lecture Foundation“ als ersten Vortragenden einzuladen. Da Buffalo auf meinem Wege lag und ich zudem die Niagarafälle besichtigen wollte, die nur eine halbe Stunde von Buffalo entfernt sind, nahm ich die Einladung an und sprach am 18. Februar 1924 in der „Townsend Hall“ der Universität. Gegenstand meiner Darlegungen bildeten die Zusammenhänge der amerikanischen Philosophie mit der europäischen. Die erste „Question“ nach meinem englischen Vortrag rührte von einem ehemaligen Schüler aus Bern her, der mich bat im Namen von etwa 10 ehemaligen Hörern, die sich in Buffalo niedergelassen hatten, und auf Wunsch von etwa 300 Deutschsprechenden, die in der Aula anwesend waren, daß ich mich der deutschen Sprache bedienen möchte, was ich bis dahin vermieden hatte. Natürlich wollte ich der großen Mehrzahl der Zuhörer, die des Deutschen nicht mächtig waren, Gelegenheit geben, sich zu entfernen und ließ zu diesem Behufe eine Pause von fünf Minuten eintreten. Es zeugt von einem besonderen Takt der Amerikaner, daß kein einziger den Saal verließ, vielmehr die deutsche Ansprache, die in einer Gegenüberstellung des Geistes von Weimar und des Geistes von

Potsdam gipfelte, mit gleichem Interesse anhörten wie den englischen Vortrag. In echt amerikanischem Tempo wurde ich noch in der Nacht von den „Falls“, der Stadt der Niagarafälle von etwa sechzigtausend Einwohnern, angerufen, ob ich am anderen Morgen ein Luncheon mit darauffolgender Ansprache annehmen würde. Dafür würde ich nach dem Luncheon mit dem Lordmayor von den „Falls“ mit seinem Auto zu den Niagarafällen fahren können, und zwar ohne jedes Paßvisum auf die kanadische Seite, was ich nur in dieser Begleitung so mühelos erreichen könnte. Trotzdem wir bis drei Uhr morgens mit der Kollegenschaft in meinem Hotel durchphilosophierten, sagte ich freudig zu und hielt die verabredete Ansprache. In besserer Gesellschaft konnte ich die Niagarafälle gar nicht besichtigen, denn mein Gastgeber war in alle Mücken und Tücken der Fälle eingeweiht, kannte alle Einbauten und Schächte, wußte mit den surrenden Maschinen Bescheid und machte mich in kürzester Frist mit allen Einzelheiten dieses achten Weltwunders bekannt. Trotz des eisigen Windes und der fallenden Schneeflocken jenes „dynamisch Erhabenen“, von welchem Kant in seiner „Urteilskraft“ spricht, sagte ich mit Spinoza: Gott und Natur sind eines nur. Neben dem, was die Natur geschaffen und Gott gestaltet hat, tritt als ebenbürtig hinzu, was Menschengestalt und Menschenwille zur Bindung und Nutzbarmachung dieses Kataraktes in der Form der Aufspeicherung dieser ungeheueren Energien geleistet hat.

Der Aufenthalt in Chicago nahm mehrere Wochen in Anspruch, da ich außer an der Universität, die mich eingeladen hatte, an einer Anzahl von Colleges las, die sich um Chicago gruppieren. Gesellschaftlich bot mir das Haus eines Veters, Albert Lasker, am meisten, der — ein Neffe des liberalen Parteiführers Eduard Lasker — es unter dem Präsidenten Harding zum Staatssekretär der Marine (Marineminister) gebracht hat. Albert Lasker ist schon in Amerika geboren, sein Vater war früh ausgewandert und hatte sich in Galveston (Texas) eine auch politisch angesehene Stellung geschaffen. In Laskers Hause lernte ich den bekannten Philanthropen Julius Rosenwald kennen, dessen philanthropisches Betätigungsfeld keine Grenzen zu kennen scheint und sich auf alle Rassen, einschließlich der farbigen, ausdehnt. Von seinem fürstlichen Vermögen machte er wie die Carnegies und Rockefellers den edelsten Gebrauch,

während er selbst wie seine jüngst verstorbene Gattin bei einer vergleichsweise bescheidenen Lebenshaltung ihr Genüge fanden. Rosenwald führte mich durch seine Schöpfung, die Sears Roebuck & Co. Ein eigenes Stadtviertel von Chicago, das ein Wunderwerk an amerikanischer Organisation darstellt. Aus kleinen Anfängen hat er die unscheinbare Firma zur höchsten Blüte gebracht, so daß ihm das Unternehmen, ein Warenversandhaus allergrößten Ausmaßes, jährlich Millionen von Dollars abwirft. Täglich laufen Tausende von Bestellungen mit der Post ein, die durch einen sinnreichen Apparat, eine Art von Hauseisenbahn, in die Hunderte von Büros geleitet werden, um am selben Tage ihre Erledigung zu finden. Wie Filene mit mir den Plan eines von ihm gestifteten Friedenspreises für Deutschland besprach und ich in seinem Auftrage den früheren Außenminister Dr. Walter Simons als Vorsitzenden gewann, so konsultierte mich Rosenwald über philanthropische Pläne und Absichten, insbesondere soweit Deutschland in Frage kommt. Es war mir nämlich gelungen, ein „American Relief Committee for German Intellectuals and Artists“ zusammenzustellen, dem die ersten Männer der Vereinigten Staaten angehörten. Es seien aus der Fülle der Prominenten, die sich zu diesem Komitee zusammenfanden, nur folgende Namen herausgehoben: Senator William E. Borah, Hon. Loring E. Dresel, Hon. Dr. Charles W. Eliot, Kardinal Patrick J. Hayes, Otto H. Kahn, Senator Robert La Follette, His Eminence Kardinal G. W. Mundelein, Julius Rosenwald, Paul M. Warburg und Woodrow Wilson, der mir noch kurz vor seinem Tode eine Zustimmungserklärung übersandte. Julius Rosenwald machte sich anheischig, für die Sammlung, sobald nach amerikanischer Sitte ein „drive“ einsetzen würde, im größten Umfange werbend einzugreifen und die Amerikaner zur Nacheiferung anzuspornen. Damals gab es noch keine Notgemeinschaft, die inzwischen ihre segensreiche Tätigkeit aufgenommen hat, sondern nur private Sammlungen, die veranstaltet wurden, um der unmittelbaren Not der deutschen Hochschulen, der Professoren und Studierenden zu steuern. Eine solche Sammlung veranstaltete beispielsweise Dr. Emanuel Baruch, der ebenfalls meinem Komitee sich anschloß. An der Spitze des Komitees stand kein Geringerer als der frühere Präsident von Harvard, Dr. Charles W. Eliot, der in Deutschland seine Studien absolviert hatte und mit der deutschen Wissen-

schaft im engsten Konnex geblieben war. Der neunzigste Geburtstag dieses angesehensten amerikanischen Gelehrten wurde wie eine Art von Nationalfeier begangen. Hunderte von Deputationen strömten nach Cambridge bei Boston, wo Eliot in einer bescheidenen Villa wohnte. Amerika weiß seine Großen zu ehren. Eliot gab mir am Geburtstag einen Wink, am darauffolgenden Tage sein Tischgast zu sein, um die deutschen Belange unter vier Augen eingehend mit mir durchzusprechen. Durch die Annahme des Ehrenpräsidiums seitens Eliots bekam das Komitee Schwung und Schlagkraft. Als mich Eliot nach dreistündigem Zusammensein hinunterbegleitete, blieb er vor meinem Auto stehen und meinte zum Schluß: „A last word, my dear friend, what is your age?“ Als ich ihm 65 antwortete, blickte er von seiner stolzen Höhe mitleidig auf mich herab und brachte hätschelnd und beinahe kosend das beglückende Wort heraus: „Boy!“

Es war mit Eliot vereinbart worden, daß ich mit der Sammlung als „Drive“ warten sollte, bis ich nach Europa zurückgekehrt und mich dort mit den zuständigen Instanzen ins Benehmen gesetzt haben würde, um unter seiner Flagge im kommenden Winter einen „Drive“ in entsprechendem Ausmaße persönlich zur Durchführung zu bringen. Inzwischen hat sich aber in Deutschland durch die Schachtsche Währungsstabilisierung der Übergang von der Inflation zur Deflation, von der Papiermark zur Goldmark vollzogen. Wie mit einem Schlage waren die schwersten Sorgen gebannt. Das Wunder des deutschen Wiederaufbaues, das besonders die Amerikaner seinem ganzen Gehalte nach zu würdigen wußten, begann sich auszuwirken. Die Periode der Almosen machte der Epoche der Kredite Platz. Die „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft“ hatte zudem mit Erfolg eingesetzt. Als ich heimkehrte und die Staatsmänner befragte, ob ein „Drive“ im nächsten Winter noch angezeigt sei oder aufwachenden deutschen Kredit in den Vereinigten Staaten schädigen könnte, teilte man meine Befürchtungen, so daß der „Drive“ unterblieb. Einige tausend Dollar waren indes bereits eingegangen, die zur Hälfte dem Mediziner Professor Borchard in Berlin, zur anderen Hälfte mir überwiesen wurden, damit die bitterste Not dort gestopt würde, wo sie uns am empfindlichsten entgegentrat.

Wenn ich die amerikanische Gastfreundschaft als edelste Tu-

gend der führenden Schichten preisen konnte, so kann ich angesichts meiner Erfahrungen auf Grund der Besprechungen mit den Prominenten des Landes als zweite Grundeigenschaft des Amerikaners hinstellen die Freigebigkeit, die schöne Geste des Schenkens, die noble Gesinnung werktätiger Menschenhilfe, die sich in der Stiftung von Universitäten, Laboratorien, Observatorien, Bibliotheken, Museen, Hospitälern und Gotteshäusern ausprägt. Um in den Seelen der Amerikaner lesen zu können und sie nicht bloß oberflächlich anzutupfen, muß man im ganzen Lande herumgekommen sein, mit den maßgebenden Persönlichkeiten auf dem Fuße der gesellschaftlichen Ebenbürtigkeit intime Aussprachen gehabt und Gelegenheit gefunden haben, die Amerikaner nicht nur auf Herz und Nieren zu prüfen, sondern auch auf Gemüt und Beutel zu beklopfen. Wenn ich daher ein ganz anderes Bild im dritten Stadium meiner Einstellung zu Amerika von diesem Lande in mich aufgenommen und zu dauerndem Besitz einverleibt habe als die meisten flüchtigen Amerikabesucher, die eine Art von Cookreise dort absolvieren und sich dann herausnehmen, über Land und Leute weitschweifig zu schreiben, so liegt dies wesentlich daran, daß ich mir Zeit genommen habe, Amerika mit Muße zu beobachten, zu betrachten und Gelegenheit gefunden habe, mit Vertretern von Wissenschaft und Kunst, von Literatur und Technik, von Schwerindustrie und Hochfinanz, von Wirtschaft und Diplomatie in so nahe menschliche Berührung zu kommen, daß ich mir ein Urteil über Wesen und Wert des geistigen Amerikanismus zubilligen darf. Meine Bewunderung geht nicht so weit, daß ich mir in Amerika ein Heim errichten, es als dauernde Wohnstätte wählen würde, aber doch weit genug, daß ich der Legende vom reinen „Money-Maker“ mit Fug entgegentreten kann. Der Amerikanismus hat eine neue Blüte von Geistigkeit gezeitigt, die in ihrer tiefsten Würzel mit dem amerikanischen Puritanismus der Quäker, Shaker, Lavelers, kurz mit dem religiösen Geiste der dortigen Kirchen unterirdisch zusammenhängt. Mag immerhin „Prosperity“ das leitmotivische Stichwort des Amerikanismus sein, so hat doch diese Wohlfahrt ethische Formen angenommen und sittliche Normen geschaffen, die zwar anders geartet sind als die europäischen Begriffe, aber im tiefsten Grunde nicht hinter ihnen zurückstehen. Wenn der Reichtum der Fugger und der Roth-

schild's seinen Niederschlag mehr in der Förderung von Künstlern gefunden hat, so schuf sich der amerikanische Reichtum neue Formen des Schenkens, der Investierung der erworbenen Schätze durch Erbauung von Bibliotheken und wissenschaftlichen Instituten. In Europa ist es der Staat, dem die Fürsorge für alle hohen Kulturgüter obliegt, in Amerika ist es die Privatinitiative, die überall dort helfend eingreift, wo neben der leiblichen die geistige Not an die Türen pocht. Das Wesen der Fideikomisse ist Amerika fremd, weil man dort nicht in Generationen denkt wie bei den alten Familien in Europa, die auf Jahrhunderte hinaus ihre Ururenkel sicherstellen wollen. In Amerika ist es anders. Die jungen Rockefeller oder Ford werden zwar nicht zum Proletarier gestempelt, damit sie von vorn anfangen müßten, aber sie werden zur Arbeit durch Vorbild herangezogen, damit sie in Gelderwerb nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck erblicken. Verfallene Schlösser hat Amerika freilich nicht, wie es in der Dichtung heißt, dafür jugendkräftigen, strebenden Nachwuchs, der nicht auf den Lorbeeren der Väter ausruht, sondern mit eisener Faust das Schicksal in die eigene Hand nimmt und es bewältigt. Rücksprachen mit der jüngeren Generation der Multimillionäre haben mir die Überzeugung beigebracht, daß die moralischen Kraftreserven der Amerikaner auf der Ertüchtigung ihrer Jugend beruhen. Nicht umsonst gedeihen jetzt in Amerika die Wissenschaften, die in Europa sich auf dem absteigenden Ast befinden. Wissenschaft und Kunst sind nicht unabhängig von der Wirtschaft. Ein verarmtes Volk wird nie eine Hochblüte dieser vornehmsten Zweige eines Kultursystems aufweisen. Was früher in Rom die Mäzene, in der Renaissance die Medici und die Päpste für Wissenschaft und Kunst geleistet haben, das ist im Zeichen des Maschinenzeitalters und der Weltwirtschaft als Ehrenmal auf die amerikanischen Milliardäre übergegangen.

In der Vorkriegszeit wallfahrteten junge Amerikaner scharenweise nach deutschen Universitäten, um dort aus dem Born der Wissenschaft zu trinken, jetzt fangen die begüterten Europäer an, ihre Söhne für einige Semester nach England und Amerika zu schicken. Wenn man auch keine Philosophie über Nacht aus dem Boden stampfen kann, so kann man doch durch ausgiebige Dotierung von Laboratorien und Observatorien die technischen

Wissenschaften planmäßig steigern, ja geradezu züchten. Das Beispiel Edisons war für Amerika der große Impuls. Die „ars inveniendi“, die der englische Philosoph Bacon von Verulam prophetisch gefordert hat, geht in Amerika in Erfüllung. Die wissenschaftlichen Jahreskongresse der amerikanischen Gelehrten, deren Gast ich gewesen bin, zeugen von einer Fruchtbarkeit und einer methodischen Durchhackerung der einzelnen Materien, die uns Bewunderung abnötigen. Da ich von technischen Dingen wenig verstehe, habe ich mehr die geisteswissenschaftlichen Kongresse auf deren Einladung frequentiert. Dem philosophischen Jahreskongreß im Dezember 1923 konnte ich freilich nur ein „paper“ zur Verfügung stellen, da ich gleichzeitig zur Jahresversammlung der Historiker und, woran mir besonders lag, zum „Annual Meeting“ der Soziologen geladen war. Dieser Jahreskongreß fand in Washington statt, wo ich mein Lieblingsthema über „Autorität“ vor sämtlichen Soziologen des Landes erörtern durfte. Da das Problem „Autorität“ einen starken Stich ins Politische hat, referierten die großen Tageszeitungen Washingtons mit großen „Head-Lines“ über meinen Vortrag. Und da Washington Sitz der Regierung ist, haben die Staatsmänner von dem Inhalt meines Vortrages Kenntnis genommen. Präsident Coolidge, Staatssekretär Hughes und der damalige Handelsminister, jetzige Präsident Herbert Hoover verfolgten meine Gedankengänge mit starker Anteilnahme. Der schweizerische Gesandte Peter, dessen Gattin, eine geborene Lachenal aus Genf, mit meiner ältesten Tochter innige Freundschaft unterhielt, machte für mich alle Wege und verabredete „Appointments“ auf Sonnabend, den 29. Dezember 1923 bei Präsident Coolidge, Staatssekretär Hughes und Handelsminister Hoover. Als ich zur festgesetzten Stunde, zehn Uhr, im „White-House“ vorsprach, fragte ich den amtierenden Privatsekretär, wieviel Minuten mir seiner Ansicht nach zur Verfügung stünden, damit ich das Wesentliche zusammenfassen könnte, was ich mit ihm, dem Präsidenten, zu besprechen hätte. Als er eine Andeutung von zehn Minuten machte, die für einen „distinguished foreigner“ üblich seien, richtete ich mich danach und konzentrierte meinen Stoff in zehn Minuten. Als ich auf die Uhr sah, um mich zu entfernen, drehte Präsident Coolidge den Spieß um und legte seine sprichwörtliche Wortkargheit und Gemessenheit ab. Ich solle noch bleiben so lange ich

Zeit hätte, da er mich ausfragen wolle. Den Staatssekretären Hughes und Hoover werde telephoniert werden, daß ich erst später käme. Mit großer Beflissenheit forschte Coolidge nach meinem Urteil über die mutmaßliche Lebensdauer der Sowjetrepublik. Staatssekretär Hughes ließ nämlich sein Ohr jenen Weißgardisten, die allabendlich in den Meetings verkündeten, Lenins Herrlichkeit werde den Monat nicht überdauern. Coolidge teilte diese Ansicht nicht, zumal er durch die Berichte seines Botschafters Houghthon, der mit Tschitscherin wiederholt bei mir zusammengetroffen war, zu einer anderen Auffassung sich durchgerungen hatte. Ihm war bekannt, daß ich in Genua bei Abschluß des Rapallo-Vertrages zugegen war, und er wollte die Schilderung der führenden russischen Persönlichkeiten, die augenblicklich am Ruder sind, von mir haben. Da ich den Inhalt des Houghthonschen Berichtes an das States-Departement über Besprechungen mit Tschitscherin in meinem Hause kannte, so lag es nahe, ihm eine nochmalige Durchsicht dieses Berichtes zu empfehlen, der den Tatsachen durchaus gerecht würde. Ich erklärte Präsident Coolidge, daß Rußland niemals von außen gestürzt werden könne, sondern nur durch innere Wirren, daß es mit der Zeit einem Zersetzungsprozeß unterliegen werde.

Meine Ausführungen verfehlten ihren Eindruck auf den Präsidenten nicht. Der Lauf der Ereignisse in Rußland hat ja inzwischen meine Prognose durchaus bestätigt. Als ich mich nach einstündiger Zwiesprache entfernen wollte, sagte mir Präsident Coolidge: „A last word, my dear Dr. Stein, I am informed, that Lenin, Trotzki, Radek and so on are pupils of yours“, worauf ich, mich verabschiedend, antwortete: „Quite right, but not because, Mister Präsident, notwithstanding, please.“ Mit Augenzwinkern deutete Coolidge an, daß er mich verstanden habe. Er schrieb mir ebenso wie Staatssekretär Charles E. Hughes einen lebenswürdigen Brief über das von mir erbetene Manuskript meines Vortrages in Washington: „Anarchy or Order: A Study on the Sociology of Authority in the Light of present European Conditions.“ Staatssekretär Hughes gegenüber verhehlte ich nicht, daß ich in bezug auf die Stabilität des Sowjetregimes anderer Meinung sei als er, was ihn nicht hinderte, mich zum feierlichen Empfang des diplomatischen Korps am Neujahrstage im Hause der

Pan American Union zum offiziellen Frühstück einzuladen, bei welchem Anlaß ich neben dem deutschen Botschafter Wiedfeldt die Mitglieder des diplomatischen Korps kennenlernte, sowie die führenden Senatoren im Auswärtigen Ausschuß, Borah und Lodge, die mich zur ausgiebigen Rücksprache am folgenden Tage einluden, was mir um so willkommener war, als ich damals schon die Aufforderung erhalten hatte, als Experte für deutsche Wirtschaftsfragen in dem „Committee of foreign Affairs, House of Representatives“ zu referieren. Mit dem jetzigen Präsidenten Hoover, der damals Handelsminister war, hatte ich wiederholte Aussprachen, über welche ich in meinem Vorwort zu Hoovers Büchlein „Bekanntnisse eines Staatsmannes“, der deutschen Übersetzung seines Werkchens „Das Wesen Amerikas“ (Berlin 1929 bei Stollberg) schrieb und meinen Eindruck von Hoover wie folgt zusammenfaßte: Als ich bei Hoover eintrat, fragte er mich mit einem leichten Anhauch von Ironie, weshalb ich ihn so scharf fixiere. Ich antwortete ihm, daß ich mir als Philosoph und Psychologe Menschen von Format auch physiognomisch anzudeuten suche. Belustigt fragte er mich, was ich nun an seinem Profil festgestellt hätte. Darauf antwortete ich ihm, daß während des Krieges der Generalissimus der türkischen Armee, Enver Pascha, anläßlich eines Essens beim amerikanischen Botschafter Morgenthau dieselbe Frage an mich gerichtet habe. Ich antwortete Enver Pascha: „Ihr Antlitz möchte ich mir besonders scharf einprägen, weil Sie in Mitteleuropa als ‚Napoleon der Türken‘ angesprochen werden, und ich möchte feststellen, was an dieser Legende wahr sei.“ Darauf antwortete Enver Pascha lachend, indem er vom Tisch aufstand und seine kleine Figur zeigte: „Sagen Sie zu Hause, Enver Pascha sei in einem Punkte noch viel größer als Napoleon, der war nämlich noch viel kleiner.“ „Herr Hoover“, fuhr ich fort, „auch über Sie besteht eine Legende. Man nennt Sie in Europa den ‚Napoleon der Ernährung‘, und ich wollte feststellen, was an dieser Legende wahr sei.“ Darauf antwortete er mit amerikanischem sense of humour, daß alle Legenden Dichtung und Wahrheit vermischten. In diesem Augenblick klingelte es, und Präsident Coolidge bat, das Gespräch zu unterbrechen, da er mich empfangen wolle.

Am Tage darauf wurde das Gespräch mit Hoover fortgesetzt, und ich hatte die Genugtuung, einem Manne gegenüber-

zustehen, der für alle Fragen der Weltwirtschaft und Welt-politik nicht bloß großes Interesse, sondern sachliches Ver-ständnis aufbrachte. Aufgefallen war mir bei diesen beiden Un-terredungen, wie genau er über die deutschen Verhältnisse in-formiert war. Der amerikanische Handelsattaché in Berlin hatte ihm offenbar einen Bericht über die wirtschaftliche Lage Deutschlands überreicht, bevor ich zum Besuch gebeten wurde. Als ich in den „Hearings before the Committee of foreign Affairs, House of representatives“ als Sachverständiger vernom-men wurde, um „for the relief of the distressed and starving women and children of Germany“ auszusagen, da konnte ich vor den Parlamentariern Amerikas in breiteren Ausführungen auseinandersetzen, was ich damals Hoover unter vier Augen mitgeteilt habe.

Hoover ist nach meiner festen Überzeugung ein Mann ohne Vorurteil. Er will das Beste seines Volkes und Landes, zugleich aber das Beste des ganzen Menschengeschlechtes.

In meinem Berichte an Staatssekretär von Maltzan, den spä-teren deutschen Botschafter in Washington, den ich vor der Absendung dem damaligen Botschafter Wiedfeldt zur Kenntnis-nahme übergab, habe ich meine Besprechung mit Hoover fol-gendermaßen gekennzeichnet: „Hoover begann mit der Frage über Lebensmittelkredite für Deutschland und ob man Frank-reich dafür gewinnen werde, die Priorität für die amerikanische Anleihe zu gewähren. Er selbst, Hoover, scheint ebensowenig ein Freund einer amtlichen Anleihe durch den Senat, wie sie vom Kongreßmitglied Hamilton Fish und dem sozialistischen Mitglied Berger beantragt sind, zu sein, wie Castle. Immerhin werden sie für den Fall, daß die amerikanischen Experten in Berlin bei der Reparationskommission vorschlagen, daß für die Lebensmittel ein Kredit seitens Amerikas mit Prioritätsrecht gewährt wird, keinen Widerstand entgegensetzen. Hoover ging sogar so weit, mir zu sagen, er selbst und Hughes hätten den Bericht von Herring direkt dem Kongreßmitglied Fish zuge-schickt, damit Fish das Material für seine Gesetzesvorlage be-käme. Hoover setzte mir alsdann auseinander, daß er unter allen Umständen bereit und gewillt sei, für die Behebung der Lebens-mittelnot und die Rohstoffversorgung Deutschlands Wichtiges zu unternehmen, weil man doch Deutschland gegenüber einen anderen Ton anzuschlagen habe als Rußland gegenüber. Mit

den russischen Sowjets wolle man amtlich nichts zu tun haben, deshalb habe auch das ‚Relief Committee‘ die Gelder, die der Kongreß bewilligt habe, unter einer amerikanischen Regie verausgabte, während man mit Deutschland entsprechend zusammenarbeiten müsse, um die Distribution von Lebensmitteln und die Verwendung der großen Summen gemeinsam zu regeln. Hoover bat mich, ihm durch meine Personalkennntnis behilflich zu sein, die entsprechende deutsche amtliche Stelle namhaft zu machen und stellte mir in Aussicht, daß ein gemeinsamer Apparat eingerichtet werden solle unter Leitung von Deutschen, die ich zur Verteilung von Lebensmitteln und Rohstoffen für geeignet hielte.

Der ständige Referent über Deutschland war Castle. Meine Besprechung mit Castle hat so ziemlich alle Probleme berührt, welche die europäische Politik im allgemeinen und insbesondere die in Berlin tagende Sitzung der Reparationskommission, unter Teilnahme der Amerikaner, betreffen. Castle habe ich schon unter Gerard, Dresel und Houghton kennengelernt und mich in Berlin mit ihm über alles ausgesprochen, so daß wir nur den Faden weiterzuspinnen brauchten, den wir jüngst in Berlin bereits angeknüpft hatten. Ich gewann den Eindruck, daß Castle mehr und mehr einer Intervention durch Amerika zur Rettung der deutschen Einheit zuneige. Ich setzte ihm auseinander, daß eine Zersplitterung Deutschlands nicht im amerikanischen Interesse läge, weder von der Welthandels- noch von der politischen Seite. Ein zerstückeltes und zersplittertes Deutschland mit Kleinstaaterei sei nicht bündnisfähig. Es sei deshalb notwendig, das Deutsche Reich in seiner Weimarer Verfassung zu unterstützen, weil sonst die Gefahr nahe läge, daß die Zersplitterung entweder rechts zu einer Diktatur oder links zu einem wilden Kommunismus führe. Castle pflichtete mir bei und war der Meinung, daß diejenige Auffassung, welche ich dem Präsidenten Coolidge gegenüber vertrat, daß, um eine Hilfsaktion für die deutschen Kinder einzusetzen, man den Hooverschen Plan, den der Präsident beifällig aufgenommen hat, unterstützen müsse, die richtige sei. Ich habe keinen Schritt unternommen, auch bei Coolidge nicht, den ich nicht vorher mit dem deutschen Botschafter durchgesprochen, dessen Auffassung bei dem Tasten und Vorfühlen in den betreffenden Kreisen ich jeweils eingeholt hätte. Ich habe

Coolidge geneigt gefunden, im Interesse der hungernden Kinder Deutschlands eine Aktion zu unterstützen. Daß er an General Allen oder an Hoover oder an beide eine Zeile des Inhaltes richte, daß man angesichts der unzweifelhaften Notlage Deutschlands irgend etwas durch die öffentliche Mildtätigkeit Amerikas unternehmen sollte, um zu verhindern, daß die deutschen Kinder durch Hunger, Elend und Kälte für ihr ganzes Leben Schaden erleiden. Castle unterstrich diese Möglichkeit mit derselben Motivierung und wiederholte mir gegenüber noch einmal, daß man viel leichter einen solchen Schritt vor der öffentlichen Meinung begründen könne als eine Gesetzesvorlage im Parlament. Denn bei einem Gesetz für eine ausgesprochene Lebensmittelversorgung Deutschlands, solange man noch gar nicht wüßte, ob Amerika das Prioritätsrecht für die Anleihe eingeräumt erhalte, sei nicht viel zu erhoffen. Anders aber bei der öffentlichen Mildtätigkeit. Da steuere nur jener bei, der für die deutschen Kinder wirklich etwas übrig habe. Im übrigen ist auch nach der Schätzung von James Speyer, mit dem ich über die Sache gesprochen habe, bei einer derartigen Hilfe für die deutschen Kinder von einem entsprechenden Brief von Coolidge ‚in fact‘ mehr zu erwarten als durch eine Anleihe, wie sie das Kongreßmitglied Fish vorschlägt.

Ich hatte Gelegenheit, Hamilton Fish beim Frühstück des ungarischen Gesandten Széchényi und dessen Gattin Gladys, geborener Vanderbilt, eingehend zu sprechen und auch seine Frau kennenzulernen. Fish setzt sich mit seiner ganzen Kraft für diesen Lebensmittelkredit ein und will diese Gesetzesvorlage einbringen. Hoover und Castle erzählten mir, sie hätten Fish einen Bericht des amerikanischen Handelsattachés in Berlin, Herring, zugeschickt, damit er das Material für seine Vorlage vorfände; er, Castle, stehe zwar dieser Vorlage nicht sympathisch gegenüber, sondern würde lieber die freiwilligen Beiträge sehen, worauf ich erwiderte, man könne ja das eine tun und brauche das andere nicht zu lassen.

Der Schlußpassus meines Berichtes an Staatssekretär von Maltzan beschäftigte sich mit dem Inhalt einer anderthalbstündigen Unterredung mit Staatssekretär Hughes. Staatssekretär Hughes stellte mir zwei Fragen: eine politische und eine wirtschaftliche. Die politische betraf Marx-Stresemann. Ich setzte ihm die Gründe auseinander, weshalb das Zentrum als Regie-

runbspartei vorzuziehen sei und daß mit Marx eine Brücke von Berlin nach München, also von Preußen nach Bayern geschlagen würde. Auch Hughes betonte, wie Castle, die Notwendigkeit der deutschen Einheit. Im Interesse dieser Einheit, so setzte ich Hughes auseinander, sei es für Amerika, überhaupt für die englischsprechende Welt notwendig, das jetzige Kabinett zu unterstützen, zumal es die stillschweigende Zustimmung des rechten Flügels der Sozialdemokraten habe, wobei ich nicht verfehlte hinzuzufügen, daß diese Sozialdemokraten von vorgestern die Bourgeoisie von übermorgen sein würden, was mit Wohlgefallen aufgenommen wurde. Der Block Marx-Stresemann-Koch bedeute in meinen Augen nur eine Fortsetzung der Koalition unter Erleichterung der Regierungsfähigkeit des jetzigen Kabinetts, weil die Vertreter des jetzigen Kabinetts die Bestrebungen des letzten Kabinetts nicht desavouierten. Wenn es Stresemann gelänge, eine Verständigung mit Frankreich herbeizuführen, die in Amerika doch sehr begrüßt werde, und es Marx gelänge, das Ermächtigungsgesetz derart durchzusetzen, daß das Währungsproblem gelöst wird, wenn Stresemann als Botschafter nach Paris käme und Helfferich von der Regierung ferngehalten würde, so würde Marx zusammen mit Stresemann die nächste Wahl machen. Das Parlament würde eines natürlichen Todes sterben. In diesem Falle wäre man aber sicher, wieder eine Majorität der Mitte zu erreichen, so daß Deutschland in Ruhe wieder arbeiten könne, wenn es über diesen Winter hinwegkäme. Die Hauptsache für diesen Winter sei aber der Unterhalt der Kinder auf der einen Seite, auf der anderen derjenige der Ärzte, Professoren, Techniker, pensionierten Geheimräte usw., kurzum aller Intellektuellen, bis zum nächsten Herbst. Dazu seien zwei ‚Relief Committees‘ notwendig: das Allensche Komitee für die Kinderversorgung, unterstützt von Coolidge durch ein populäres Wort an die ‚sentiments‘, daß die Rettung der Kinder möglich sei durch gemeinsame Hilfe, ferner müßte ein Komitee von Professoren an den Universitäten konstituiert werden, um den deutschen Intellektuellen über die Not der nächsten Monate hinwegzuhelfen, bis Deutschland sich auf die Beine stellt und seine Intellektuellen selbst wieder ernähren kann. Meine Ausführungen fanden Hughes' Beifall. Er notierte sich eine Rücksprache mit Herbert Hoover nach der Richtung der Kinderspeisung und versprach mir auch

seine stillschweigende Mitwirkung, wenn ich ein solches Komitee der amerikanischen Intellektuellen zugunsten der deutschen Intellektuellen ins Leben rief; womit ich schon morgen in New York einsetzen würde, indem ich diejenigen Professoren, die mich zu Vorträgen eingeladen, zugunsten dieser Fürsorge für die deutschen Intellektuellen zusammenzubringen mich bestreben werde.

Alles in allem hätte ich den Eindruck, daß sich in der amerikanischen öffentlichen Meinung infolge des Ruhreinbruches und der Verelendung Deutschlands ein merkbarer Ruck zugunsten Deutschlands vollzogen habe. Männer wie Präsident Butler oder Otto H. Kahn, welche früher Bedenken getragen hätten, sich mit Deutschland irgendwie einzulassen, schienen ebenso geneigt, den Rückzug anzutreten, wie Gerard und mehrere andere, die meine schweizerische Neutralität als eine Art goldener Brücke zwecks Rückkehr zu Sympathien für Deutschland benützen. Wie weit dies wahltechnische Manöver sind, vermag ich nicht zu beurteilen, aber ich habe das beglückende Gefühl, zugunsten Deutschlands etwas erreicht zu haben.

„Ich bitte Sie“, so schloß mein Schreiben an Maltzan, „auch meinem Freunde Georg Bernhard von meinem Bericht Kenntnis zu geben, damit er manches für die ‚Vossische Zeitung‘ verwenden kann. Ich möchte aber unter keinen Umständen eine Indiskretion begehen und überlasse es daher Ihnen, was aus meinen vertraulichen Mitteilungen den Weg in die Öffentlichkeit finden soll.

Mit den herzlichsten Grüßen für Sie und Ihre Gattin bin ich
Ihr sehr ergebener
L. Stein.“

Für Maltzan waren diese Berichte von um so größerem Werte, als er später den Botschafterposten in Amerika bekleiden sollte. Da man in Amerika antisowjetistisch eingestellt war und Maltzan dort sein Rapallo-Vertrag verargt wurde, kam es ihm gelegen, daß ich dem Präsidenten Coolidge über die Rapallo-Verhandlungen im allgemeinen und Maltzans Leistung im besonderen Aufklärung geben konnte; es gelang mir, die Vorurteile gegen Maltzan zu zerstreuen und eben dadurch die seiner Kandidatur als Botschafter in Washington entgegenstehenden Hemmnisse zu mildern. Ich hatte mit Zustimmung Maltzans eine Anzahl von Aufsätzen über meine amerikanischen

Unterredungen in der „Vossischen Zeitung“ und als „Diplomaticus“ in der „B. Z.“ veröffentlicht. Als Maltzan das amerikanische Agrément zu seiner Ernennung erhielt, faßte ich alles, was zu seinen Gunsten gesagt werden konnte, in einen Diplomaticusaufsatz, betitelt der „rote Prinz“, zusammen und überbrachte ihm den Artikel, der seinen Qualifikationen in jeder Weise gerecht wurde, bei der Abfahrt nach Amerika auf den Bahnhof, um sein politisches Reisegepäck etwas zu bereichern. Ein tragisches Geschick wollte es, daß dieser Befähigteste unter den deutschen Diplomaten der Nachkriegszeit anlässlich eines Ferienurlaubes in Deutschland im Flugzeug verbrannte.

Ein Zwischenspiel in Philadelphia vom 18. Januar 1924 mag hier Erwähnung finden. Am 15. Januar läutete in meinem Hotel der „Chairman“ des „Poor Richard Club“ in Philadelphia an, um mich zu bitten, beim englischen Botschafter, dem ich nahe stehen solle, vorstellig zu werden, daß er auf dem Bankett des „Poor Richard Club“ am 18. Januar die Festrede übernehme. „Poor Richard“ ist nämlich Benjamin Franklin, der große amerikanische Erfinder, Staatsmann und Philosoph, der zweihundert Jahre zuvor die erste diplomatische Mission übernommen und sich nach London begeben hatte. Diesen Gedenktag wollte der „Poor Richard Club“ von Philadelphia, der Stadt Franklins, mit Unterstützung sämtlicher „Advertisers“ (Reklamefirmen und Inseratenbüros) durch ein großes Bankett festlich begehen. Es lag nahe, den englischen Botschafter mit der Festrede zu betrauen. Ich antwortete am Apparat, daß es mir als Ausländer nicht zustünde, den englischen Botschafter in einer rein amerikanischen Angelegenheit zu bemühen. Aber ich erklärte mich sogleich bereit, den ehemaligen Botschafter Gerard mit dieser Mission zu betrauen, der als Kollege ein solches Ansinnen an den englischen Botschafter eher stellen könne. Gerard erklärte sich dazu bereit, und nun kam es Blitz auf Blitz in echt amerikanischem Tempo zu folgendem: Nach einer halben Stunde rief mich Philadelphia wieder an, der englische Botschafter sei durch eine Augenoperation verhindert, an diesem Tage zu sprechen, aber er empfehle dem „Poor Richard Club“, mir die Festrede zu übertragen, wozu ich mich sogleich verstand. Der „Chairman“ in Philadelphia fragte mich, wo ich zu Mittag speise, damit er alle Einzelheiten

mit mir besprechen könne. Ich antwortete: Im „Bankers Club“. Dort war ich nämlich mit dem deutschen Botschafter Wiedfeldt zum Frühstück verabredet. „Well“, sagte der „Chairman“, „allright, in zehn Minuten geht ein Zug nach New York, bin 1 Uhr 30 im Bankers Club, fahre 1 Uhr 45 wieder zurück, so daß wir in dieser Viertelstunde alles Erforderliche besprechen können.“ Wiedfeldt war höchlich ergötzt, als ich ihm dieses Histörchen erzählte, zugleich im deutschen Interesse froh, daß man mir diese ehrenvolle Aufgabe übertragen habe. Pünktlich war der „Chairman“ zur Stelle, gab mir im Depeschentil Instruktionen über Zeitdauer und Inhalt des Vortrages, stellte mir einen Pullman-Car zur Verfügung und wollte mich am Bahnhof in Philadelphia am 17. Januar abholen. Freunden von mir machte diese literarische Exkursion dermaßen Spaß, daß sie mit von der Partie sein wollten und den Pullman-Car füllten. Als richtiggehender Professor ging ich sogleich in die große Bibliothek, um mir das Material über Benjamin Franklin zusammenzustellen, bevor ich an die Ausarbeitung des Vortrages ginge. Ein Zufall fügte es, daß ich unter den Hunderten von Schriften über Franklin im Katalog einen Hinweis fand: siehe Ludwig Stein. Mir war nicht erinnerlich, daß ich mit Franklin mich befaßt hätte. Aber der Katalog hatte ein besseres Gedächtnis. Ich fand einen Hinweis auf meine „Philosophischen Strömungen der Gegenwart“, die während des Krieges in einer dreibändigen Ausgabe in englischer Übersetzung erschienen waren, und fand auf S. 33 einen Passus über amerikanische Philosophie im allgemeinen und Benjamin Franklin im besonderen. Da dieses Buch 1908, also lange vor dem Kriege erschienen war, konnte ich den Passus über die amerikanische Philosophie mit dem vollen Brustton der Überzeugung vortragen, daß meine Würdigung Amerikas Vorkriegsware sei, also nicht „flattering“ zu rechtgemacht oder „in usum Delphini“ zugeschnitten sei. „C'est une trouvaille“, rief ich meinem Begleiter zu, „jetzt habe ich den Text der Festrede.“ Als ich mit meinen Freunden etwa drei Stunden vor meinem Vortrag in Philadelphia anlangte, waren die Mitglieder des Komitees mit ihren Schleifen auf dem Bahnhof richtig zur Stelle und geleiteten mich ins Hotel, wo für mich und den zweiten Redner, den amerikanischen Senator Ferris aus Michigan, Zimmer bestellt

waren. Das Gewühl in der Halle des Hotels war nervenaufpeitschend. Als wir uns beim Manager nach der reservierten Zimmernummer erkundigten, hieß es, die Bestellung sei verlorengegangen und ein Zimmer nicht zu haben. Neben mir stand ein ehrwürdiger Greis von professoralem Aussehen mit verlegener Miene, zappelig und hilflos, und ich vermutete, das könnte der Senator sein, dem das gleiche Mißgeschick widerfahren sei. Während die Komiteemitglieder eifrig bemüht waren, im benachbarten Klubhaus von „Poor Richard“ ein Zimmer zu improvisieren, frug ich meinen Leidensgefährten, ob er vielleicht der Senator Ferris sei. Als er bejahte und erfuhr, daß wir heute abend nebeneinander sprechen sollten, kamen die Komiteemitglieder mit der Meldung zurück, ein Zimmer mit zwei Betten und Baderaum sei reserviert. Ich bot Ferris an, das Zimmer mit mir zu teilen, da wir in „full-dress“ sprechen und uns sofort umkleiden müßten. Inmitten der Prozedur des Umkleidens klopfte es an die Tür und drei Herren traten ein, darunter ein katholischer Priester, um den Senator Ferris zu begrüßen. Aus seiner Soutane holte der Priester ein Fläschchen Whisky hervor, um es Ferris mit der Motivierung anzubieten, daß es Redner gäbe, die ohne Ermutigungsschluck nicht sprechen könnten. Ferris verfärbte sich ob dieser Zumutung und rief entsetzt: „I am dry“, worauf ich, den Schalk im Nacken, dem guten Priester den Whisky mit den Worten entriß: „I am wet.“ Ich stellte die Flasche gleich im Badezimmer auf Eis, um nachts einen Schlaftrunk zu haben, wenn mein Zimmergenosse die schlechte Angewohnheit des Schnarchens haben sollte. Heute noch bin ich dem Priester für seine weise Fürsorge dankbar, wenngleich es an anderen Gelegenheiten, Whisky zu trinken, an diesem Abend nicht fehlen sollte. Ich saß nämlich an der Ehrentafel zwischen dem Gouverneur und dem Lordmayor von Philadelphia. Natürlich gab es auf dem Tisch nur Sodawasser. Nach einer Viertelstunde zwinkerte mir der Gouverneur verständnisinnig zu, ich möchte ihm mein Glas mit Soda reichen, worauf das Glas für wenige Sekunden unter dem Tisch verschwand, um zur Hälfte mit Whisky gefüllt zurückzukehren. Nach einer weiteren Viertelstunde etwa blinzelte der Lordmayor und stellte mir die gleiche Zumutung. Da ich das Oberhaupt der Stadt nicht verletzen wollte, mochte ich ihm nicht versagen, was ich seinem Kollegen zugestanden

hatte. Und so hielt ich denn meine Rede in etwas gehobener Stimmung. Sie begann etwa so: Man könnte Moses den ersten Inseratenchef der Geschichte nennen, denn er habe die zehn Gebote in Stein gegraben und nach allen Gegenden der Windrose hinausgestellt, wo sie noch heute in Wirksamkeit bleiben. Jetzt werden die zehn Gebote verfilmt, und man kann am Broadway in marktschreierischen Lettern das Filmstück ‚the ten Commandments‘ in elektrischer Bestrahlung hundertfach lesen. Aber das Vorgehen von Moses erweist sich doch als dauerhafter als der elektrisch angepriesene Film, denn um Mitternacht werden die Lichter ausgelöscht und die zehn Gebote versinken in das Schattenreich des Vergessens, während die in Stein gegrabenen zehn Gebote von Moses die Jahrtausende überdauern und das ganze Erdenrund umfassen. Auch in einer anderen Richtung sei Moses besonders für das amerikanische Volk der Prophet, denn er habe nach 40jähriger Wüstenwanderung, als die Kinder Israel vor Durst verschmachteteten und zu murren begannen, mit seinem Stab auf den Felsen geschlagen und siehe da — das Wasser! das gegenwärtige Nationalgetränk des amerikanischen Volkes, kam zum Vorschein.“ Damit hatte ich den Nerv der Zuhörerschaft getroffen. Man will bei solchen Veranstaltungen weder Jeremiaden noch Kapuzinaden hören, sondern allenfalls Abraham a Santa Clara mit einem Stich ins Humorige. Dieser unvergessene Abend hat mir die Freundschaft des Senators Woodbridge N. Ferris eingetragen, die mir bei meinem zweiten Besuch in Washington wertvolle Stützen geboten hat. Ich erhielt nämlich im Anschluß an das bereits geschilderte Gespräch mit dem Abgeordneten von New York (26. District Hamilton Fish jun.) nachfolgenden Brief:

Member Committee Foreign Affairs.

Congress of the United States House of
Representatives, Washington, D. C.

Dr. Stein,
Waldorf-Astoria-Hotel,
New York, H. Y.

January 30, 1924.

Dear Dr. Stein:

I am writing to ask if you could appear before the Committee of Foreign Affairs on Tuesday February 5, at 10 o'clock, to

present evidence concerning the economic conditions in Germany at the present time.

I am writing you at the suggestion of General Allen who says you know from observation of the suffering and starving among the women and the children of Germany. The Committee will consider a number of wills appropriating money for relief purposes, including one of my own providing for twenty million dollars which is not to be used to purchase grain fats etc. There will be a number of representative people from Chicago, St. Louis, Philadelphia and New York who will testify.

Trusting you will be able to be present at the hearing, and that you will let me know, at an early date, whether or not you can attend,

Sincerely yours

Hamilton Fish.

Dieser Einladung folgte ich um so lieber, als ich ein Memorandum mitbringen und vorlegen konnte, das mir die deutsche Regierung für diesen Zweck übermittelt hatte. Das „Hearing“ fand vom 29. Januar ab mit Unterbrechungen bis zum 13. Februar statt. Mit mir gleichzeitig waren etwa zwanzig andere Experten geladen, darunter Maj.-Gen. Henry T. Allen für das American Committee for Relief for German children und Hon. Herbert C. Hoover, Secretary of Commerce, jetzt Präsident der Vereinigten Staaten. Die Aussagen der Experten sind in Washington beim Government Printing Office 1924 erschienen. Meine Aussagen beginnen auf S. 61 und schließen auf S. 111 dieser Publikation, die 156 Druckseiten umfaßt. 40 Seiten dieses Buches entfallen somit auf die Fragen, die an mich gestellt worden sind, und die Antworten, die ich gegeben habe. Die Expertise umfaßte so ziemlich den ganzen Umkreis wirtschaftlicher und politischer Fragen, welche die damalige amerikanische Öffentlichkeit beschäftigten. Ich mußte die Inflation und die beginnende Deflation beschreiben, die Entschuldung des deutschen Hypothekenbesitzes erklären, die Wirkung der Ruhrbesetzung nach der wirtschaftlichen und politischen Seite schildern, eine Charakteristik des Reichskanzlers Cuno, seines Nachfolgers Stresemann und des Reichskanzlers Marx entwerfen, das Wesen des schweizerisch-deutschen Valutaabkommens auf der Basis von

Goldhypothesen auseinandersetzen, kurz den ganzen Umkreis jener Probleme darstellen, welche das Komitee für auswärtige Angelegenheiten im Repräsentantenhaus und den Senat interessierten. Die Mitglieder der deutschen Botschaft in Washington, die an diesem „Hearing“ als Zuhörer zugegen waren, beglückwünschten mich zu dieser Leistung im deutschen Interesse, die ich natürlich nicht nur der Beherrschung der Materie verdanke, sondern vor allem der Sicherheit im englischen Ausdruck, die mich befähigte, alle Fragen, auch die delikatesten, mit Präzision zu beantworten. Der deutsche Botschafter selbst, Wiedfeldt, konnte nicht zugegen sein, weil er einen unangenehmen politischen Zwischenfall zu überdauern hatte. Präsident Wilson war nämlich gestorben, und die deutsche Botschaft hatte nicht sofort mit derjenigen Beflissenheit geflaggt, welche die öffentliche Meinung Amerikas beanspruchte. Es gab Demonstrationen des Mobs vor dem Palais des Botschafters. Durch ein dringendes Telegramm an die „Vossische Zeitung“ war es mir gelungen, den Sachverhalt richtigzustellen und die auch in Deutschland aufgewühlte öffentliche Meinung über die Flaggenfrage etwas zu beschwichtigen. Wiedfeldt hat mir diesen kleinen Dienst nie vergessen; als er von seinem Botschafterposten zurückkehrte, um wieder seinen alten Posten bei Krupp zu übernehmen, kam das Gespräch auf dieses bitterste politische Erlebnis in Washington. Er betonte mit Nachdruck, daß meine Richtigstellung, deren Text ich mit ihm vereinbart hatte, sowohl im Auswärtigen Amte als auch in der öffentlichen Meinung Deutschlands entsprechend bewertet wurde.

Meine Mission in Amerika war erfüllt, und ich dachte an die Heimreise. Mit zwei Sekretären arbeitete ich an dem Buche „Evolution and Optimism“, das ich als wissenschaftlichen Ertrag meiner Vorlesungen an den Universitäten und Colleges zusammenfaßte. Präsident Nicholas Murray Butler, der noch vor kurzem mein Gast in Berlin war, schrieb zu diesem Buche die Einführung. Die Schlußworte seines „Preface“ lauten: „Dr. Stein's book will provoke thought and discussion, and his many judgments will invite criticism and even antagonism. There can be no doubt, however, of the sincerity and directness of his argument or of the virility and liveliness of his style. Surely it takes some courage and some vision for a man of Dr. Stein's training and experience to have passed through the

last fifteen years of the history of the world with his optimism intact and exultant.

Nicholas Murray Butler.

Columbia University

November 2, 1925.

Die Kritik der amerikanischen Presse, der politischen als auch der wissenschaftlichen Welt, machte sich das Urteil Butlers zu eigen. Ich hatte in 14 Kapiteln alle Formen des Optimismus durchleuchtet und meine persönliche Stellungnahme zu diesen Problemen gekennzeichnet. Damit war das wissenschaftliche Fazit meines Lebens gezogen, so daß man dieses Buch als eine Art von philosophischem Testament ansprechen könnte. Der Optimismus ist in ein System gegossen und der angelsächsischen Geistigkeit in diesem Buche angepaßt, namentlich im ersten Artikel „Evolution and American Spirit“.

Nach Vollendung des Manuskriptes hatte ich meine Rückreise nach Europa so festgesetzt, daß ich mit den Freunden Graf Harry Keßler und Georg Bernhard die Rückfahrt auf dem „Columbus“ antreten sollte. Im letzten Augenblick trat der Deutschamerikaner Ahnelt, der dem Pen-Club nahestand, mit der Bitte an mich heran, anstelle Gerhart Hauptmanns, der im letzten Augenblick seine Zusage telegraphisch zurückgezogen hatte, auf einer internationalen Tagung des Pen-Clubs das Referat für die deutschsprechenden Länder (Deutschland, Österreich und die deutsche Schweiz) zu übernehmen. Ich schlug als Redner Graf Keßler vor, aber sein Gepäck war schon auf dem Schiff, ebenso wie das Georg Bernhards. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als ein Schiff zu überschlagen und die Vertretung des deutschen Schrifttums im Pen-Club zu übernehmen. Die Vertreter aller Länder, mit Ausnahme Frankreichs, sprachen englisch. Mit dem „Chairman“ hatte ich verabredet, daß die Reihenfolge der Redner nicht nach dem französischen Alphabet erfolgen solle, weil dann Allemagne an erster Stelle stünde, was ich für untunlich hielt. Nach dem englischen Alphabet komme Germany hinter France, was mir um so willkommener war, als ich mich mit dem französischen Vertreter, dem Dichter Jules Romains, angefreundet hatte. Jules Romains beendete seine französische Ansprache, die er mit großer Verve vortrug, mit einem Appell an die „Etats unis de l'Europe“.

Statt nun meine Rede englisch zu halten, schlug ich dem Publikum, das des Französischen offenbar durchgängig nicht mächtig war, vor, die Rede ins Englische zu übertragen, was mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Dem Gedanken von Pan-Europa konnte ich um so wärmer beitreten, als ich in meinen Schriften seit vier Jahrzehnten für diese Idee unbeirrbar eingetreten, und schon vor dreißig Jahren gemeinsam mit Emile Arnaud aus Luzarches, der im Berner Friedensbüro mein Kollege war, eine Monatsschrift unter dem Titel mitherausgab: „Les Etats unis de l'Europe“. Dazu sei die Hauptstadt der Schweiz, Bern, als Mittelpunkt wie geschaffen. Die Schweiz, die selbst aus drei Nationalitäten zusammengesetzt ist, die seit hundert Jahren friedlich zusammenleben, sei das politische Modell der Vereinigten Staaten von Europa. Die Schweiz brauche nur mit dem einen Arm Deutschland, mit dem anderen Frankreich zu annektieren, Bern als Welthauptstadt auszurufen und die Vereinigten Staaten von Europa sind fertig. Und so schloß denn mein Aufenthalt in Amerika mit einem Ausblick auf die entferntere Zukunft. Der Traum meines Lebens scheint in Erfüllung zu gehen. Der Kellogg-Pakt, der eine Verheißung ist, scheint ein Meilenzeiger auf der Heerstraße der Weltgeschichte zu sein, die zu Frieden und Eintracht zwischen Völkern, Nationen, Rassen, Klassen und Ständen emporführt. Wenn Columbus bei der Entdeckung Amerikas in die verzückten Worte ausbrach: „Ich sehe Land“, so konnte ich bei meiner optimistischen Deutung des Sinnes der Geschichte, als ich Amerika verließ, den Jubelruf ertönen lassen: „Ich sehe Licht!“

Schl u ß w o r t

Als Ludwig Stein am 13. Juli die Augen schloß, leuchtete ihm noch einmal die Sonne des Lebens, die ihm immer geschienen. In Salzburg, der Stadt Mozarts, dessen Melodien ihn so oft erfreuten, läuteten die Glocken zur Nachmittagsandacht, und ein Sonnenstrahl fiel in dem Augenblick auf sein Antlitz, als er uns verließ, nachdem es vorher aprilhaft gehagelt hatte.

So wie er gelebt, als „lachender Optimist“, so ist er von uns gegangen.

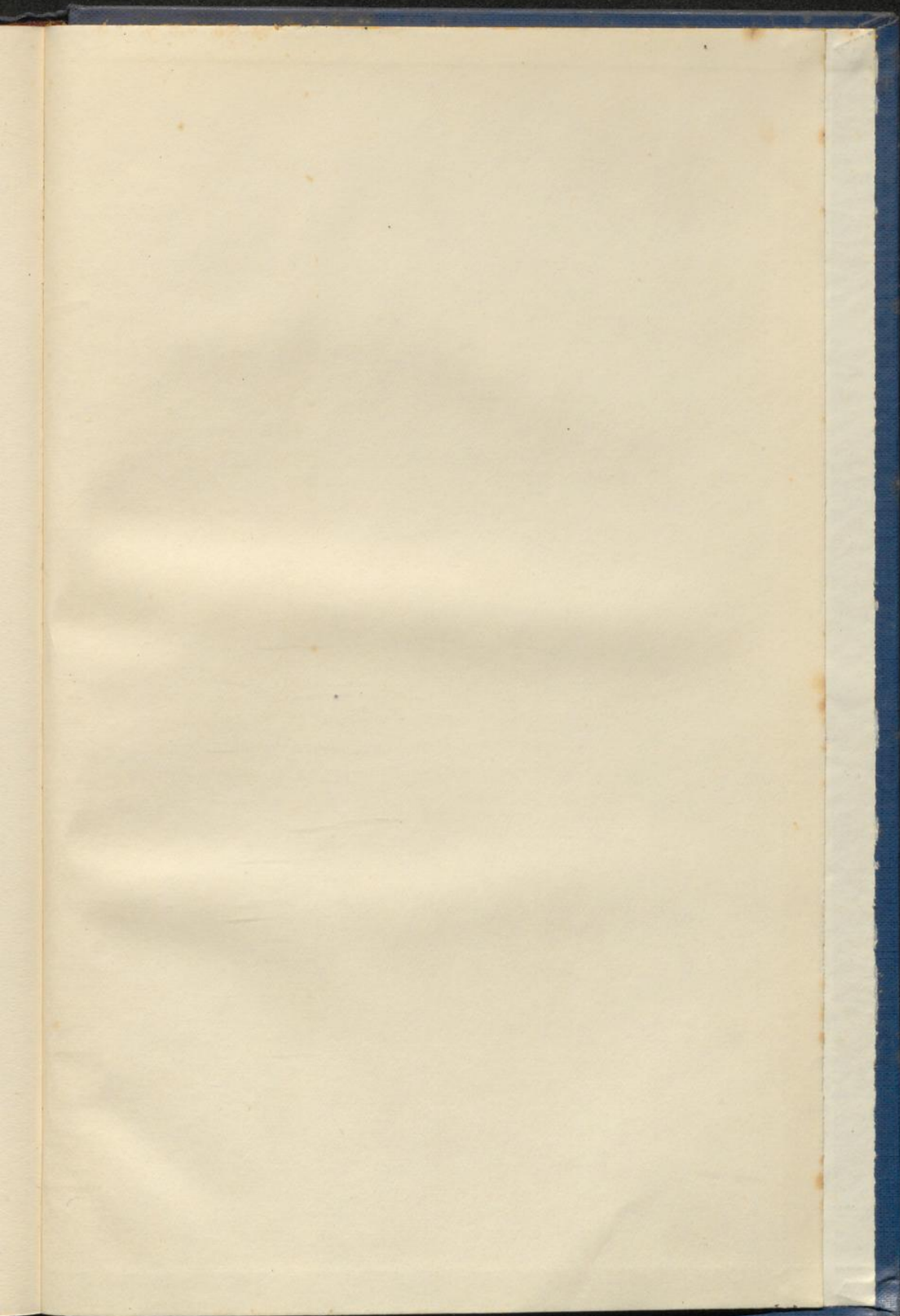
Sein Wunsch, mir, seiner langjährigen Sekretärin, in Gastein das Schlußkapitel seiner Memoiren zu diktieren, sollte sich nicht erfüllen, obgleich wir es „ambulando“ in großen Zügen skizziert hatten. Dieses Schlußkapitel sollte ein Preis auf das sieghaft sich behauptende Leben sein, dem er von jeher gehuldigt — ein Rückblick auch auf die Bereiche der Kunst, auf Malerei und Musik, die ihm besonders in den letzten Jahren näher rückten. Es sollte eine Ermahnung sein an die Jugend, sich anzuschließen, um ein Ganzes zu werden.

Die vorliegenden Erinnerungen waren ursprünglich für den engsten Kreis der Familie gedacht und in diesem Sinne diktiert. Die endgültige Redaktion im Hinblick auf die — später beschlossene — Veröffentlichung noch zu Lebzeiten, konnte der Verfasser nicht mehr durchführen.

Ludwig Stein, der, wohin er nur kam, mit seinen strahlenden blauen Augen Freude spendete, wird weiter in unseren Herzen wohnen.

Sein letztes Wort war: tapfer sein.

Margarete Zorer.



Quilting 27th

W

19.13

